Princeton University Library
32101 066878388
RECAP
Digitized by Google

5
.338
v.1-2

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Dieser D. E. F. Eckhardt, [illegible]
Halle den 23 Aprill 179[illegible]
58 Jahr seines Leben[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Ernst
Graf zu Erbach.

Digitized by Google

Kostet not.
2 fl. 30 X

Digitized by Google

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale.

Von ihm selbst geschrieben.

Erster Theil.

Braud.

Frankfurt am Mayn, 1790.
bei Varrentrapp und Wenner.

Printed in Ge

Digitized by Google

Digitized by Google

D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beschreibung

von ihm selbst.

493274

Digitized by Google

.338
v.1-2

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Dieser D. C. F. Bahrdt, starb zu
Halle den 23 Aprill 1792 im
52 Jahr seines Lebens.

[illegible]

Ernst
Graf zu Erbach.

Kostet roh.
2 fl. 30 X

Digitized by Google

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale.

Von ihm selbst geschrieben.

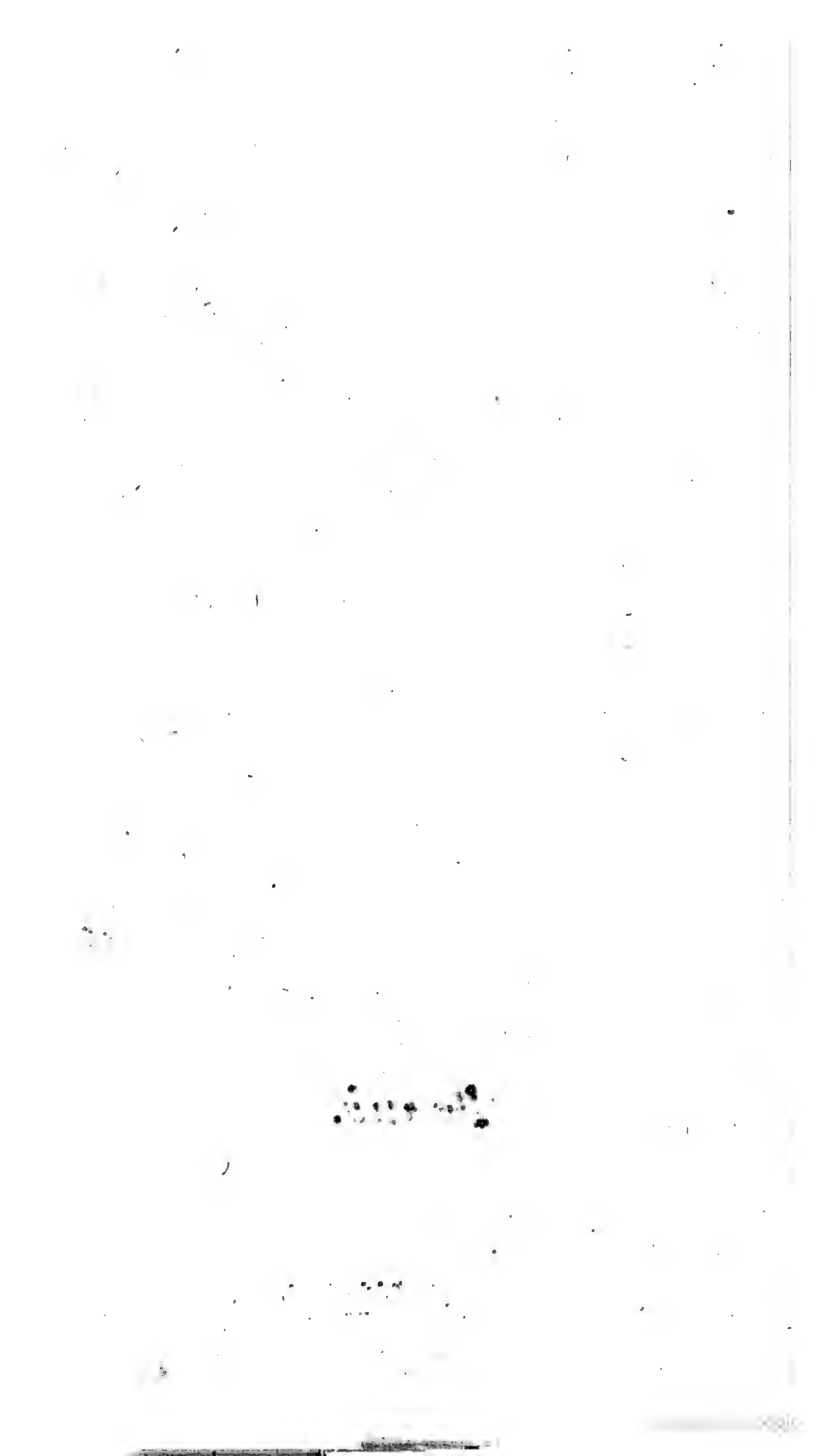
Erster Theil.

Braud.

Frankfurt am Mayn, 1790.
bei Varrentrapp und Wenner.

Printed in Ge

Digitized by Google



D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beschreibung

von ihm selbst.

493274

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

An meine Zeitgenossen.

Mit dem Abfluß des halben Jahrhunderts von meiner Lebenszeit, beginne ich, liebe Zeitgenossen, Ihnen die Geschichte meiner Schiksale und Meinungen, meiner Freuden und Leiden, meiner Thorheiten und meiner Verdienste — zu entwerfen, und vor Ihrem und dem noch unpartheiischern Richterstuhle der Nachwelt dieselbe niederzulegen.

Ich schmeichle mir, daß ich den meisten unter Ihnen mit dieser Arbeit wilkommen seyn werde. Denn ich bin nicht nur seit vielen Jahren von allen Orten und Gegenden her zu derselben aufgemuntert, und zum Theil auch recht dringend darum

gebeten worden, sondern ich kan mir selbst schon von dem Inhalte dieser Geschichte versprechen, daß sie für den Leser, durch die Mannigfaltigkeit der Auftritte, durch die Sonderbarkeit meiner Schicksale, und durch das Neue und Unerwartete der vielen Aufschlüsse, welche sie über manche Scenen meines Lebens erhalten werden, so wie selbst durch die Freimüthigkeit und Offenherzigkeit der Erzählung, — anziehend genug seyn werde.

Schon seit zehn Jahren bin ich damit umgegangen, meine eigne Geschichte zu beschreiben. Aber ich habe um hundert Ursachen willen es immer von einer Zeit zur andern aufgeschoben. Und ich glaube meinen Lesern neun und neunzig derselben entbehrlich zu machen, wenn ich der einzigen gedenke, daß soviel Menschen bisher noch am Leben waren, welche ich schlechterdings nennen und vor dem Publikum kompromittiren mußte (was ich äusserst ungern thue) wenn meine Geschichte nicht alles Intresse verlieren solte. Denn ich weiß es aus Erfahrung, wie geschwind die meisten Leser eine Schrift aus der Hand legen, zu deren vollem und leichtem Verständniß ihnen erst

ein Schlüssel nöthig ist, ohne den soviel Thatsachen ohne Licht und soviel Anspielungen ohne Wirkung bleiben.

Schwer ists freilich auch an sich, sein eigener Biograph zu werden. Und fast möchte ich sagen, es gehöre zu einer solchen Arbeit gerade ein Mann wie ich, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichsam Spiesruthen gelaufen, und eben dadurch gegen Lob und Tadel des großen Haufens so abgehärtet worden ist, daß er fast gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig hat, welche die meisten Menschen unfähig macht, die reine und nackende Wahrheit von sich selbst aufzustellen, und eignes Lob und eignen Tadel, ohne die beschwerlichste Erröthung, wie ein Bänkelsänger unter dem Haufen abzusingen.

Wenn Ihnen also, liebe Zeitgenossen, daran gelegen ist, meine Geschichte genau zu wissen und in die geheimsten Falten meines Herzens, so wie in die kleinsten Umstände und Triebfedern meiner Handlungen und Schiksale, einzuschauen; so kön-

nen Sie sicher darauf rechnen, daß Sie mich hier in puris naturalibus zu sehen bekommen werden. Denn Recensenten und Priester und Theologen und Maurer und Gott weiß, was noch sonst für Menschenracen, haben mich bereits dermaßen an den Pranger der Publicität gestellt, daß mir die auf mich gerichteten Blike der Menschen so gleichgültig geworden sind, wie Adam und Eva ihre Blößse gewesen seyn muß, ehe der unglükliche Apfel sie zwang — sich zu bedecken.

Was kan ich wohl nachtheiliges von mir sagen, das nicht die Hasser meiner Meinungen schon von mir gesagt, und mit den kralsten Farben geschildert haben? Was kan ich durch die aufrichtigsten Geständnisse meiner Menschlichkeiten verderben, und in Absicht auf Gut oder Ehre verlieren, das mir jene starkklauigten Verfechter der Priesterreligion nicht bereits entrissen hätten? Und was ists am Ende überhaupt um aller Menschen Tugend und Thorheit, wenn man bedenkt, daß die unbefiederten Zweyfüßler unter dem Monde, alles, was sie sind, durch den von ihnen ganz unabhängigen Zusammenfluß der Umstände sind,

unter denen sie leben und handeln, und daß jeder Mensch schlechterdings so zu wollen und zu handeln genöthigt ist, wie es seine jedesmaligen, wahren oder falschen, volständigen oder unvolständigen, dunkeln oder hellen Vorstellungen mit sich bringen, die in dem Augenblicke, wo er wil oder handelt, in ihm eben zum Bewustseyn gelangten?

Zudem, liebe Zeitgenossen, bin ich ja in der Welt nicht blos gescholten worden, sondern ich habe von Norden nach Westen und von Süden nach Osten unzählige Freunde, die mich schäzen und lieben und welche mit ehrlicher Wage mein Gutes und meine Unvolkommenheiten wägen, und es recht gut wissen, daß wahre Verdienste um die Menschheit, durch keine Art der vorgeworfnen Fehler aufgehoben, und ihres Werths verlustig gemacht werden können. Und dieser Weisen Urtheile sind es, so wie das eigne Bewustseyn meines Werths vor Gott und Menschen, was mich gegen allen Tadel entschädigt, und mich so gelassen macht, daß ich gar keine Schmähungen mehr achte, mich über kein Lob unbändig freue und

über keinen Tadel härme, und daß mir alle Urtheile der Welt, vom Throne bis zur Hütte, so gleichgültig sind, wie unserm lieben Gott das Glokengeläut und alle Litaneien der Christenheit es nur immer seyn mögen.

Und diese Betrachtungen sind mir jezt erst ganz einleuchtend geworden, seitdem ich unter die Bewohner der Kerker aufgenommen worden bin. Denn Kerker sind in der That für den Philosophen das, was schattigte Pfade und romantische Aussichten für die Dichter sind. Sie bringen beide in eine Lage, in welcher ihre Seele ganz allein für ihren Zwek in Spannung gesezt wird. Die Kerker zerstöhren für den Philosophen die Täuschungen der Phantasie, und lehren die irdischen Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachten, und dadurch die eigentliche Philosophie des Lebens sich selbst verständlich machen.

Vielleicht hätte ich ohne diese Rükkehr meiner Seele zur ruhigsten und reinsten Kontemplation noch lange mit meiner Geschichte gezögert. Denn wirklich hatte ich vor dieser Epoche ver-

schiedne Projekte entworfen, dieselbe der Welt auf eine andere Art mitzutheilen, darunter dies das unglüklichste war, sie in der Waltherschen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, wie wenn ein Dritter sie schriebe, um — sie desto unpartheiischer schreiben zu können.

Daß in besagter Handlung wirklich der erste Band erschienen ist, darf nicht auf meine Rechnung gesezt werden. Denn Herr Pött, der mit der Waltherschen Handlung in Verbindung steht, hat ohne mein Wissen und Willen, zur Zeit, wo ich im Gefängnisse keinen Menschen sprechen durfte, meine unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren beredet, ihm alle meine, seit vier und zwanzig Jahren gesamleten Briefschaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Versprechen, daß er meine Geschichte schreiben, und den Gewin davon meiner Familie zu ihrer und meiner Unterstüzung schenken wolle. Ich habe aber theils von denen längst eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erste Theil so wenig meine Geschichte sey, als die ge-

mahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geiste ähnlich sehn.

Jezt also ergreife ich die Feder selbst, um Ihnen, liebe Zeitgenossen, ein richtiges Gemählde von meiner berühmten oder, wie einige lieber sagen werden, berüchtigten Person vorzulegen. Und ich habe Ihnen davon hauptsächlich vier Ursachen anzugeben, die mich zu diesem Entschlusse bestimt haben.

Die erste ist meine Lage, in welcher ich mich befinde. Ich habe in meinem Arrest nicht nur mehr Muße, als ich jemals gehabt habe, und insonderheit eine Menge ganz einsamer Stunden, wo ich, von allem Geräusche und Zerstreuungen entfernt, über mich selbst nachdenken, alle alten und tief hinabgesunknen Ideen wieder zum Spiegel des Bewustseyns empor heben, und der kleinsten Umstände und Triebfedern mich erinnern kan, welche die verschiednen Begebenheiten und Handlungen meines Lebens erzeugt haben.

Dazu kam denn, bei der Entstehung meines Entschlusses, das verdoppelte Intresse, welches in

jeziger Epoche, meine Schiksale für das Publikum haben. Denn wenn je in der Welt von mir gesprochen und nach mir gefragt worden ist; so ist es gewiß jezt geschehen, seitdem die tausendzüngige Fama den alten Gelehrten im Kerker durch Europa herumgetragen hat.

Und eben diese so geschäftige und redselige Dame hat mir durch die Menge der sonderbarsten Urtheile, die sie bei dieser Gelegenheit theils neu ausgestreut, theils wieder aufgewärmt hat, einen neuen und schier dringenden Bewegungsgrund gegeben, mich der Welt endlich doch lieber in natura zu zeigen, als mich in soviel herumgehenden Karrikaturen länger miskennen zu lassen.

Endlich komt zu dem allen noch eine etwas traurige Ursache. Ich fühle es jezt nur alzusehr, daß theils bei dem mühseligen Leben, das ich von jeher geführt habe, und das in den lezten zehn Jahren mit fast übermenschlichen Arbeiten verbunden gewesen ist, theils durch so nagende Sorgen, Bekümmernisse, und — häusliche sowohl als ausserhäusliche Kränkungen, meine Gesundheit zerstört und mein Nervensystem dergestalt geschwächt

ist, daß ich mir wenig Hofnung machen kan, diejenige Lebhaftigkeit meines Geistes noch lange zu behaupten, welche ein Schriftsteller bedarf, der sein Publikum erhalten und ihm intressant zu bleiben wünscht. Um also wenigstens diese Arbeit, welche mir selbst in Absicht auf Zeitgenossen und Nachwelt so wichtig ist, noch mit dem Reste meiner Geisteskraft zu arbeiten und ihr all' das bischen Feuer zu widmen, was meine Feinde mir, troz aller Versuche, mich aufzuzehren, etwa noch übrig gelassen haben; so bin ich dadurch vornehmlich bewogen worden, meine Geschichte vor allen andern zur Hand zu nehmen, und das Andenken meiner schriftstellerischen Laufbahn durch sie zu verewigen.

Und du — Gottheit meines Lebens! der ich meine Ruhe, meine Gesundheit, meine Bequemlichkeit — der ich angebotne Geldeinnahmen und entgegenströhmende Vergötterungen meiner Talente geopfert — für die ich den Genuß so mancher Freude mit so mancher trüben Stunde vertauscht — der zu Liebe ich jezt krank und ein Bettler worden bin — Du, mir ewig heilige Wahr-

heit! sollst auch bei dieser vielleicht lezten Frucht meines Geistes mich leiten und jeden Schritt mir vorzeichnen, auf welchem ich streben werde, sie zur Reife zu bringen!!!

Zweites Kapitel.

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Mein Vater war der Sohn eines unbegüterten Advokaten in Lübben in der Lausiz, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er bis in sein ein und neunzigstes Jahr, bei einem freundschaftlichen Podagra, gelebt und sich wohl befunden hat. Sein Vater und Grosvater hatten diesen Gast schon bewirthet, und mein Vater hat ihn nicht minder beherberget und mir folglich die Hofnung gelassen, daß er sich in linea recta descendente erhalten und mit mir (wie wohl ich noch eben nichts davon merke) — da ich keinen Sohn habe, aussterben wird. Der alte Mann bekam es alle Früh-

jahr, 14 Tage lang, äuserst heftig, linderte seine Qualen mit Hollunderrinden, die er von frischen Zweigen schälte und auf den schmerzhaften Flek legte, und war im ganzen übrigen Theile des Jahres so gesund, daß er, was ihm schmekte, essen und trinken, ohne Brille lesen, und seine Motion als Fußgänger sich machen konte, bis an sein seliges Ende.

Was für Schulen mein Vater besucht hat, ist mir nicht mehr erinnerlich. So viel aber weiß ich, daß er auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig studiret und sich da in den allerarmseligsten Umständen befunden hat. Oft hat er mir erzählt, wie er die ganze Woche keinen Bissen warmes Essen zu sich genommen, und nicht so viel Barschaft gehabt habe, um sich eine hebräische Bibel und andere zu den akademischen Vorlesungen erforderlichen Bücher zu kaufen. Seine gewöhnliche Mittagsmahlzeit war eine Kanne Thee und ein Dreyerbrod. Nur des Sontags nahm ihn gewöhnlich ein Landsmann mit zu Pohlens (so hiessen die Wirthsleute, welche auf dem Paulinum, der geräumigen Wohnung der

armen Studenten in Leipzig, speiseten) wo er mit einer Portion Fleisch für achtzehn Pfennige ihn traktirte.

Bei diesem kümmerlichen Leben war mein Vater beständig heiter und von der muntersten Laune — eine Gabe der Natur, die ich ganz von ihm geerbt habe. Ueberhaupt erzeugte seine Armuth nie eine der ihr gewöhnlichen Wirkungen. Er war zwar in seinen Sitten äuserst bescheiden und insinuant, aber nie kriechend und schüchtern. Und er behauptete beständig, auch wenn er in den größten Verlegenheiten sich befand, bei seiner Munterkeit, einen edlen Stolz und entschloßne Dreistigkeit, mit welcher er jedem Reichen ins Gesicht sah, und sich gewiß darum, weil er ärmer war, nichts vergab.

Einer seiner besten Freunde, ein Mensch von den herrlichsten Talenten und dem edelsten Karakter, der mit ihm in gleicher Dürftigkeit lebte, hatte eine minder glükliche Stimmung seiner Seele. Seine tiefste Armuth machte ihn nicht niederträchtig, aber schwermüthig. Er war zu stolz, um sich des Hungers durch Betteln oder

Schmeicheln zu erwähren; ja er ging in dieser Art von Delikatesse so weit, daß er seine armseligen Umstände nicht einmal gestehen wolte. Gleichwohl nahm endlich Mangel und Elend dermaßen bei ihm überhand, daß ihm seine Lage unerträglich wurde. Kurz man fand ihn eines Morgens über seinem Bette aufgehängt und einen Zeddel an seiner Brust, den er mit den Worten beschrieben hatte: Vater, ich komme, ehe du mich gerufen hast. — Mochte dieser Mensch wohl mehr Schuld haben an der unvolkomnen Stimmung seiner Seele und an der Schwäche seines Nervensystems, als mein Vater, an seiner glüklichern Laune und Geistesstärke?

Daß übrigens mein Vater bei seiner Dürftigkeit und, was noch weit mehr in Rechnung gebracht werden muß, bei dem elenden Universitätsunterrichte, der damals noch ungleich schlechter war, als heut zutage, keinen Grund zu eigentlicher Gelehrsamkeit legen konte, wird man von selbst schon voraussetzen können. Er ward, bei seinen wirklich ungemeinen Talenten und unermüdetem Fleiße, ein ganz gemeiner Theolog, d. h. ein

Mann, der seine Dogmatik, Polemik und alle den unnützen Kram am Schnürchen hatte; der dabei eine gute Predigt ausarbeiten und sie mit einer ihm natürlichen äuserlichen Beredsamkeit hersagen konte. Aber zu einem grossen Gelehrten, der dereinst in glänzenden Aemtern sich zeigen solte, war auch nicht der geringste Zuschnitt gemacht. Und gleichwohl führte ihn ein kleiner unbedeutend scheinender Zufal auf einen Pfad, der ganz andere Vorbereitungen erfordert hätte, und öfnete ihm sehr bald die Aussicht zu den grösten Ehrenstellen.

Er hatte nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn, eine Hofmeisterstelle in dem Gräflich Flemmingschen Hause erhalten, wo seine Kentnisse, seine geschikte Art, die Kinder zu behandeln, sein angenehmer Wiz und seine gute Laune ihn ausserordentlich beliebt gemacht hatten. Hier fügte sichs, daß in der Familie ein Hochzeitfest gefeiert wurde, welches sich durch einen merkwürdigen Kontrast zwischen Braut und Bräutigam auszeichnete. Das eine war von schönem Wuchs, reizender Bildung, und hellem Geist. Der an-

dere Theil war buklicht, von verzerrtem Gesicht und ohne allen Geist. Bei diesem Fest erschien, als Verwandter und Gast, der damalige Präsident des Dresdner Oberkonsistorium, der Graf v. Hohendorf, ein Mann, der Talente, wo er sie fand, mit Scharfblik bemerkte, und mit Enthusiasmus schäzte und begünstigte. Da das Hochzeitmahl bald zu Ende war, fiel es diesem Freunde der Kunst und der Gelehrsamkeit ein, nach dem Strohkranzredner zu fragen, welches zu damaliger Zeit noch eine sehr modische Rolle war. Der Herr vom Hause sahe sich genöthigt, Sr. Excellenz zu gestehen, daß ihm diese Schnurre diesmal ganz entfallen und folglich kein Redner bestellt sey. Der Präsident aber wolte sich damit nicht abspeisen lassen. Er war von zu fröhlicher Laune und — die sämtlichen Gäste hatten durch die großen Pokale sich schon zu sehr von seinem Einfalle bezaubern lassen, als daß die gewöhnliche Strohkranzrede hätte können erlassen werden. Man brachte zur Ehre desjenigen, der jezt gleich diese Rolle übernehmen würde, eine lauttönende Gesundheit aus: und da niemand sich von selbst melden wolte, um den Dank und die Lobsprüche

der

der Geselschaft zu verdienen, so rufte endlich Graf Hohendorf meinem Vater zu: „nun, Herr „Kandidat? haben Sie keine Kurage? Predigen „ist ihr Amt." — Mein Vater entschuldigte sich. — „Ei da hilft nichts. Machen Sie es „so gut wie Sie können. Kurz und erbaulich! „Wir nehmen vorlieb." — Es half also nichts, mein Vater mußte von der Tafel aufstehn und die Versamlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüsiren. Und siehe da, sie gelang ihm so sehr, daß er als Genie vom ersten Range bewundert wurde. Er ergrif das frappante Thema: „die „Harmonie als die Grundlage glüklicher Ehen" und führte dasselbe, nachdem er alle Anwesende durch die Ankündigung desselben stuzig und fast verlegen gemacht hatte, mit solcher Delikatesse und so algemeiner und unerwarteter Zufriedenheit aus, daß ihm der Präsident die glänzendsten Lobsprüche ertheilte, und von Stund an beschloß, diesen zufällig entdekten Mann von den seltensten Talenten in der Welt groß zu machen.

Von dieser Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der

Präsident war so schwärmerisch für ihn einge-nommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, sich zu besinnen. Er wolte ihn mit Gewalt zu den ersten Ehrenstellen im Lande erhoben sehen und schien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erfoderte.

Er beförderte ihn noch in demselben Jahre zum Diakonat nach Bischofswerda in der Lausiz, wo mein Vater eine Predigerstochter heirathete, welche eben in ihr sechzehntes Jahr getreten war, und für das schönste Mädchen im Umkreise gehalten wurde. Doch übertraf die Schönheit ihrer Seele ihre körperlichen Reize unendlich. Nie habe ich ein weibliches Geschöpf von so einer reinen, treuen, liebevollen, sanften, und besonders in Leiden duldsamen Seele gesehn. Und sie wird mir als Muster der stillen Tugend unvergeßlich bleiben. In Bischofswerda ward ich im Jahr 1741 am 25sten August geboren.

Kaum war mein Vater anderthalb Jahr da gewesen, so gab ihm der Präsident eine der schönsten Pfarreien bei Dresden, in Schönefeld.

Da war er etwa zwei Jahr, so machte er ihn zum Superintendenten in Dobrilug, und kündigte ihm damals schon an, daß er auch hier nicht lange bleiben, sondern in kurzer Zeit in einen größern und glanzvollern Wirkungskreis versezt werden solte.

Des Grafen Absicht, die er ihm aber nie bestimt entdekt hatte, war, meinen Vater auf eine Universität zu befördern, wo er glaubte, daß seine Talente am meisten wuchern würden. Er hatte aber nie untersucht, ob auch mit den Talenten die nöthigen Kentnisse verbunden waren. Das Genie schien ihm das einzige Requisit zum großen Manne: — ein Irthum, den in unsern Zeiten soviel junge Leute hegen, und dadurch sich selbst verleiten, die soliden Wissenschaften zu vernachlässigen, und ihr bischen Kopf mit dem Flitterstaate der Schöngeisterei zu verhunzen und — alle wahre Nuzbarkeit für den Staat zu verlieren.

Leipzig oder Wittenberg waren sein Augenmerk. Und da zuerst in Leipzig die Predigerstelle an der Petrikirche aufging, und der Graf mit dem damaligen Bürgermeister Born in vertrauli-

chem Briefwechsel stand, so ward es ihm leicht, für seinen Liebling eine Vokation nach Leipzig zu erhalten.

Und so führte er ihn von Stufe zu Stufe immer weiter. Denn die größte Schwierigkeit, woher nehmen wir Brod? schien ihm überwunden zu seyn. Der Prediger mußte nun den Magister, den Bakalaur, den Professor Extraordinarius, den Doktor u. s. w. ernähren. Und so stieg mein Vater in kurzer Zeit durch alle Ehrenstellen, ward ordentlicher Professor der Theologie, bekam eine Kollegiatur, wurde Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zulezt auch Domherr in Meissen und Superintendent in Leipzig.

Drittes Kapitel.

Fortsezung.

Aber dieser schnelle Gang seines anscheinenden Glüks hatte viel traurige Folgen. Der Neid er-

wachte gegen ihn, sobald er nach Leipzig kam. Es verdroß so manchen, der auf die Stelle, die er erhielt, sich Rechnung gemacht hatte, daß ein Fremder herbeigeholt werden mußte, wie wenn nicht würdige Kandidaten genug in Leipzig vorhanden gewesen wären. Und nach dem herschenden Geiste der Universitäten, wars schon algemeiner Verdruß, auch für die, welche nichts dabei verloren, daß ein Auswärtiger ihre Zahl vermehrte: besonders in Leipzig, wo man es weniger als auf andern Universitäten gewohnt ist, daß Fremde hinberufen werden, und wo wirklich die Menge der jungen Magisters und Professoren, welche am Teiche Bethesda liegen, so gros ist, daß man ihnen einen kleinen Unwillen über den Eintrit eines Fremden kaum verargen kan.

Die Menge der kleinen und großen Feinde, die meinem Vater nun als einem neuen Ankömlinge die Federn auszurupfen strebten, verursachte bei ihm nichts als einen ganz ausserordentlichen Eifer, sich durch seine Talente auszuzeichnen und sein Publikum zu dem Geständnisse zu zwingen, daß er seines Glüks würdig sey.

Aber eben dies kostete meinem guten Vater seine Gesundheit und seinen Kindern die Erziehung. Denn er war jezt genöthiget, da er in keiner einzigen Wissenschaft sehr bewandert war, sondern blos die moralischen Kentnisse eines Landpredigers besaß, Tag und Nacht zu sizen und zu studiren, um nur mit Ehren vor seinen Feinden zu bestehen, welche von allen Seiten her auf ihn lauerten und sich Gelegenheit wünschten, ihn als einen armen Sünder blos zu stellen, und den holzendorfischen Liebling verächtlich zu machen.

Ich erinnere mich, daß er mir selbst es nachmahls gestanden hat, daß er in den ersten beiden Monaten, Tag und Nacht die lateinischen Klassiker gelesen hat, um in der Latinität, die er freilich als bloßer Prediger sehr füglich hatte entbehren können, sich wenigstens so weit nachzuhelfen, daß er seine Programmen erträglich schreiben, und bei Disputationen fehlerlos sprechen konte.

Hernach fing er an, die orientalischen Sprachen zu studiren, suchte sich über Hals und Kopf im hebräischen vestzusezen, lernte in der Folge noch chaldäisch, syrisch und zulezt auch noch,

(mit mir, da ich Student war) vom seeligen Reiske das arabische. Dabei trieb er Kirchengeschichte und sezte noch viele Jahre lang täglich eine halbe Stunde für die Lesung der Römer und Griechen aus.

Und so ward er durch unsäglichen Fleiß, und mit Hülfe eines glüklichen Genies, nach und nach wirklich der Mann, der seinem Posten Ehre machte, und den Plan seiner Feinde (der auf nichts geringers gerichtet war, als ihn, durch die wiederholtesten Blosstellungen seiner Unwissenheit, so lange zu kränken und zu quälen, bis er seine hohen Gönner selbst um einen andern Posten zu bitten genöthiget würde) glüklich vereiteln konte.

Aber man kan auch leicht urtheilen, was für Angst, Bekümmernisse, schlaflose Nächte, und drükende Sorgen mein Vater hat überstehen müssen, ehe er sich durcharbeiten konte: wie er in den ersten zehn Jahren seine Kräfte erschöpfen und allen Genuß des Lebens, alle Ruhe, alle Erhohlungen entbehren mußte. Und — wie wenig er im Stande war, auf die Erziehung seiner Kinder

zu sehen, und einen unmittelbaren Antheil daran zu nehmen.

Man wird aber den Grad seiner Lasten und Leiden noch weit fürchterlicher finden, wenn man erst noch dies erwäget, daß er bei dem allen mit der äusersten Armuth kämpfen muste. Denn alles, was er in den ersten acht Jahren einzunehmen hatte, war die Besoldung, die er als Petersprediger genoß. Als Professor extraordinarius hatte er gar nichts, und von Kollegiis so wenig, daß er froh seyn mußte, wenn er Auditoren bekam, die umsonst bei ihm hören wolten. Auch war sein enthusiastischer Gönner nicht im Stande, ihm irgend eine Zulage zu verschaffen, weil die Universität sehr geringe Einkünfte hat, die nur zu den armseligen Pensionen der ordentlichen Professoren und Kollegiaten hinreichen, und von Hofe — damals wenigstens, alle möglichen Titel, aber kein Heller bares Geld zu erhalten war. Nun betrug seine Predigerbesoldung (Beichtstuhl war nicht an dieser Kirche) jährlich vierhundert Thaler. Man kan also leicht ermessen, wie kümmerlich der gute Vater leben, und wie er fast alles,

was dem Körper Kraft, Nahrung, Erquikung giebt, entbehren muste, da er genöthigt war, an einem Orte wie Leipzig, mit einer Gattin und sieben Kindern (deren jezt fünfe noch am Leben sind) sich durchzubringen.

In der That wird es jeder, der Leipzig kent, und weiß, was zu einer Haushaltung gehört, schlechterdings unmöglich finden, mit einer solchen Summe auszureichen. Und das war es auch. Mein Vater mußte Schulden machen, und mit ihnen neue Lasten und Sorgen und Bekümmernisse übernehmen.

Aber hier kan ich das Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, welche die Theilnehmung des Sohnes an den Wohlthaten erzeugt, die dem Vater wiederfuhren. Das Plazische Haus war es, welches von dem ersten Augenblicke an, meinem Vater mit der wärmsten und thätigsten Freundschaft entgegen kam, und dieselbe bis an sein Ende ununterbrochen fortgesezt hat. Er, ein gelehrter Arzt, ein großer Kenner der Römer und Griechen, ein Mann von ächtem Wiz, und der angenehmste Geselschafter: Sie, ein liebes, frommes, häus-

liches Weib, das ganz für seinen Gatten lebte und im kleinen und stillen Zirkel einiger Hausfreunde die Befriedigung aller ihrer Wünsche fand: beide, vol der zärtlichsten Liebe gegen meinen Vater, thaten alles, was ihnen möglich war, seine traurige Lage ihm zu erleichtern. Sie bewirtheten ihn und meine Mutter wöchentlich ein bis zweimal aufs beste, und ließen sie diejenigen Erquickungen durch Speis und Trank und geselschaftliche Aufheitrung genießen, welche sie sich zu Hause nicht erzeugen konten: ohne dafür Gegenbittereien zu verlangen. Sie benachrichtigten meinen Vater von allen Kabalen, die gegen ihn auf dem Tapete waren, und gaben ihm Rath, ihnen zu entgehen. Sie borgten ihm endlich von Zeit zu Zeit kleine Kapitale, soviel ich weiß, ohne Intressen, welche er erst spät und nach und nach, wie seine Einnahme sich mehrte, wieder abzahlen durfte. Kurz, sie waren seine einzigen, treuen, und thätigen Freunde, welche in seinen Trübsalen ihn trösteten, und in Verlegenheiten unterstüzten.

Ich wil damit nicht sagen, daß mein Vater in der Folge nicht noch andere Freunde gefunden

hätte. Denn es ist bekant genug, daß seine Kanzelredner-Talente, so wie sein äusserst liebreiches und einnehmendes Wesen, ihm die Herzen des Raths, der Kaufmanschaft und der Bürger gewannen, und daß die rührendsten Merkmale der Liebe und Achtung ihn für so manche Kränkungen seiner gelehrten Antagonisten in schwarzen und bunten Röken entschädigten. Und ich muß insonderheit die ausdauernde Freundschaft der würdigsten Männer im Rath, eines Borns, Schubarts, Gutschmidts u. a. rühmen, welche ihm nie, ich erinnere michs lebhaft, eine Bitte abschlugen, die sie ihm zur Erleichterung seines Amts, zur bequemern Einrichtung seiner Wohnung u. s. w. nur gewähren konten — auch in der Folge die ansehnlichsten Zulagen ihm machten, so daß er zulezt achthundert Thaler fixe Besoldung genoß.

Indeß war doch das Plazische Haus (mit dem späterhin das Kammerrath Hoesche wetteiferte, ohne es doch je zu erreichen) das vertrauteste und wolthätigste gegen meinen Vater, welches ihm in der Noth ganz allein unterstüzte, und die wesentlichsten Dienste ihm leistete.

Und war es wohl Wunder, wenn mein Vater dieses Haus allen andern vorzog, dessen Umgang allein genoß und alle seine wenigen Erhohlungsstunden in den Armen solcher redlichen Freunde zubrachte? Aber leider wußte der Neid und die Lieblosigkeit aus dieser so natürlichen und unvermeidlichen Vertraulichkeit vergiftete Pfeile zu zubereiten, welche seine Ehre und Ruhe verwundeten.

Freilich — hätte mein Vater vorher schon in der großen Welt gelebt und sich da die nöthige Menschenkentniß erworben: hätte er gewußt, daß selbst diejenigen Herren und Damen, welche sich den freisten Genuß ihrer Wollüste erlauben, gerade die allerstrengsten Richter fremder Tugend sind, und daß Leipzig von solchen Herren und Damen wimmelt: wäre ihm bekant gewesen, daß es in der heutigen Welt für eine Unmöglichkeit gilt, auch mit einer vierzigjährigen Matrone, wenn sie nur noch einige Annehmlichkeiten hat, einige Stunden allein in einem Garten zu seyn, ohne die heiligsten Pflichten der Ehe und der Freundschaft zu verlezzen: hätte er bedacht, daß einem Geistli-

chen insonderheit Dinge zur Sünde gemacht, und als Widersprüche gegen seine Kanzelbelehrungen angerechnet werden, welche sich alle übrige Menschen ohne alles Bedenken gestatten; so würde er vielleicht den schönsten Genuß der Freundschaft, der ihm, bei seinem mühseligen Leben, für seine Gesundheit und Geisteskraft so nöthig war, dem Vorurtheile aufgeopfert, und nur die seltenen Stunden dem Plazischen Garten gewidmet haben, in denen der fast immer kränkliche Mann seiner Gattin Geselschaft leisten konte.

Da er nun das alles nicht wuste, sondern freie Luft, Bewegung, Gebrauch mineralischer Wasser und alles, was dahin gehört, in dem Plazischen Garten genoß, wo das rechtschaffenste Weib dem armen, kränklichen und kummervollen Manne alle mögliche Bequemlichkeit selbst täglich veranstaltete; so ward er einige Jahre lang der Gegenstand der giftigen Lästerungen, die sich unter vornehmen und gemeinen Pöbel verbreiteten.

Indessen behielt mein Vater seinen in der That außerordentlichen Applausus bis an sein Ende. Seine Kirche war immer (wenn auch ein-

mal eine neue Erscheinung sich zeigte, welche das Maulgesperr des Publikums erregte) gedrängt vol. Und er behielt bis an seinen Tod den Ruhm eines algemein beliebten Redners, welcher durch seine hinreissende Beredsamkeit, so wie durch das lichtvolle und herzangreifende seiner Lehren und das hinzukommende Beispiel eines sanften, redlichen, gefälligen und in allem Betracht unbescholten tugendhaften Karakters vielen Tausenden Unterricht und Trost gegeben, und sie auf die Wege der Rechtschaffenheit und Glükseligkeit geleitet hat.

Mein Vater war übrigens, was er in seiner Epoche unvermeidlich werden mußte, ein ganz orthodoxer Theologus. Aber ich muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er noch in seinem Alter sich bekehrt, und wenigstens die Hälfte des alten Systems aufgegeben hat. Die Veranlassung dazu waren ihm meine Schriften. Diese las er natürlich mit derjenigen Prädilektion, deren sich ein zärtliches Vaterherz gar nicht erwähren kan. Und dadurch wirkten sie ganz natürlich stärker auf ihn, als sie auf jeden andern Leser seines Standes und Alters wirken konten und jemals gewirkt haben.

Es leuchtete ihm so manches ein, was ich schon in Erfurth über symbolische Bücher, Wilkührlichkeit theologischer Begriffe und Schwäche dogmatischer Beweise schrieb. Und so schrit er gleichsam mit mir fort und fing an, da ich in Giesen an den Lehrsäzen von Erbsünde, Gnadenwirkungen, Dreyeinigkeit und Versöhnungslehren hämmerte, um nach Absonderung der Schlaken reines Gold zu finden (wo freilich nichts zu finden war) in Absicht auf alle diese Lehrsäze zweifelhaft zu werden, und nach bessern Bestimmungen und Beweisen derselben sich umzusehn. — Und er hat auch kurz vor seinem Tode, durch einen Band Predigten zu Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion, wo er selbst Hn. Eberhard, dem damals durch seine Apologie des Sokrates ziemlich verkezerten Philosophen, seinen lauten Beifal gab, deutlich genug gezeigt, daß er angefangen hatte ein Selbstdenker zu werden, und daß er gewiß in seinen theologischen Einsichten zur Reife gekommen, und — vielleicht mit Aufopferung, wie ich, — seine veränderten Meinungen bekant haben würde (denn er war ein redlicher und dabei muthvoller Mann) wenn er länger gelebt hätte.

Seine ganz vorzüglich veste Natur war freilich durch das unmäßige Studiren zerstört worden, allein ich bin versichert, daß er sein Leben höher gebracht haben würde, wenn er in die Hände eines andern Arztes gefallen wäre. Denn der, welchen er gebrauchte verdarb ihn durch unaufhörliches Mediciniren. Es verging kein Tag, wo nicht bald ein Wienertränkchen, bald Magentropfen, bald andere Arzneien verschrieben und eingenommen wurden. Ja ich wette, daß mein Vater in einer Zeit von zwanzig Jahren ein Stückfaß mineralischer Wasser und einen Oxthoft Purganzen und Magentropfen hat einschlukken müssen. Zulezt wurde seine Verdauungskraft gänzlich zerstört und alle seine Säfte verdorben. Er starb an der Wassersucht, ohngefähr im sechzigsten Jahre seines Alters.

Er liebte mich unaussprechlich und meine Fortschritte in Einsichten und Ehrenstellen waren zuverlässig die süßesten Freuden seines Lebens. Aber auch meine ganze Seele hing an der seinigen und gern, gern wolte ich noch von meinem Leben Jahr um Jahr mit ihm vertauschen, wenn ich ihn noch mit mir lebend haben könte.

Ich

Ich habe mich ganz nach ihm gebildet. Und wenn er nichts für meine Erziehung hat selbst thun können; so hat er doch dadurch viel Einfluß auf mich gehabt, daß meine Liebe zu ihm und mein lebhaftestes Wohlgefallen an allem, was an ihm sehbar und hörbar war, dies alles in meiner Seele sowohl, als in meinem Aeußerlichen gleichsam abdrükte, und jede Mine, jede Art sich auszudrükken, jede Bewegung seines Körpers, (auf der Kanzel, wie im Umgange) mit den Hauptzügen des Karakters mir mittheilte, dessen Ausdruk jenes Aeußerliche war.

Wir lebten auch, da ich in die Jahre der Reife kam, wie die vertrautesten Freunde. Er bediente sich oft und viel meines Raths, und es reichen nicht zweihundert Dispositionen zu Predigten, die ich ihm noch des Sonnabends machen muste, wenn Gicht oder andere Krankheitszufälle seinen Kopf unfähig machten, zu denken, und über die er hernach den Sontag früh, wie er mir oft sagte, weit leichter und mit mehr Ideenzuströhmung predigte, als über seine eigenen.

Heilig ist mir sein Andenken! Unvergeßlich seine treuste Vaterliebe! Ueberströhmende Freude der Gedanke, ihn einst wieder zu sehen!

Viertes Kapitel.

Meine ersten Jugendjahre unter dem Regiment leidiger Hausinformatoren.

Von den Jahren meiner Kindheit in Bischofswerda, Schönfeld, und Dobrilugk kan ich meinen Lesern nichts erhebliches noch interessantes erzählen. Und Dinge, die gar nichts enthalten, was die Neugierde befriedigt, wollen sie ja nicht wissen.

Kleine lustige Vorfälle und Anekdoten zwar, die mein Vater aus diesem Zeitpunkte mir erzählt hat, könte ich in Menge auftischen. Z. B. — daß ein gewisser benachbarter Prediger, Namens Schuman, der eine garstige Frau hatte und selbst ein herzlich garstiger Schaz war, ihm in Schönfeld, mit ernster und schier andächtiger Mine, den

Antrag that, unter sich, bei einer zärtlichen Freundschaft, communionem uxorum einzuführen, und die communionem bonorum der ersten Christen dadurch nachzuahmen: wobei er, wie leicht zu erachten steht, einen ziemlich unappetitlichen Repuls erhielt — daß mein Vater, der auf der moralischen Seite äußerst empfindlich und bei der scheinbarsten Verletzung derselben fast zu hitzig war, die Freundschaft, mit dem einzig geniesbaren Hause, einem sächsischen Dragoner Rittmeister in Dobrilugk, dadurch verscherzte, daß er diesen Officier wegen seiner Vertraulichkeit mit einer dicken Fräulein und der daraus entstandnen Vernachlässigung seiner liebenswürdigen aber bürgerlichen Gemahlin (die er wegen ihrer 20000 Thaler geheirathet hatte) zu streng tadelte und, (da dieser bei einer fröhligen Mahlzeit gewisse Anspielungen meines Vaters, den er erstaunend liebte, zu verschmerzen und zu verschlucken sich bemühte, und daher die Gesundheit meinem Vater zutrank: nun Herr Gevatter: lustig gelebt und selig gestorben, heist dem Teufel die Rechnung verdorben —) mit Heftigkeit erwiederte: mein Herr, so muß es hier heissen: wollüstig gelebt und hundsvoigtisch gestor-

ben, heist mit Leib und Seele verdorben: — allein meine Leser wollen ja meine Geschichte und werden daher alle solche Kleinigkeiten, wenn sie auch für den und jenen Gaumen seyn solten, mit Recht sich verbitten. Also zur Sache!

Mein Vater war bei seinen Sorgen und Arbeiten nicht vermögend, und — aufrichtig zu reden, bei dem Mangel pädagogischer Kentnisse nicht geschikt dazu — unsere Erziehung selbst zu besorgen und wirksamen Antheil daran zu nehmen. Er mußte uns ganz den Hauslehren überlassen.

Und hier ging es ihm leider, wie es den meisten Vätern und Müttern geht, welche die Pfänder ihrer Liebe fremden Händen anvertrauen müssen. Er hatte keine Gelegenheit, selbst junge Männer kennen zu lernen, und durch Umgang ihre Kentnisse und Erziehertalente zu prüfen und — er war dabei zu arm, als daß sich junge Männer von sonderlichem Werth bei ihm hätten melden, und seine Hauslehrerstelle ambiren sollen. Alles, was er thun konte, war, daß er den oder jenen bat, ihm für seine Kinder ein brauchbares Subjekt zu empfehlen. Und der Gebetne nahm, wie

gewöhnlich, den ersten besten Studenten, der bei ihm Zutrit hatte und durch eigne Dürftigkeit genöthigt war, eine armselige Hausinformation anzunehmen, und schikte ihn meinem Vater zu. Oder es kam auch wohl selbst ein demüthiger Pauliner, der seine Hochwürden und Magnificenz um das Patrocinium bat und sich Dero Diensten anbot. So ward der Mentor angenommen und eingeführt. Die Instruktion war kurz. „Geben „Sie den Jungens täglich so und so viel Stunden, „halten Sie sie dann auf der Stube, daß sie keine „Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochsen„ziemer drunter, daß das Fel stiebt, wo sie nicht „folgen wollen." Was und wie der Herr Präceptor lehren solte, blieb ihm selbst anheim gestelt. Und an physikalische und moralische Erziehung war gar nicht zu denken. Es war dem armen Vater, der bei seinen Büchern schwizte, und unter tausend Sorgen erlag, genug, wenn die wilden Jungens nur stille saßen, und ihm nicht das Haus umkehrten. Daß sie in vier bis sechs Informationsstunden doch etwas lernen müßten, schien sich von selbst zu verstehen.

Zu dem Uebel der schlechten Wahl meiner Jugendlehrer kam noch das Uebel, ihre Menge. Oft muste mein Vater im Jahre dreimal wechseln, weil er sich immer betrogen sahe. Bald hatte er einen Menschen bekommen, der durch die rohesten Sitten sich auszeichnete, und als ein ungestümer und ungeschlifner Mensch meinem Vater mehr Unruhe machte, als wir. Bald war ihm einer empfohlen worden, der in der ersten Woche gleich einen Grad von Unwissenheit verrieth, der selbst den Zöglingen und dem Gesinde merklich werden mußte. Daher kam es, daß wir alle Augenblik einen andern Informator hatten, und folglich alle Augenblicke andre Behandlungsarten, andern Unterricht, andre Bücher u. d. uns gefallen lassen und das, was der Vorgänger geleistet hatte, wieder zerstört und unnüz sehen musten.

Ich kan mich nur an einige wenige dieser Hauslehrer erinnern. Der erste derselben ist mir aus meiner frühsten Jugend noch im Andenken. Er hieß Banden, war ein baumlanger Mensch, hager, wie ein Windspiel, arm, wie eine Kirchenmaus, geistlos, wie eine Gans. Sein einziges

Talent, das mir an ihm sichtbar wurde, war die Dichtkunst: damit beschäftigte er sich beständig. Er hatte ganze Foliobände vol Verse vorräthig, die aus seiner Fabrik waren. Seine ganze Kunst war das Reimen. Und er hatte darinnen so eine Fertigkeit, daß er Verse extemporirte und, wenns drauf ankam, 1000 Zeilen in einem Tage lieferte. Er war daher der gewöhnliche Karmenmacher der Stadt, d. h. wenn Schneider und Schuster und Leute dieser Art Hochzeit und Leichengedichte brauchten. Sein Preis war 16 Groschen für ein Karmen. Mich selbst hielt er eifrig dazu an, ein Dichter zu werden. Und ich besinne mich wohl, daß meine poetische Ader unter seiner Leitung vortreflich floß, und ein weisses Schreibbuch von zwölf Bogen in wenig Monaten füllte. Aber in seinem übrigen Unterrichte war er ein unausstehliger Mensch, der mir eben dadurch im Gedächtniß geblieben ist. Er rauchte unaufhörlich Tabak und schwizte dabei im Gesicht, daß die Tropfen immer auf der Nase standen. So saß er am Tische, klemmte mich und meine zwei Brüder, in seine Seiten ein, und zwang uns, zu lesen und unaufhörlich zu exponiren: denn mehr konte er selbst

nicht. Diese ängstliche Stellung nun, die wir nehmen musten, und dieses einförmige und ekelhafte Exponiren verursachte uns an seinen Stunden, wie an seiner Person, einen Ekel, den wir in der Folge nicht mehr zu verbergen im Stande waren. Wie nun dieser Ekel zunahm, so nahm unsere Arbeit ab, d. h. wir exponirten alle Tage schlechter. Je schlechter wir aber exponirten, destomehr Kopfnüsse und Schimpfnamen regnete es. Und wie dies unsern Verdruß vermehrte, so feuerte es uns an, ihn denselben empfinden zu lassen. Und dazu schuf uns unser lebhafter Geist tausend Methoden. Wir suchten uns z. B. dadurch für unsere Informationspein zu entschädigen, daß wir beim Exponiren uns allerlei witzige Einfälle zuflüsterten, und unter andern auch mit Verkehrung der Buchstaben auf unsern Plagegeist schimpften. So murmelte denn mein Bruder! Nednab sti nie Ran: und ich erwiederte: Nednab sti nie Lese: (Banden ist ein Narr: Banden ist ein Esel.) Wenn nun endlich der Schulmonarch diese Geheimnisse unserer neuen Sprache entdekte; so karbatschte er uns rein durch und nöthigte uns zu neuen Erfindungen: bis endlich

mein Vater gelegentlich erfuhr, was unser Banden für ein Held war, und ihn verabschiedete.

Nach der Zeit kam ein gewisser Schulz in unser Haus, welcher etwas mehr Fähigkeit zum Lehrer, aber destoweniger zum moralischen Erzieher hatte. Er war ein eingebildeter Narr, welcher bei aller seiner Ziegeunerfarbe, den Stutzer zu machen glaubte und, nach damaliger Mode, auf jeder Seite seines Kopfes etliche dreißig geklebte Loken mit einem halben Pfunde Puder trug. Ich — war von Jugend auf begierig, alles zu lernen, und alles, was ich lernen wolte, gelang mir auch. Ich ergrif jede Gelegenheit, in die Werkstadt eines Handwerkers zu kommen und ihm zuzusehen, und, alle seine Arbeiten beschauen und seine Handgriffe bemerken, war eine meiner größten Vergnügungen. Als Knabe von zehn Jahren konte ich schon frisiren, wie ein alter Geselle. Und ich hatte die Ehre, nicht nur meiner Mutter den schönsten Krepp zu machen, wenn sie Sonntags in die Kirche ging, sondern ich verstand mich auch dazu, dem Herrn Schulz des Sonnabends seine Unschlittreichen Lökchen auszukämmen, jede der-

selben frisch aufzuwikeln, mit dem Brenneisen die alten Fettigkeiten herauszuschmelzen, und des Sonntags seinen lokenvollen Kopf in höchster Schönheit wieder herzustellen. — Dieser Mensch ward mir und meinen Brüdern in kurzer Zeit verächtlich: wozu seine übrigen Sitten das meiste beitrugen. Unter andern war er ein erschreklicher Esser, und seine elastische Leibeskonstitution brachte gewisse bäuerische Wirkungen nach jeder Mahlzeit hervor, von welchen wir ihm einen schmuzigen Namen gaben, der seinen Respekt mit jedem Tage mehr herunterseżte. Aber das, was ihn am meisten erniedrigte, und als Erzieher junger Knaben äusserst verwerflich machte, war sein Umgang mit einem gewissen Röschen, welche meine Mutter als Näterin brauchte. So oft er uns spaziren führte, wählte er das Haus einer Kohlgärtnerin zu unserm Auffenthalte und veranstaltete jedesmal, daß unsere Kinderfrau, welche das jüngere Geschwister trug oder führte, sein Röschen mitnehmen mußte, welches er vor unsern Augen auf dem Schooße hatte, mit Kaffestölchen fütterte, und mit tausend Küssen beehrte. — Und dieser Mensch war fünf Vierteljahr unser Mentor.

Fünftes Kapitel.

Einfluß der Hauslehrer und Bedienten auf Moralität.

Es wird also wohl ohne mein Erinnern dem christlichen Leser einleuchten, daß wir unter dem Regiment solcher Hauslehrer, weder in nüzlichen Kentnissen noch in moralischer Vervolkommung grose Fortschritte gemacht haben. In Absicht auf Bildung des Karakters mußte das Beispiel und die Ermahnungen des Vaters und der Mutter alles allein ausrichten. Und ich kan es betheuren, daß ich mich dieser Wirkung noch jezt sehr lebhaft erinnere. Ich habe als Knabe des Vaters erstaunenden Fleiß und Arbeitsamkeit, so wie seine seltne Strenge und Gewissenhaftigkeit in Absicht auf das Heilighalten dessen, was Recht und Pflicht heist — und der Mutter sanftes, gefälliges und liebevolles Wesen beständig beobachtet und den Werth dieser Tugenden tief empfunden. Und wenn der jugendliche Leichtsin und das Feuer des Temperaments mir die Nachahmung derselben nicht gelingen ließ; so lernte ich sie doch kennen,

und liebgewinnen, und — mit Bestigkeit urtheilen, daß das ganz vortrefliche und schätzenswürdige Menschen wären, die so zu handeln sich gewöhnt hätten.

Ueberhaupt kan ich von mir sagen, daß ich frühzeitig und gewiß ohne alle Anleitung meiner Informatoren, von selbst, viel reflectirt und, nach kindischer Art, und nach meinen damaligen Begriffen, viel gebetet habe, daß mich Gott so machen möge, wie ich nach meinem eignen Gefühl des Wohlgefallens urtheilte, daß ein Mensch seyn müsse, wenn er gut, gottgefällig, und der Achtung Anderer werth seyn wolte.

Am meisten erinnere ich mich, dem Fleiße einen hohen Werth beigelegt zu haben, ob ich gleich zu meiner eignen Unzufriedenheit mich zu keiner rechten Stätigkeit bringen konte. Aber da hatten auch gewiß, außer der Flüchtigkeit und dem wilden Feuer meines Temperaments, unsre Hauslehrer die größte Schuld. Denn wie wil ein Mensch, zumal ein Knabe, Lust zur Arbeitsamkeit bekommen, wenn er zu lauter Geschäften angeführt wird, die ihm durch Materie und Form

Ekel machen müssen? Wirklich geht es überal natürlich zu, und man darf den Kindern die wenigste Schuld beimessen, wenn sie theils die Arbeit überhaupt scheuen, theils gegen das Lernen insonderheit eine gewisse Abneigung verspüren lassen. Denn unsere Lehrer und Erzieher verhunzen warlich die Stimmung der jungen Seelen mit Gewalt durch die Beschäftigungen, die sie Kindern zumuthen, durch die unnützen, unverständlichen, trokknen und ungenießbaren Sachen, welche sie ihnen zu lernen geben und durch die ekelhafte Methode, deren sie sich dabei bedienen. Verstünde man, dem kindischen Alter angemeßne und unterhaltende Beschäftigungen aufzusuchen; so würden Kinder auch mit mehr Lust arbeiten. Und wählte man zu ihrem Unterrichte Dinge, die sie fassen könten und die etwas anziehendes für sie hätten, und wüßte dabei durch Methode ihnen das Lernen derselben leicht zu machen, sie würden auch mit Lust lernen.

Es ist mir, seitdem ich Vater bin, ein einzigesmal gelungen, einen jungen Mann zu finden, der die wahre Methode verstand, und in allen Lehrstunden, die er meinen Töchtern gab, lauter

angenehme Sachen (Natur und Geschichte) ihnen vortrug und dies blos gesprächsweise, ohne daß die Kinder sitzen und lesen oder blos zuhören durften; — und da hab' ichs mit Augen gesehen, was das wirkt: da hab ich die Freude gehabt, daß die Kinder mit Lust lernten, daß sie es kaum erwarten konten, wenn die Stunde schlug, wo sie zu Herrn Müllern gehen durften, und daß sie es beklagten, wenn die Zeit der Schule schon verflossen war, und sie von ihm verabschiedet wurden.

Man denke sich im Gegentheil so einen ekelhaften Schmocher wie Herr Banden war, der uns auf die Stühle zusammenpreßte, und einige Stunden lang mit exponiren einer Epistel des Cicero und Vokabel lernen und dergleichen Dingen quälte, wo uns das, was wir lasen, so unverständlich und so uninteressant war, und die Art, wie wir dabei geschäftig seyn mußten, so schweistreibend wurde: und wundre sich dann noch, wenn ich, bei allen meinen Reflexionen über des Vaters herrliches Beispiel, und bei allem meinem guten Willen, mir keine Lust zu lernen schaffen konte.

„ Wunderbar ist mirs übrigens noch bis jezt, daß das unglükliche Beispiel des Schulz so wenig nachtheilige Eindrücke auf mich und meine Brüder gemacht hat. Ich kan nicht sagen, daß der Anblik seiner oft ziemlich plumpen Karessen, eine bestimte Vorstellung bei mir hervorgebracht hätte. Das einzige gedenke ich noch ganz deutlich, daß, da Röschen vom Herbste bis ins Frühjahr in einer Pelzkontuche zu erscheinen pflegte, welche ihr Adonis ihr fleissig an der Brust herabzustreichen gewohnt war, sich eine sinlich angenehme Idee in mir festsezte (*ich war eben neun Jahr alt*) welche in der Folge beständig fort durch das Gefühl oder den Anblik des Pelzwerks in mir erneuert, und mit der dunklen Empfindung eines gewissen instinktartigen Vergnügens begleitet wurde.

Verständige Leser werden solche Bemerkungen gewiß nicht als unbiographische Lappalien ansehen, da es ihnen ohnstreitig einleuchten wird, daß für die Kentniß der Geschichte des Menschen, d. h. der Art und Weise, wie sein fixirter Karakter, seine Tugenden und Thorheiten, sein Handlungsweisen und Fertigkeiten, seine Schiksale und Auf-

tritte entstanden sind — oft gerade die kleinsten Umstände von Wichtigkeit sind, wenn sie die almälige Formung seiner Sitten und Begebenheiten ins Licht setzen. Denn was nüzt mir Menschengeschichte, wo ich blos Thatsachen erblicke, aber den Zusammenhang derselben mit ihren Ursachen nicht zu sehen bekommen, und ihre innre Entstehungsart nicht zu eignen Reflexionen benuzzen kan?

In der That war diese Zeit, wo der obgedachte Anblik die beschriebene Wirkung bei mir that, für mich die Zeit der ersten Aufweckung des schlafenden Instinkts, wo der unbestimte richtungslose Naturtrieb den ersten schwächsten und dunkelsten Grad von Bestimtheit erhielt. Unbekant mit allem, was die Natur wirkliches hat, faßte ich jezt blos diesen von meinem Lehrer bemerkten Gegenstand mit meiner Phantasie auf. Und jenes Gefühl und jener Anblik war viele Jahre lang für mich die einzige Art sinlicher Wollust, deren ich empfänglich war.

Wenn aber die Leser sich wundern, daß ein solches Beispiel nichts schlimmers gewirkt hat; so wer-

werden sie es noch mehr, wenn ich ihnen weiter erzähle, daß wir bald nach dieser Zeit einen Bedienten ins Haus bekamen, der mir insonderheit, der ich einen eigenen Hang hatte, mich durch Erzählungen unterhalten zu lassen, die allerschändlichsten Dinge vorsagte, und mir sogar eine Menge der scheuslichsten Methoden schilderte, deren er sich bei seinem Umgange mit dem andern Geschlechte bedient hatte, und daß gleichwohl auch diese Beschreibungen, womit der Elende ein unschuldiges Kind moralisch zu vergiften drohte, mir gar keinen Schaden thaten. Aber die Ursache lag darinne, daß ich noch alzu unschuldig war, um ihn zu verstehen. Ich kante wirklich noch nicht den Unterschied der Geschlechter (ein zufälliges Glük, das mir unendlich genuzt hat!) und verstand also durchaus keine feine Schilderungen, die er ohnehin, weil er mich für sachkundiger hielt als ich war, mit bloßen Winken und Anspielungen mir vortrug. Und so blieb ich mit bestimterer Bekantschaft des Bösen und — was unausbleibliche psychologische Folge ist, mit einer bestimten Begierde verschont. Ich blieb glüklicherweise hierinnen ganz Kind.

Eines andern Bedienten, Namens Ernst, muß ich noch gedenken, weil auch dieser den Grund zu einem gewissen Zuge meines Karakters gelegt hat. Dieser Ernst war ein guter, fleißiger und redlicher Mensch, der den grösten Theil des Tages auf seiner Kammer zubrachte, wo er Schneiderarbeit that. Ich gewan diesen Menschen lieb und er bemühte sich, in der besten Meinung, da er meinen Hang merkte, mich durch Erzählungen zu amusiren, um mich vom herumlaufen und wilden Streichen abzuhalten: weil er wuste, daß meinem guten Vater daran besonders gelegen war, daß er nicht durch das Gelerm seiner muntern Jungens in seinen Arbeiten gestört würde. Täglich also ward Ernst meine Geselschaft in müßigen Stunden, und ich hörte ihn mit unermüdeter Geduld zu, wenn er meine Phantasie mit romanhaften Bildern bereicherte.

Ich war von Natur munter und zur Fröhligkeit gestimt, und hatte dabei einen unbegränzten Hang mit meiner Imagination in der Zukunft herumzuschweifen, und mir angenehme Aussichten zu bilden. Der gute Ernst sahe also bald,

daß mir keine Gespräche interessanter waren, als wenn er mich mit Projekten unterhielt. Da war denn jeden Tag ein neuer Roman auf dem Tapet, in welchem der Held, an dessen Platze ich allemal mich selbst dachte, oder den auch wohl der gefällige Schneider mir geradehin namentlich anwieß, allemal und ohne alle Schwierigkeiten glüklich wurde. Denn zu Schürzung eines Knotens, wodurch der Held erst in bedenkliche Umstände gerieth, ehe er das Ziel seiner Wünsche erreichte, hatte sein Kopf kein Talent. Da kamen Entwürfe zum Reichwerden an den Tag, welche er mit der Mine der Wichtigkeit mir mittheilte, versichert, daß ich ihre Unwahrscheinlichkeiten nicht merken, und, im Vertrauen auf sein Alter und seine Erfahrung, ihm Glauben beimessen würde. Da hatte er berechnet, wie wir in der Glüksbude den größten Gewin erhalten könten, ohne sich daran zu stoßen, daß wir beide nicht so viel Geld hatten, um ein Loos zu kaufen. Da sezten wir mit einander, für eben diese Schwierigkeit unbesorgt, in die Lotterie, und überlegten sehr ernsthaft, was wir mit dem großen Looße anfangen wolten. Da fanden wir einen Schaz und machten weitläuftige Entwürfe, wie

wir die ungeheure Summe am besten anlegen könten. Da gingen wir auf Reisen und machten ein unverhoftes Glük. Kurz, Ernst wußte jeden Tag meiner Phantasie neue Aussichten zu geben, und meinen Glauben an seine Versicherungen dadurch zu bevestigen, daß er mit großer Bescheidenheit jedesmal mich bat, ihn in meinem Glükke nicht zu vergessen, sondern als einen armen Menschen mit zu versorgen.

Man stelle sich vor, wenn die feurige Imagination eines Knaben zwei Jahr lang durch tägliche Unterhaltungen dieser Art die herschende Richtung bekomt, nichts als angenehme Gegenstände in der Zukunft zu denken: wenn sie dabei gewöhnt wird, Unwahrscheinlichkeiten, Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten, mögliche nachtheilige Folgen u. d. zu übersehen: wenn es ihr habituel wird, alle Dinge in der wirklichen Welt nur von ihren reizenden und vortheilhaften Seiten zu betrachten, sich nie das Böse und Nachtheilige neben dem Guten vorzustellen, sondern nur immer einseitig alles im Lichte der Freude zu erblikken — man stelle sich vor, was das einer Seele für eine unausrottliche Stimmung geben muß!

Unser Ernst war ein Schneider und kein Philosoph, wohl zu merken: sonst hätte er freilich — hoffentlich — eingesehn, daß er mit seiner gutgemeinten Unterhaltung mir Schaden thun mußte. Denn ich bin gewiß, daß er den Grund zu meinem idiosynkratischen Leichtsinne gelegt, und mir es für mein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange gemacht hat, mir stets frohe Aussichten zu bilden, und bei allen Gegenständen der Zukunft, nur die heitere, angenehme, und reizende Seite zu sehen, und für Schwierigkeiten und mögliche böse Folgen gar kein Auge zu haben.

Denn darin besteht eigentlich, was ich meine christlichen Leser wohl zu beherzigen bitte, der mir von so manchem hochweisen Richter meines Lebens so oft vorgeworfene Leichtsin, daß ich bei allem, was ich als zukünftig denke, bei allen Projekten, Entwürfen, Anschlägen, nur für die frohe Seite der Sache einen Sinn habe, und die schlimme Seite, (sogar bei dem oft mit Bewustseyn vorhandenen besten Willen, sie zu bemerken) nicht sehe.

Diese in einer Schneiderwerkstatt erzeugte Krankheit hat zugleich eine beständige Nahrungsquelle in meinem an sich sehr glüklichen Temperamente gefunden. Es ist nämlich meine erstaunliche Jovialität, meine mir von Jugend auf eigne und nur seit einigen Jahren erst ein klein wenig gemilderte herschende Heiterkeit und Stimmung der Seele zum Frohseyn, die Ursache, daß fast alle Dinge in der Welt, und so auch Menschen, die ich kennen lerne, mir blos von einer angenehmen und geniesbaren Seite erscheinen: daß also in meiner Seele bei allem, was ich denke und überlege, (und ich überlege wahrlich alles, was ich von Wichtigkeit thue, mit der ehrlichsten und gutgemeintesten Sorgfalt) immer nur die erfreuliche und vortheilhafte Seite sich mir darstellt: und daß ich hingegen (bei allem meinen guten Willen, volständig in meinen Ueberlegungen zu seyn) die bedenklichen Seiten, die üblen Folgen, gar nicht ins Auge bekomme, oder doch erst spat, und wenns zu spat ist, entdecke.

Sechstes Kapitel.

Beßre Lehrer und Erzieher.

Mein armer Vater konte anfangs seinen Haus-lehrern nicht mehr, als freie Wohnung, aber mit mir und meinen beiden Brüdern auf einer Stube, nebst Heizung, Licht, Aufwartung und etwa 24 bis 30 Thaler Geld anbieten. Da war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß nur Leute von der geringsten Klasse sich zu einer solchen Kondition verstunden.

Da er selbst in eine glüklichere Lage kam, und bei 800 Thalern Prediger Besoldung, auch die Einkünfte, als ordentlicher Professor der Theo-logie, Beisitzer des Konsistorium u. d. bezog und sofort auch einen ansehnlichern Gehalt für den Erzieher seiner Kinder bestimte, auch überdem durch sein bekantes Ansehn beim Magistrat und bei Hofe in dem Kredit stund, daß er zur Beför-derung eines jungen Mannes mitzuwirken ver-mögend war; da fanden sich auch ganz andere

Männer, welche unsere Bildung übernahmen: — ein deutlicher Beweis, daß vernünftige Eltern nirgends mehr sich angreifen solten, als bei Aussezzung der Belohnungen für die Führer der Jugend.

Der erste würdige Mann, in dessen Hände meine Erziehung gerieth, war der jetzige Konrektor Hofmann auf der Thomasschule zu Leipzig. Dieser verband mit sehr gründlichen und ausgebreiteten Schulkentnissen eine gute Methode, und besaß zugleich die Gabe, durch Freundlichkeit und edle Behandlung, die Liebe seiner Zöglinge zu gewinnen. Mit mir ging er besonders liebreich um, und nahm einen Ton der Vertraulichkeit an, der mir schmeichelhaft war, und durch Ehrgeiz mich ganz an ihn fesselte.

Ich erinnere mich auch, daß seine nette Kleidung mir auffiel, welche mit dem saloppen Anzuge der vorigen Informatoren ziemlich stark kontrastirte, und daß dieses Aeußerliche ihm einen gewissen Respekt gab, der einem Erzieher bei seinen Zöglingen so unentbehrlich ist.

Die Religionsübungen gewannen unter seiner Leitung nicht minder, als der Schulunterricht,

Denn wenn die vorigen Lehrer uns durch ein frostiges und mechanisches Geleier, das oft zu halben Stunden dauerte, ermüdet, und die so genannten Betstunden zum Ekel gemacht hatten, so wuste dieser durch ein kurzes Gebet und einige gut gewählte Strophen zum Gesang, wobei er blos durch das Beispiel der eignen Andacht die meinige erwekte und erwärmte, manche gute religiöse Empfindung in mir hervorzubringen oder zu stärken.

In den Stunden des Unterrichts machte er sich, besonders im Sommer, die Bequemlichkeit, daß er mir es übertrug, meinen beiden jüngern und minder fähigen Brüdern, nebst dem kleinen Ernst (jetzigen hochberühmten Philosophieprediger, Herrn Prof. Platner in Leipzig) Lektion zu geben, indeß er auf seinem Bette lag und zuhörte. Da wußte ich mir denn außerordentlich viel, wenn ich, mit dem Bakel unterm Arm, in der Stube auf und abgehen, und meine Schüler ein Stük Nepos aufsagen lassen, und sie weidlich korrigiren konte. Dies entflamte meinen Ehrgeiz und spornte meinen Fleiß an.

Zur Zeit dieses Mannes erhielt sich die Unschuld meines Herzens, um so leichter, weil ich auf der einen Seite wirklich an Pietät, (ich wil sagen, an öfterm Bewustseyn aus Gotteskentniß entlehnter Beweggründe zum Guthandeln,) bei ihm zunahm, und auf der andern Seite zu eigentlich bösen, d. h. Gesundheit und Pietät zerstörenden Dingen keine Gelegenheit hatte. Denn wir waren theils fast beständig unter seinen Augen, theils verursachte die Armuth meines Vaters oder vielmehr die aus den Zeiten der Armuth entstandene Gewohnheit, daß wir wenig oder gar keine Geselschaft mit andern Kindern hatten, und folglich vom Sehen und Lernen des Bösen frei blieben. Unser Hofman führte mich meistentheils in seine Geselschaften ein, wo ich unter Erwachsenen mich befand, oder, wenn auch jene ihre Zöglinge bei sich hatten, doch mit ihnen unter Männer Augen handelte.

Eines Umganges mit dem andern Geschlecht aus dieser Epoche kan ich mich gar nicht erinnern: außer daß ich zuweilen das Mechanische Haus besuchte, welches an unsere Wohnung stieß, und

wo mir die mittelste Tochter, die aber doch schon einige Jahr älter, als ich und ein ganz gesezte§ Frauenzimmer war, so gefiel, daß ich wohl sagen möchte, ich sey, wie ein unschuldiger Knabe von etwa zwölftehalb Jahren es seyn kan, in sie verliebt gewesen. Ich urtheile dies daraus, weil ich mich noch gar wohl erinnern kan, daß ich zuweilen des Abends, wenn die Mahlzeit vorbei und jedes in seinem Schlafzimmer war, mit wahrer Lebensgefahr (im dritten Stokwerk) von dem Fenster unsers Ganges zum Fenster des Treppengehäuses hinüber geschritten bin, welches mit jenen einen rechten Winkel formirte, und doch gewiß eine Ausschreitung von anderthalb Ellen erforderte. Indessen waren diese Kinder allezeit unter den Augen ihrer Mutter, so daß das allerschlimste, was ich mich da gethan zu haben erinnere, ein ziemlich wildes Blindekuhspiel war.

Daß wir übrigens, bei aller guten Aufsicht, nicht manche dolle Jugendstreiche gemacht haben solten, verlange ich gar nicht zu behaupten. Denn es gab doch zuweilen Stunden, auch halbe Tage, wo unsere Eltern nicht zu Hause waren, und wo

auch wohl der Herr Informator sich einen guten Tag machte: und da mußten ja wohl so muntere Knaben, darunter ich dann sicher der wildeste war, auf manchen Einfal gerathen, der einen Prügelregen nach sich zog.

Um ein einziges Exempelchen zu geben, weil es doch manchem Leser darum zu thun ist, die Manier des Dichters, des Redners, des Schauspielers — kennen zu lernen — wil ich nur dies bemerken, daß es eine unserer Hauptbelustigungen war, biblische Historien dramatisch zu bearbeiten und vorzustellen. Das thaten wir denn ohne allen Aufwand von weitläuftigen Dialogen, vielfältigen Scenen, großen Dekorationen u. d. und wir behandelten unsere Stücke ganz simpel und kurz. So führten wir z. B. den Durchgang der Kinder Israel durch den Jordan dergestalt auf, daß mein Bruder einen Eimer Wasser holte, indeß ich mit dem jüngsten und einigen Nachbarskindern, die wir zuweilen erwischten, hinter dem Ofen stunden und die Kinder Israel repräsentirten. Wie nun der mittelste Bruder den Eimer brachte und quer über die Stube hingoß, so trat

ich, als Moses, mit dem Besen hervor, strich durch den seichten Strom hin, und führte so die Israeliten troknes Fußes hindurch und — erhielt hernach von meinem Vater mit meinen Brüdern eine Tracht Schläge, weil das Wasser durch die Dielen gedrungen, und ihm in die Studierstube gelaufen war, und Bücher und Schriften ersäuft hatte.

Auf unsern Hofman folgte ein eben so würdiger Mann, der Magister Reinhold, welcher durch meines Vaters Empfehlung Katechet in Leipzig und, durch eben dieses Mittel, bald darauf Pastor zu Nebra in Thüringen und zulezt Superintendent in Mühlhausen wurde. Dieser Mann hatte eine ganz eigne und ich möchte sagen, bezaubernde Art von Würde in seinem Aeußerlichen. Seine Mine, seine Sprache, sein Ausdruk, sein Gang, alles war vol eines edlen Ernstes, und flößte, ohne dem Wohlwollen und der Traulichkeit zu schaden, Ehrfurcht ein.

Von seinem Unterrichte haben wir nicht sonderlichen Gewin gehabt: denn er war kein Schulmann und liebte auch zusehr die Bequemlichkeit.

Aber destomehr nahm ich unter seiner Führung an Pietät und geseztem Wesen zu. Sein Aeußerliches konte nicht ohne Nachahmung bleiben. Und ich bin mir bewust, daß ich zu seiner Zeit außerordentlich gleichgültig gegen manche Spielereien und Kinderpossen ward, die ich sonst sehr geliebt hatte, und mit einer Art von Ehrgeiz mich bestrebte, die Würde des Mannes, die mir soviel Wohlgefallen erwekte, weil er mich dabei gleichwohl mit soviel Herzlichkeit behandelte, in meinem eignen Betragen zu erreichen.

Einen beständigen Einfluß hat dieser Mann dadurch auf mich behalten, daß er mir viele Jahre lang das Muster der Mimik und der Tonkunst beim Deklamiren geblieben ist, welches ich nachzuahmen strebte.

Der lezte und volkommenste meiner Jugendlehrer war ein gewisser Jäger, dessen ich mich, so lange ich lebe, mit innigster Rührung erinnern werde. Nie habe ich einen Mann gekant, der so viel Liebe und Ehrfurcht zugleich einflößen und ganz eigentlich abnöthigen konte. Seine Physio-

nomie war der Abdruk der Tugend, seine Rede ihre Stimme, und sein Leben ihr Muster.

Wir waren Kinder, aber die Züge der engelreinen Seele in jeder seiner Minen und Handlungen waren so stark, daß auch wir sie lasen und verstunden.

Etwas war in seinem Gesicht, wenn ihm eine Kollision zwischen Pflicht und Nachsicht vorkam, das ich gar nicht zu beschreiben vermag, und das ihn gleichwohl ganz bezaubernd machte. Man erblikte da eine rührende Verfließung des Schmerzes über die Nothwendigkeit etwas versagen oder an seinen Zöglingen tadeln zu müßen und, der heiligsten Entschlossenheit, nicht ein haarbreit von dem abzuweichen, was Natur oder Konvention ihm zur Obliegenheit gemacht hatte.

Wäre dieser Mann, der kaum drei Vierteljahr in unserm Hause war, bis an das Ende unserer Erziehungszeit bei uns geblieben, ich wäre ein Heiliger geworden. Denn Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn dafür hielt, und vor dem Bilde der Tugend, das an ihm so sichtbar war, einen solchen Grad von Ehrfurcht empfand, welcher der

höchsten Gebetsandacht gleich kam. Er schien mir ein Muster der bescheidensten und Prätensionlosesten Tugend zu seyn, das meinen ganzen Stolz befriedigen konte, wenn ich es je erreichte.

Mein Vater liebte ihn unaussprechlich, und machte mich auf manches Gute an ihm erst aufmerksam, was sich vor meinen Bliken verborgen hatte, weil er wirklich auch darinnen eine Seltenheit war, daß er die Schönheiten seiner Seele selbst im Schatten zu stellen suchte, um nicht prahlerisch zu scheinen. Er war äußerst mäßig im Essen und Trinken und doch schien er bei der Mahlzeit sichs recht herzlich schmecken zu lassen. Er trug kein Bedenken seine äußerste Armuth zu gestehen, und er that, als wenn er durch den höchsten Grad von Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge sein Geständniß auszulöschen suchte. Er war schüchtern und demüthig, und er sprach doch mit den Vornehmsten und Geringsten mit einer so abgemessenen Würde, daß beide ihn respektiren musten. Er war im höchsten Grade streng bei alle dem, was seine Pflicht erheischte, und sein Betragen war dennoch so gefällig, daß er nicht fä-

hig

hig schien, etwas abzuschlagen. Er war from, wie eine Heloise, und in Geselschaft so munter und aufgeräumt, daß kein Epikuräer vor ihm scheu wurde.

Und dieser vortrefliche Mann, welcher die edelsten Grundsäze meinem Verstande, und die feurigsten Gefühle für Rechtschaffenheit und Tugend meinem Herzen am tiefsten eingeprägt hat, ward unter meinen Lehrern der erste und einzige, an welchem ich das traurigste Räthsel der Vorsehung, die Tugend *im* Unglük, kennen lernen mußte. Sein Schiksal war mir erschütternd, und wird stäts mir unvergeßlich bleiben.

Mein Vater hatte ihn bei einer vakanten Katechetenstelle an seiner Kirche empfohlen, und einige seiner öffentlichen Kanzelvorträge waren mit so algemeinem Beifalle aufgenommen worden, daß seine Wahl gar keine Schwierigkeit fand. Auch war bereits Rath geschaft, den bei seiner Armuth ihm selbst zu schweren Aufwand zu bestreiten, welchen die schwarze Kleidung, nebst dem Mantel und übrigen Ornat erfoderte. Alle Menschen gönnten ihm sein Glük, und in unserm

Hause war lauter Jubel. Am Freitage erhielt er die Vokation, und den Sonnabend kam er zu meinem Vater, und meldete ihm, daß er sie nicht annehmen — daß er nicht in Leipzig bleiben könne. — Man denke sich unsern Schrek!

Wir stekten die Köpfe zusammen. Wir drangen mit dem wehmüthigsten Flehen in ihm, uns das Räthsel zu lösen. Seine Freunde kamen herbei, und erstaunten mit uns, und baten ihn mit uns, daß er bleibe. Aber nichts war aus ihm herauszupressen, als Seufzer und Thränen. In wenig Tagen verließ er Leipzig.

Man höre den Aufschluß des Räthsels. Der unglükliche Mann hatte seine Jugendjahre in reinster Unschuld verlebt. Armuth, schlechte Kost, beständiges Studiren — hatten ihn vor Gelegenheit, und Versuchung geschüzt. Er kam in unser Haus. Ein guter Tisch vermehrte seine Körperkraft, daß das blasse hagre Gesicht nach einigen Monaten wie eine Rose blühte. Die Liebe, mit der er überhäuft wurde, und seine zunehmenden Bekantschaften hatten seinen Geist aufgeheitert,

und seiner natürlichen Stimmung zum Frohseyn Spielraum geschaft.

Unbekant mit allem, was man Laster nennt, und gänzlich unerfahren in dem, was Gefahr und Versuchung zum Bösen heißt, wandelte er in der Unschuld seines Herzens drei Monate dahin, ohne daß ein schlechter Gedanke seine Seele entheiligte. Eines Tages wird er zu einem Magisterschmause eingeladen, wo einige, bei denen die alzustrenge Tugend, statt Ehrfurcht, Lüsternheit sie zu beflekken erregt hatte, einen Anschlag auf ihn machten. „Du, sagte der eine, laß uns heute den jümpfer„lichen Jäger eins auf den Pels trinken." Sie wurden einig, und der arme Jäger erlag.

Nicht trunken, aber doch mit einer ungewohnten Portion beladen, und so aufgeräumt, daß er allenfals Muth gehabt haben würde, ohne Zittern einen bloßen Degen zu sehen, — kam er des Abends spat nach Hause, fand niemand mehr auf, als unsere alte Magd, eine Person von vierzig Jahren, und häßlich, wie die Nacht. Diese geleitet ihn nach seinem Zimmer, sieht seine ausserordentliche Jovialität, erbietet sich, ihm noch eine

Tasse Thee zu machen, kommt darüber mit ihm ins Gespräch, und — der arme unglükliche Mann — vergißt sich.

Noch steht mir eine Thräne im Auge, wenn ich an diesen schrecklichen Fall gedenke. Noch schwebt mir der Kummer vor Augen, der mich damals verzehrte, und meinen Glauben an Vorsehung, den ich als Knabe schon so bevestigt zu haben vermeinte, wankend machte.

In einem Abende, wo alles, was von seinen freien Vorstellungen unabhängig war, die List der Neider seiner Tugend, die Macht des Getränks und seine Tugend selbst, ich meine seine Unerfahrenheit und Unkunde der Gefahr — sich wider ihn vereinigt hatte — mußte seine Unschuld gestürzt, sein Glük zerstört, und ein Mann, der so unendlich viel Nuzen in der Welt stiften konte, vernichtet werden.

Der arme Jäger hatte früh seine Vokation erhalten, und Freudenthränen vor Gott und seinem Wolthäter geweint, und am Abend meldet ihm dies scheusliche Weibesbild, an die er gar nicht mehr gedacht hatte, ihre Schwangerschaft. —

Todesangst überfällt ihn, er sagt seine Stelle auf, verläßt Leipzig, begiebt sich nach ***, und — stirbt ein Jahr darauf vor Harm und Kummer.

Wie viel Tausende genießen die Freuden der Thorheit durch ihr ganzes Leben und — gedeihen! Und dieser Rechtschafne. — Doch lasset uns den Vorhang vorziehn, und mit dem Apostel sagen: unerforschlich sind deine Wege! —

Wie viel wahre Philosophie in diesen Worten des philosophischen Paulus liege, mögen die, so es nicht wissen, aus meiner analytischen Erklärung der Briefe der Apostel lernen, die ich nach Biographenpflicht und Fug hiermit für eine meiner besten Schriften erkläre.

Siebentes Kapitel.

Oeffentliche Schulen.

Warum mein Vater die Hauslehrer = Erziehung aufgab, weiß ich nicht. Vieleicht hatte ihn der Ueberdruß dazu bewogen, weil er sahe, daß

die sichern Leute nichts taugten, und die tauglichen nicht sicher waren, d. h. wenn er sie kaum im Hause hatte, ihr Glük machten, und uns wieder verließen. Denn wirklich hatte er den H. Reinhold nur ein halb Jahr, und den unglüklichen Jäger drei Vierteljahr nur genossen.

Er bekam nun den sonderbaren Einfal, mich auf die Leipziger Nikolaischule zu schikken, und meine Studien da vollends zur Akademie reif werden zu lassen. Aber das Jahr, welches ich hier zubrachte, war verlohren. Ich lief alle Morgen mit meinem großen Bücherpack, dem ein starker Riemen Haltung gab, um sieben Uhr nach meiner Klasse, und kam um eilf Uhr eben so zurük, wie ich hingegangen war. Es war nichts da zu lernen.

Der große Reiske zwar, stand damals als Rektor an dieser Schule, und zog durch seinen Ruf manchen Lehrling an sich, mochte auch wohl auf der Wagschale der Rathschlagungen meines Vaters das größte Gewicht gewesen seyn, und den Ausschlag gegeben haben; aber theils kam ich nicht in seine Klasse, weil ich noch nicht reif zu Prima schien: theils war auch dieser große Mann

nicht fähig, jungen Leuten Fortschritte in Schulkentnissen zu verschaffen, weil er gar keine Gabe des Vortrags hatte und seine unermeßlichen Reichthümer in Sprachen und Geschichte nicht von sich geben konte. Seine Seele glich einem Bauche, der ohne Klistire keinen Abgang hat. Es war ein Gelehrter, der mit Kentnissen ganz eigentlich überladen, und eben darum beständig obstruirt war. Man mußte selbst schon weit seyn, wenn man ihn wirklich benuzen wollte. Man mußte mit ihm sprechen, man mußte ihm alles, was man zu wissen *nöthig* fand, abfragen: da war der Mann unerschöpflich, da war er befriedigend, da ward er lehrreich. Aber, wenn er Lehrlinge vor sich haben, und allein sprechen mußte, da konte er nichts, als exponiren und paraphrasiren, und das noch dazu in einem Deutsch, das nicht zu genießen war.

Mein Lehrer ward der Konrektor Adami, den Gott im Zorn zum Schulmanne gemacht hatte. Ob er schulmännische Gelehrsamkeit besessen hat, weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß keine Spur davon in seinen Schulstunden zu vernehmen war. Seine Erklärungen der klassi-

schen Autoren bestunden entweder in dürrer Grammatik, oder in Minellischen Noten. Dabei war seine Stimme so widrig, sein Air so pedantisch, seine Laune so hypochondrisch, daß man entweder vor Ueberdruß erkranken, oder vor langer Weile bei ihm einschlafen mußte. Das leztere war bei seinen Schülern der gewöhnliche Fall. Oft sah man ganze Reihen oder Bänke voll Schüler in einem Tempo nikken.

Das allerschlimmste war dabei, daß der Mann ein gewisses ridicule hatte, welches alles vollends verdarb. Denn da gab es, vornehmlich unter den Primanern, niederträchtige Menschen in Menge, welche sichs zum eignen Geschäfte machten, täglich neue Erfindungen anzubringen, den alten Mann zum Narren zu machen. Und wer dann nicht über die Erfindungen lachte, mußte wenigstens über die Bocksprünge lachen, welche der gute Adami machte, wenn er eine solche Posse entdekte, und es endlich merkte, daß sie auf ihn gemünzt war. Dieses Unglück, wenn es einen Schulmann einmal trift, zerstört nicht nur allen Nuzen seines Unterrichts, sondern es bringt auch

einen Geist des Leichtsinns, und ich möchte sagen, der Gewissenlosigkeit, unter die Schüler, der manches junge Herz vergiftet, und Sitten und Karaktere verunstaltet.

In Adamis Stunden war zulezt gar keine Aufmerksamkeit mehr. Und wenn wir es satt waren, den alten Mann zu verspotten und zu nekken; so zogen wir mit unserm Wize, der einmal in Oden gesezt war, gegen einander selbst zu Felde. Und wirklich habe ich in diesem Jahre mehr Methoden, Leute zu plagen gelernt, als mancher Zeitlebens nicht zu erfahren bekomt. Einer meiner besten Antagonisten, war ein gewisser Herr von Hohenthal, welcher blos durch seine Hammelsnatur mich reizte, auf seine Unkösten wizig zu seyn, und einen Ruhm darinnen zu suchen, wenn ich die Lacher über ihn aufzuregen vermochte.

Mein Vater merkte freilich bald, und auch ich, zu Reflexionen über mich selbst gewöhnt, eröfnete es ihm, daß diese Schule für mich fruchtlos und sogar verderblich war: allein, es dauerte lang, ehe er eine Veränderung beschliessen konte. Endlich brachte ihn der Burgemeister Born, ei-

ner seiner redlichsten Freunde und eifrigsten Gönner, auf den Gedanken, mich und meinen mittelsten Bruder auf die Fürstenschule, Pforte, zu bringen, wo er uns ganz ohne Kosten unterhalten konte, indem der Leipziger Rath meinem Vater, die beiden Alumnenstellen für seine Söhne bewilligte, welche derselbe zu vergeben hatte.

So zog ich nun, nicht volle vierzehn Jahr alt, schwach und zart an Körper, und klein von Wuchs, aus den Armen meiner weinenden Mutter, zum erstenmale in die Fremde, und kam unter eine Menge von Leuten, von denen ich nicht einen einzigen kante.

Aber hier zeigte und fixirte sich ein Zug meines Temperaments, der mir in meinem Leben oft zu statten gekommen ist, und der sich hier zum erstenmale in einer gewissen Stärke äußerte. Ich war in Absicht auf Leibesstärke und Weltkentniß ein wahres Kind, und fand mich gleichwohl in meine neue Welt, wie, wenn ich schon oft solche Veränderungen erfahren hätte. Das Neue schrekte mich nicht. Das plözliche Verschwinden des Alten rührte mich nicht.

Mein Vater brachte uns selbst auf diese Schule, und empfahl uns der Vorsorge des würdigsten Schulmanns, des wahren Pendants eines großen Ernesti, des berühmten Freytags. Dieser alte Mann, der, bei einem unbehülflich dicken Körper, ein äußerst austeres Air hatte, und vor Fett grunzte, besaß dennoch eine gewisse unverkennbare Leutseligkeit, und zeigte es auf den ersten Augenblik, daß er ein edler, und für seine Schüler väterlich gesinnter Mann war, so deutlich, daß ich gleich ein Herz zu ihm faßte, und mich in seinen Händen zufrieden fühlte.

Wir speisten des Abends bei ihm; aber schon um neun Uhr kam sein Famulus, und foderte uns unvermuthet zum Schlafengehn ab. In dem nämlichen Augenblik also mußten wir die Tafel verlassen, unserm Pflegevater gute Nacht, und unserm Vater das Lebewohl sagen, und, der Führung eines fremden Vorgesezten mit einer großen Laterne, uns anvertrauen.

Ich vergoß keine Thräne bei diesem Abschiede. Und ob ichs gleich innig empfand, daß ich jezt zum erstenmale mich von einem geliebten Va-

ter trennen, und vieleicht auf mehrere Jahre trennen mußte; so dauerte doch diese heftige Empfindung nicht lange. Es war ein Schlag, der mich auf einige Minuten erschütterte, und tief in die Seele drang. Aber ich befand mich kaum eine Viertelstunde auf meiner Zelle; so war der Schmerz abgestumpft, und ich konte so gut einschlafen, wie zu Hause.

Dies ist das schäzbare Eigenthum meiner Seele, das die Mutter Natur mir verlieh. Ich kan durch kein Uebel auf lange Zeit niedergebeugt werden. Es sey so groß es wolle, oder komme noch so plözlich und unvermuthet; so ists, wie gesagt, nichts, als ein Schlag, der durch und durch geht, und mich, höchstens auf einige Minuten, nachdenkend macht. Aber so, wie die erste Erschütterung sich verbebt hat, so eilt meine rege Phantasie mir zu Hülfe, und mein glüklicher Leichtsinn macht, daß die neue Lage, in der ich mich befinde, mir von einer genießbaren Seite erscheint. Da erblikke ich augenblicklich eine Menge Bilder, die mich beruhigen, wenns gleich oft nur leere Erscheinungen sind. Da sehe ich schnell (oder bil-

de mir ein zu sehn) eine Menge kleiner oder grosser Vortheile, welche das eingetretene Uebel nach sich ziehen könte. Da sehe ich eine Menge Mittel, wie ich mir es zu heben, oder abzukürzen, oder zu mindern vermag. Da fallen mir Anschläge und Projekte ein, durch deren Ausführung ich mich wieder schadlos zu halten, und den erlittenen Verlust oder Schmerz mir wieder zu ersezen gedenke. Kurz, meine Ruhe ist in weniger Zeit wieder hergestellt, und ich trage das Uebel mit der größten Gelassenheit, wenn es nur nicht mit kontinuirlichen Quaalen verbunden ist. Ich kan auch betheuern, daß ich nie über ein Unglük geweint habe, ob ich gleich sonst, bei rührenden Auftritten, sehr leicht weine.

Der würdige Freytag hatte gleich bei seinem ersten Schritte, den er für uns that, als Vater gehandelt. Er hatte mir und meinem Bruder erstlich ein paar Primaner vom ersten Range, und zweitens, die beiden besten aus der ganzen Klasse, zu Obergesellen gegeben.

Ersteres war darum eine Wolthat für uns, weil in dieser Schule die untern Klassen Sklaven

der obern sind, und daher ein Knabe beständig in Gefähr ist, von den obern gemisbraucht, und zerprügelt zu werden, wenn sein Obergeselle nicht selbst ein Primaner, und zwar ein solcher Primaner ist, der Autorität hat, und seinem Kleinen eine wirksame Protektion zu leisten im Stande ist.

Der Obergeselle meines Bruders, war ein gewisser Kunz, der hernach in der Geschichte meiner liebschaftlichen Thorheiten wieder vorkommen wird. Er war ein Mensch von Riesenstärke, etwas roh von Sitten, aber brav, und hatte gewaltiges Ansehn unter den Schülern, theils seiner Stärke und seines Muths halber, theils weil er Famulus beim Rektor war, vor dem alle Schüler eben so viel Achtung, als Furcht hatten. — Mein Bruder indeß gedieh nicht bei ihm, weil Kunz mit der Famulatur zu viel Geschäfte hatte, und sich wenig um seine Gesundheit, Reinlichkeit, Sitten, und wissenschaftliches Wachsthum bekümmern konte.

Der meinige hieß Pallmann, und war ein vortreflicher Mann. Sein Karakter war Empfind-

lichkeit und Aergerlichkeit, woran sein Körper viel Antheil hatte. Aber in seinem Betragen, besonders gegen mich, war er äußerst wolwollend und freundlich. Und das, was ihn mir unschäzbar machen mußte, war seine Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Pflichten erfüllte, die ihm als Obergeselle zukamen. Er gewöhnte mich an Reinlichkeit und Ordnung. Er leitete mein Studiren mit Einsicht und Geschmak. Er berathete mich in meinem Benehmen gegen meine Mitschüler. Und er gab mir alle Tage mit Vergnügen (weil ich folgsam und gelehrig war) Lektionen, in denen ich mehr lernte, als in den ordentlichen Schulstunden: denn er war ein heller Kopf, und verstund die Römer und Griechen besser, als alle Kollegen des Rektors. Wenn er mich übersetzen lehrte, fand er immer den treffendsten und schönsten deutschen Ausdruck. Und seine Erklärungen waren alle dem Zwekke angemessen, mich mit dem Geiste des Schriftstellers, und, mit seinen Schönheiten eben so bekant, als mit dem Genius ihrer Sprache vertraut zu machen. Außerdem hatte der Mann so ganz das stille, ernste, religiöse, und doch dabei liebreiche Air meines ehemaligen Jägers, und

war also für mich das wolthätigste Werkzeug, dessen sich die Vorsehung zu meiner Bildung bedienen konte.

Achtes Kapitel.

Schulpforte, wie sie zu meiner Zeit war.

Ich denke ja, daß es meinen Lesern nicht zuwider seyn wird, wenn ich ihnen eine Beschreibung dieser Fürstenschule mittheile, wie ich sie zu meiner Zeit gefunden habe: und es scheint mir wenigstens selbst zu meiner Lebensbeschreibung zu gehören, wenn ich durch Karakterisirung der Schule meine eigne Lage kentlicher mache, in welcher ich mich auf derselben befunden habe.

Ohnstreitig ist die Schulpforte eine der herrlichsten Stiftungen in ihrer Art. Sie ist bekantlich ein Kloster gewesen, und besteht noch aus allen ehemahligen Klostergebäuden. In einer Ringmauer sind die Wohnungen der Lehrer, die

Schlafsäle der Zöglinge, (deren gewöhnlich 150 sind) das Cönakel, die Hörsäle, die Kirche u. s. w. eingeschlossen. Das ganze Gebäude liegt in einem schönen Thale, aber zu gepreßt angelehnt an dem Fuß eines Gebürges, das hoch darüber hervorragt, und es in einen düstern Schatten versenkt.

Aus dem Gebäude heraus darf kein Schüler sich wagen. Selbst der schöne große Baumgarten, von dessen Obstreichthümern nie eine Schale zur Klause gelangt, ist ihnen bei hoher Strafe untersagt. Ihre Schritte dürfen nie weiter gehen, als sich die Schlafsäle, Cönakel und der sogenante Kreuzgang erstrekken. Lezterer ist der einzige Ort, wo sie Bewegung und frische Luft genießen. Frischere giebts für sie im Winter gar nicht, und im Sommer sehr selten. In diesem Kreuzgange, der innerhalb der Gebäude ringsherum geht, ist es ihnen vor und nach Tische erlaubt, zu ambuliren und zu verdauen. Ausser den zum Ambuliren gestatteten Zeiten, müssen sie beständig, Winterszeit im Cönakel, und im Sommer auf ihren Zellen sitzen, und — studiren: wo sie

freilich eben so wohl etwas nüzliches, als Romanen und Zotenbücher lesen können. Alle übrigen Gebäude ausser der Klause gehören zur Oekonomie, und werden wie die Gärten vom Schulinspektor benuzt, welcher zu meiner Zeit ein gar vornehmer Herr war, der sich weidlich von dem Obste und Fette und Weine — mästete, und bereicherte, der für die Schüler gestiftet war, und manches fette Stük Ochsenfleisch, und manchen Masthammelbraten an die Herren Schulkollegen spazieren ließ, um ihnen die Augen zuzudrücken. So sagte man— laut.

Der Schlafhäuser, wie sie dort genannt werden, giebt es drei. Jedes besteht aus einem ungeheuren langen Gange, der ziemlich finster ist, weil er blos am Anfange und Ende Licht empfängt, auf den Seiten aber rechts und links zwei Reihen Kammern hat, welche Zellen heißen. In jeder Zelle stehen zwei Bettstellen, (denn die Betten selbst bringt jeder Schüler mit) zwei Tische und zwei Schemel. Doch giebts auch einige größere für drei Personen, wo dann außer dem Ober- und Untergesellen noch ein Mittelgeselle statt fin-

det. Mitten auf diesem langen Gebäude ist eine Kammer, wo die Glokken gezogen werden, welche die Schüler früh um fünf Uhr zum Aufstehn, so wie zu den Mahlzeiten, und zum Schlafengehen rufen. Früh wekt ein Schüler, welcher der Inspektor heißt, (ein Amt, welches wöchentlich unter den obersten zwölf Primanern umgeht) indem er mit einem mächtigen Schlüssel an jede Zellenthür anschlägt, worauf alle Schüler im Augenblik, in die Kleider fahren, ihre Thüren öfnen, und mit ihrem Hymnenbuche im Cönakel zum Gebet sich einstellen müssen.

Das Cönakel ist ein großer Saal, der aus zwei Reihen Wölbungen besteht, und in der Mitte von drei steinernen Säulen getragen wird. Auf beiden Seiten stehn große vierekkigte Tische mit Bänken umgeben, an deren jedem zwölf Schüler, drei auf jeder Seite sizzen, und zwar beim Gebet, wie bei Tische, auf der rechten Seite drei Primaner, auf der Seite an der Wand drei Obersekundaner, und etwa ein Mittelsekundaner, auf der dritten Seite die Untersekundaner, und auf der freien Seite die Tertianer, welche bei Tische die

Aufwartung haben. Der erste Primaner, der vorne sizt, heißt der Inspektor des Tisches.

Die Extranei, welche sich von den Alumnen dadurch unterscheiden, daß sie Kostgeld bezahlen, und bei einem der Lehrer im Hause wohnen, sizzen an einem besondern Tische, deren funfzehn sind. Zwölfe waren zu meiner Zeit immer besezt, und meistentheils auch der dreizehnte, wenigstens zum Theil.

Die Kost der Schüler ist, der Stiftung nach, zu gut, und der Wirklichkeit nach, zu schlecht. Alle Mittage ist ihnen eine Fleischbrühsuppe, und zwei Schüsseln mit Fleisch bestimt, nebst einem guten Brode, eines halben Pfundes schwer, einer großen hölzernen Kanne gutes Bier für jeden Tisch, wöchentlich dreimal Braten, und zweimal Wein: und des Abends eine Schüssel Fleisch nebst Brod und Bier zur völligsten Sättigung. Dieses viele Fleisch wäre wirklich Unrath, und würde der Gesundheit der Kinder, die ohnehin so wenig frische Luft und Bewegung genießen, durch erregte Fäulniß nachtheilig werden. Aber

zu meiner Zeit sorgte der Schulinspektor für die Abwendung dieses Schadens. Die beiden Schüsseln Fleisch waren wenig zu genießen, und die sogenante Botenfrau, welche wöchentlich einigemal, unter dem Vorwande, die Briefe von Naumburg mitzubringen, Gebaknes und andere Näschereien und Kontrebande zutrug, schleppte ganze Zuber voll Fleisch und Brod mit nach Hause. Denn da beide Schüsseln Fleisch täglich einerlei Sose hatten, Jahr aus Jahr ein, von keinem Halme grünem Gemüse begleitet waren, (denn dergleichen habe ich in meinen zwei Jahren nicht zu kosten bekommen), und die Sose jedesmal aus Wasser, gebrantem Mehle, und etwas neuer Würze bestand, und das Fleisch selbst, theils täglich einerlei, theils mager, zäh, und in allem Betracht, elend war; so aß fast nie ein Schüler seine Portion auf. Was nun jeder der Untern nicht aß, und oft auch das, was er noch gern gegessen haben würde, foderten die Obern am Tische ihnen ab, sammelten es nebst dem übrigen Brode für die Botenfrau, welche ihnen dafür Koffee, Zukker, Gebaknes u. dgl. liefern mußte.

Bei jedem Tische ist ein Potifer, welcher den Untern einen Becher Bier einschenkt, und den Obern geben muß, so viel sie wollen: und ein Dapifer, welcher von einer Anrichte, die aus der Küche durch die Mauer herüber geht, die Schüssel abhohlen, und auf seinen Tisch tragen muß. Das Fleisch ist schon zerschnitten, und die Obern langen zuerst zu, und lassen den Untern, was sie nicht mögen. Außer den beschriebnen Mittags- und Abendmahlzeiten, (bei welchen leztern das Fleisch in eben derselben braunen Mehlsose erscheint,) kan und soll kein Schüler etwas an Kaffee, Thee u. dgl. genießen, und nur die Obern machen heimliche Ausnahmen. Obst wird, wie grünes Gemüse, das ganze Jahr nicht gereicht. Und der Wein ist so elend, daß auch die ärmsten Jungen denselben nicht trinken, sondern ihn den Obern überlassen, welche ihn zusammengießen, und der Botenfrau verkaufen. Und sie thun wohl, da solch saures und kaum ausgegornes Getränk der Gesundheit schaden würde. Der Schulinspektor trank desto bessern.

Wenn ich mir einmal mit Essen und Trinken gütlich thun wolte, stelte ich mich krank, und

meldete mich beim Siechmeister. Da konte ich denn zuweilen vier, sechs und mehrere Tage in der sogenanten Siechstube bleiben, und gute fette Fleischbrühsuppen, und besser zugerichtetes Fleisch und Braten genießen. Dabei benuzte ich meine Zeit getreulich zum Studiren. Dies gelang mir mehrmalen durch die Gunst meiner Freunde unter den Obern.

Alle Erhohlungen der Schüler bestunden, wie ich schon gesagt habe, in dem Ambuliren im Kreuzgange. Nur Sommerszeit wurden sie sämtlich, in einem Zuge von dem Lehrer, welcher diese Woche die Inspektion hatte, zuweilen (etwa einmal wöchentlich) auf den freien Plaz geführt, welcher vor dem Kloster lag, wo sie ein paar Stunden Ball schlagen, oder Kegel schieben durften. Funfzehnmal im ganzen Sommer war Hauptpromenade, welche der unwissendste und in der Diätetik unkundigste Mensch erfunden haben muß. Nämlich die ganze Schule zog Mittags um ein Uhr, in der größten Hizze aus, mit Musik und dem Gesange: Salve cordis gaudium, salve Jesu etc.; und muste so in Proceßion den hohen steilen

Berg hinan klimmen, an welchem das Kloster lag. Das war ein Gang bergauf, der wenigstens drei Viertelstunden dauerte, und wo die Sonne gerade auf den felsigten und steilen Fußsteige lag, auf welchen die Kinder schwizzend und keichend hinauf steigen, und noch die Ballons und Kegel schleppen mußten, von denen jeder Tertianer einen in seiner Zelle in Verwahrung hatte, und auf dem Spielplatze abliefern mußte. Wenn die Kinder hinauf waren, mußten sie auf die schattenlosen Pläze sich verfügen, welche jeder Klasse ein für allemal angewiesen waren. Zum Glük gabs oben nichts zu trinken. Nach Verfluß von zwei Stunden wurde von den Inspektoren gepfiffen, worauf die Schüler von allen Seiten her zusammenlaufen und der Visitation beiwohnen mußten, um, auf die Vorlesung ihres Namens, „hier!" zu antworten. Zwei Stunden nachher wurden sie abermals visitirt, und den Berg wieder hinab geführt. Konte eine so erhizzende Strapaze wol den geringsten Nuzen haben?

Die Kleidung der Schüler ist ihrer eigenen Wilkühr überlassen, außer daß jeder gehalten ist,

sich eine Schalaune und einen Spanier anzuschaffen, und sich anders nicht, als mit diesen beiden Stükken angethan, öffentlich sehen zu lassen. Die Schalaune ist eine Art von schwarzem Mantel von Tuch oder Rasch, welcher blos die Hintertheile der Kleidung bedekt, und vorn gar nicht weiter sichtbar wird, als an der Schulter, wo ein daumbreites Stük zu sehen ist, durch welches der Arm gesteckt, und der Mantel angezogen zu werden pflegt. Der Spanier ist ein runder Hut von Tuch, den von einem Leipziger Doktorhute nichts unterscheidet als — die Steifheit. Der Dokterhut steht wie eine Hornhaut, der Spanier hingegen ist biegsam und — Taschenformat.

Neuntes Kapitel.

Fortsezzung.

Die Regierungsform ist oder war vielmehr, denn ich kan nur von meinen Zeiten reden, herzlich schlecht. Das höchste Tribunal war das Dresdner Oberkonsistorium, welches aber von dem

Berichte der Synode dependent war, und nicht anders Urtheilen und sprechen konte, als wie diese berichtete.

Die Synode (der Synodus, ein furchtbarer Name unter den Schülern, der zittern machte) bestand aus den sämtlichen Präceptoren, welche zu meiner Zeit alle moralisch invalid waren. Der einzige Mann, welcher der Schulpforte auswärts Ehre machte, und für die Schule selbst das ganze bischen Federkraft enthielt, welches die große Maschine bewegte, und sie vor Zerstörung schüzte, war der Rektor Freytag, der durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch seinen vortreflichen Unterricht, und durch seine strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Pflichten des Richters, des Vaters, und des Freundes zu vereinigen wußte, eine so algemeine Liebe und Ehrfurcht genoß, als wenig Schulmänner sich werden rühmen können. Jeder Schüler war froh, wenn er in seine Klasse kam, und jeder Kläger und Beklagte freute sich, wenn seine Sache von ihm gerichtet wurde.

Der Konrektor (Gräbner, glaub ich, war sein Name) hatte fast gar keine Liebe unter den

Zöglingen, weil er sich von ihnen entfernte, und zurückhaltend war. Sein Temperament war Aengstlichkeit, und das trieb ihn an, sich überal zu verbergen, und erzeugte Handlungen, die immer anders waren, als ihre Erwartung. Alle Schüler nennten ihn falsch. Sein Unterricht war mager und unbefriedigend.

Der Tertius, Henschel, wurde algemein fü einen armen Sünder gehalten: und er war es auch. Ich habe keinen erbärmlicher über alte Autoren salbadern hören, als ihn. Auch hatte sein Betragen, so wie die Aufführung seiner verliebten Töchter, deren eine Posthaus, und die andere Schuhwachs benamt wurde, ihn alles Ansehens unter den Schülern beraubt.

Der Kantor Geisler, hatte etwas mehr Furcht, weil er grob, hizzig und spionirend war, aber gar keine wahre Achtung. Denn sein dikker Bauch war mit nichts, als lateinischer Grammatik gefüllt, und es war eine wahre Hölle in der Klasse dieses Mannes zu schwizzen: welcher seinen ganzen Stolz darin sezte, alle Regeln seiner Grammatik nach den Nummern zu wissen,

und welcher mit Bärenwuth foderte, daß seine Schüler in demselben Moment antworten solten, wenn er schrie: Numero —?

Der Magister, (so nannte man den Diakonus) hatte blos einige theologische und lateinische Stunden, und war in Absicht auf Feinheit seiner Sitten, Höflichkeit des Betragens gegen die Schüler und Fleiß in Bearbeitung seiner Vorträge, noch der beste unter allen, und hatte auch noch ein ziemliches Ansehen unter den Zöglingen. Im Grunde waren aber seine Kentnisse seicht, und er hatte Mühe, seine Blößen zu verbergen.

Der Mathematikus war der elendeste. Er war ein Mann von etlichen siebzig Jahren, der durch sein kindisches Wesen unter den Schülern zum Kinde geworden war. Sie nanten ihn alle nur spottweise den Matz, ruften hinter ihm diesen Namen laut her, und spielten mit dem armen Mann die schändlichsten Komödien. Ein wahrer Greuel wars, wenn er die Woche hatte, und inspiciren muste. Da war Tag und Nacht Spektakel unter den Schülern. Da war keine Ordnung und keine Scheu. Und oft muste der alte Frey-

tag zu Hülfe kommen, und den armen Maz aus den Händen der bösen Buben erretten, die zuweilen in zwei Kolonnen ihn nekten, und immer mit der einen, auf welche er zurante, retirirten, und mit der andern, die er verließ, wieder avancirten.

Noch gehörte auch der Inspektor Hofmann zur Synode. Aber dieser hatte mit den Schülern wenig zu thun. Er war Pastor und Frühprediger, und gab wöchentlich nur einige Stunden in den obern Klassen, über — Hutteri compendium theologiae — ohe! — über welches er sich eigne Hefte gemacht, oder verschaft hatte, welche die Sose über dieses stinkende Fleisch enthielten, und so weitläuftig waren, daß sein theologischer Kursus sechs bis acht Jahre dauerte, und zu gutem Glük von keinem Schüler ganz aufgezehrt werden konte. Uebrigens laborirte der Mann an einer somatischen, psychischen und religiösen Hypochondrie. Auch soll er vor meiner Zeit das Glük gehabt haben, einige Schüler, welche sichs hatten einfallen lassen, auf ihren Zellen den Teufel zu citiren, durch Gebet, aus den Händen dieses

mächtigen Geistes zu retten, und zu einer wah- ren Bekehrung zurük zu führen.

Man kan leicht urtheilen, daß in einer Schu- le, wo es um die Lehrer so traurig aussahe, und welche an dem würdigen Freytag ihre einzige Stüzze hatte, sehr wenig Fortschritt in Wissenschaf- ten zu machen, und noch weniger Bildung des Herzens und der Sitten zu hoffen war, zumal da noch ein Theil des ehemaligen Pennalismus herrschte, an dessen Ausrottung man schon seit diesen Jahren gearbeitet hatte.

Die Macht der Obern war zu groß. Denn wirklich hatten die Inspektoren unter den Schü- lern mehr Gewalt, oder übten wenigstens eine größere Gewalt aus, als die Präceptoren selbst. Und dieser Inspektoren gab es eine große Zahl. Erstlich waren alle Primaner an sich schon Vor- gesezte der Schüler aus den untern Klassen, welche ihren Befehlen gehorchen musten. Zweitens wa- ren unter den Primanern die zwölf ersten der Klasse Inspektoren κατ' ἐξοχην, unter denen jeder einen Tisch von eilf Mann im Cönakel unter seiner Aufsicht hatte. Diese alternirten denn auch

in der wöchentlichen Inspektion. Und ein solcher Wochen-Inspektor besorgte erstlich das Wekken der Schüler mit dem großen Schlüssel, stellte sich dann an die Thür des Cönakels und empfing alle die mit Ohrfeigen, welche nach der gesezten Minute sich nicht einfanden, holte alsdann den Präceptor, der die Woche hatte, zum Frühgebet, hatte den ganzen Tag die Aufsicht über alles, was vorging, gebot, wenns Zeit war, das Zutischesezzen und Aufstehen; ordnete das Abendgebet, und führte zum Schlafengehn.

Zu diesen großen Inspektoren kamen drittens noch die kleinen, die in jeder Klasse angestelt waren. Unter diesen war der vornehmste der Primus, der in seiner Klasse die Aufsicht hatte, die Schüler sich sezzen und stille seyn hieß u. s. w. Hernach war der erste an jeder Tafel, (deren in einer Klasse mehrere waren) wieder der Inspektor seiner Tafel, welcher da wieder zu befehlen hatte.

Alle diese Inspektoren nun tyrannisirten, jeder in seiner Art. Alle hatten die Gewalt, jedes Versehen, jedes Lautwerden, jedes Vergessen eines

Buchs ꝛc. mit Ohrfeigen, und nach Belieben auch mit Prügeln und Fußtritten zu bestrafen. Wenn denn in der Klasse ein Knabe war, den etwa die Natur mit Schüchternheit, Dumheit oder des etwas verhunzt hatte, oder welcher im Verdacht war, daß er hochmüthig oder ein Pfeifjunge sey, oder welchen der Herr Inspektor für seine Person nicht leiden konte; so ward ein solcher Knabe bei aller Gelegenheit maulschellirt und gemißhandelt.

Insonderheit waren die Pfeifjungen der allgemeine Gegenstand inspektorischer Tyranneien. Nämlich man belegte denjenigen mit diesem Namen, welcher irgend einmal sich auch nur verdächtig gemacht hatte, daß er bei einem der Präceptoren besonders gut angeschrieben sey, und demselben entweder eine Klage über die ihm wiederfahrnen Mishandlungen angebracht, oder einen bösen Streich der Obern ihm verrathen habe. Solche Unglükliche blieben keinen Tag ohne Prügel. Denn alles gab den Tyrannen Gelegenheit dazu. Sie durften nur zum Gebet, in die Lektion, oder zum Essen, eine Sekunde zu spat kommen, oder ihr Hymnenbuch vergessen haben, oder ein Loch im

Strum-

Strumpfe sehen lassen, so regnete es Ohrfeigen, die nie so barbarisch gegeben worden seyn müssen, als ichs in der Schulpforte erlebt habe. Es ist der Mühe werth, eine Beschreibung davon zu lesen.

Man denke sich den Inspektor an der Thüre. Der arme Knabe, auf dessen Ankunft schon vigilirt wird, tritt herein. Der Inspektor schreit, steh Kanaille! wo komst du so spat her? oder wo hast du deinen Spanier? oder — so etwas. Der Knabe schweigt, und stellt sich wie ein Lamm, in geradester Figur, vor seinen Tirannen hin. Denn wenn er das nicht gleich that, so ward er auf der Stelle mit Füßen getreten. Nun holt der Inspektor mit der flachen Hand aus, und zieht ihm aus Leibeskräften eine Ohrfeige, daß das Cönakel erschalt, und alle Finger sich auf den blutrothen Wangen abdrükken. Der Knabe wankt, der Inspektor wiederholt sein: steh Kanaille! hierauf zieht er, mit der linken Hand, ihm eine eben solche Ohrfeige, daß auch der andere Bakken ihm quilt. — Hund steh! — Und so wechselt wieder die rechte Hand, — bis der Barbar genug hat. Und nun geht der Knabe be-

täubt und mit aufgelaufenem Gesicht an seinen Plaz, spricht kein Wort, und darf gar nicht thun, als ob ihm etwas unangenehmes begegnet wäre, wenn er nicht von seinem Tischinspektor neue Prügel erndten wil. Und bei Präceptoren klagen, wäre sein Unglük.

Ich weiß, daß ein Knabe, aus vornehmer Familie, der sich, durch eine Klage beim Rektor, die Wuth einiger Primaner von der schlechtesten Extraktion, zugezogen hatte. Dieses arme Kind wurde des Nachts von diesen Unmenschen im Bette überfallen. Sie verstopften ihm den Mund, daß er nicht schreien konte, schlepten ihn nach dem Privet, unter welchem ein Arm der Saale hinwegfloß, banden ihn mit Strikken, hiengen ihn durch eine Brille hinab, daß er über dem Wasser schwebte, und ließen ihn so die Nacht durch hängen, bis er früh gefunden, und halb todt nach der Siechstube gebracht wurde. Und die That blieb unentdekt und unbestraft.

Wie gewaltsam die Obern in Ansehung der Speisen und Getränke verfahren, habe ich oben zum Theil schon erzählt. Der untere Schüler ist

so gar seines Brods nicht mächtig. Wenigstens muß er wagen, sich einen Feind zu machen, wenn ein Oberer komt und zu ihm sagt: Höre, gieb mir heute dein Brod, (das heist, die Hälfte desselben,) und er es ihm abschlägt. So gehts auch mit Fleisch und Wein. Am kläglichsten aber ist das Schiksal der Untern an Bratentagen. Denn sobald der Braten auf den Tisch komt, zieht ihn ein Obersekundaner an sich, welcher transchiren muß. Ists nun ein Nierenbraten, so holt er die ganze Niere heraus, und zerlegt sie in so viel Theile, als Primaner am Tische sind, welche sie sofort verzehren, oder an ihre Lieblinge an andern Tischen verschenken. Sodann fragt der Sekundaner den ersten Primaner, oder den Inspektor des Tisches, was er für ein Stük befehle. Nachdem dieser den Ort angezeigt hat, schneidet der Vorleger eine almächtige Portion herunter, an der sich ein Drescher satt essen könte. Eben so muß er die andern Primaner fragen, und ihnen abschneiden, was sie verlangen. Sodann versorgt er sich selbst. Und nun sieht man in der Schüssel schon nichts mehr als Knochen liegen, welche der Vorleger, oft mit der

größten Mühe, zerlegt, und jedem ein halb Quentchen Fleisch oder Haut zugesellet, um noch acht Portionen um den Rand der Schüssel anzubringen. Und so geht nun die Schüssel von oben bis unten durch, dergestalt, daß an den Allerunterstεn oft ein einziger Bissen kommt, den er mit den Zähnen vom Knochen zerren muß, um seinen Magen doch überreden zu können, daß heute Bratentag war. — Bier und Brod ist also wirklich das Beste und Nahrhafteste, was die Untern erhält, und was auch wirklich zu meiner Zeit von vorzüglicher Kraft und gutem Geschmak war. Wil man Butter haben, so kan man sie bei der Knabenfrau kaufen. Doch wurde auch, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, zuweilen ein wenig Butter am Tische gereicht.

Zu allen diesen Ungemächlichkeiten der Nichtprimaner sezze man nun noch die Dienstbarkeit derselben. Nicht nur jeder Untergeselle muß seinen Obergesellen aufwarten, welches noch allenfals die Dankbarkeit erheischen würde, sondern jeder Primaner nimt sich das Recht heraus, jeden Untern zu rufen, und zu seinen Diensten zu komman-

diren, der ihm in den Weg komt. — „Junge, „hole mir einen Krug Wasser! — Junge, geh auf „meine Zelle, und hole mir das Buch, oder, trage „das hinauf! — Junge, kehre mich ab! — wi„kle mich auf! — mache mir meinen Zopf! — „puzze mir die Stiefeln! u. s. w." Und wenn der arme Junge nicht gehorcht, oder Ausflüchte macht, so sezt es Schläge, oder — der Primaner trägts ihm heimlich nach, und mishandelt ihn ein andermal, wenn er etwas versieht, desto ärger.

Zehntes Kapitel.

Beschluß.

Mein Schiksal unter diesen Leuten war traurig. Ich hatte mir frühzeitig durch meinen Fleiß und geseztes Wesen den Verdacht des Hochmuths, und durch die merkliche Liebe des würdigen Freytags, den Namen eines Pfeifjungens zugezogen. Denn die Ermahnungen und das Beispiel meines Pal=

mann waren mein beständiger Antrieb zum Studiren. Und ich kan sagen, daß ich meine Schuljahre in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht habe. Die öffentlichen Lektionen beim Kantor, und hernach beim Tertius achtete ich wenig: aber alle meine übrigen Stunden wandte ich mit Geiz auf die Vermehrung meiner Kentnisse. Bald las mein Obergeselle Römer und Griechen mit mir. Bald sas ich allein, und übte mich in deutschen und lateinischen Aufsäzzen. Bald ging ich mit einem gewissen Preller, der mein Busenfreund und ganz meines Sinnes war, zusammen, um mit ihm etwas nüzliches zu lesen, und meine Kentnisse gegen die seinigen einzutauschen. Dieser anhaltende Fleiß verursachte denn, daß ich wenig Umgang hielt. Ich nahm an keinen Zusammenkünften und Spielen Theil. Selbst auf dem Berge suchte ich mir einen einsamen Baum, in der Gegend des mir angewiesenen Spielplazzes, und las meinen Ovid oder Virgil. Und wenn Obere oder Untere, (welche anfangs häufig, theils meines Vaters halber, theils weil ich ein freundlicher und angenehmer Knabe war, sich an mich machten,) mich einladen wolten, so schlug ichs aus, und blieb bei

meinen Büchern. Und da hieß es denn, es ist ein hochmüthiger Junge.

Die Vorliebe des Rektors zu mir, ward durch mehrere Vorfälle sichtbar. Es war z. B. alles Lukubriren bei Relegation verboten, theils weil man Feuersgefahr verhüten, und deswegen auf den Zellen kein Licht gestatten wolte; theils, weil die Meisten, unter dem Vorwande, zu studiren des Nachts Gelage anstelten, und bei Kaffe Wein und Tabak schwelgten, und — böse Dinge trieben. Nun traf sichs zweimal, daß der alte Freytag des Nachts eine Visitation anstellte, bei welcher er auf Filzsokken ganz allein, eine Blendlaterne in der Hand, geschlichen kam, und mit seinem mächtigen Hauptschlüssel das Schloß öfnete, und mit einem Fußstoß die vorgezogenen Tücher und Stühle zurükstieß, und die Lukubranten überfiel, und — daß er beidemale auch mich ertappte, aber — beidemale auch meine Thüre schnel wieder verschloß, mir, und meinem Fleiße freundlich zulächelte, und mich verschwieg — indeß er die andern vor dem Synodus foderte, und mit Strenge bestrafte. Dies hatten ei-

nige entdekt, und zum Beweise gebraucht, daß ich ein Pfeifjunge seyn, und dem Rektor zum Spion dienen müsse, weil er mich so außerordentlich schonte, und meine eignen Sünden verheimlichte.

Auf diese Art ward ich nach und nach bei den meisten Primanern, und selbst bei den untern Klassen verhaßt, und bekam überal, wo nur die geringste Gelegenheit dazu war, Prügel. Gewiß kan ich die Zahl der Ohrfeigen, welche ich in zwei Jahren aushalten mußte, auf fünfhundert setzen. Und wären nicht einige Primaner gewesen, die mir eine wahre und ausdauernde Freundschaft geschenkt, und mich gegen die Tirannen (oft mit eigner Gefahr, in die fürchterlichsten Schlägereien verwikkelt zu werden) in Schuz genommen hätten: ich wäre bei meinem zarten und schwachen Körper zu Schanden geschlagen worden. — Die Namen Bauer, Senf, Deutrich, Heineke, Loeber ꝛc. sind bei mir noch in gutem Andenken!

Einige wichtige Feindschaften glaube ich mir durch mein Frisiren zugezogen zu haben. Ich hatte diese Kunst durch eigne Uebung so in meine

Gewalt bekommen, daß kein gelernter Perukenmacher mich zu übertreffen vermochte. Und der Kopf, den ich des Sontags unter meinen Händen gehabt hatte, zeichnete sich gewiß so aus, daß er vor allen hundert und funfzig Schülern bemerkt wurde. Natürlich wünschte nun jeder von mir frisirt zu seyn, und jeder Primaner lag mir an, wenn er etwa einmal sich verschönern, und bei Kantors Fikchen, oder des Herrn Tertius Töchtern oder in dem Hause des Schulinspektors — eine Visite ablegen, und als Adonis glänzen wolte. Wenn also mein Fleiß mich nöthigte, es allen diesen Leuten gewöhnlich abzuschlagen, und — auch wohl ein bischen Eigensinn mit dazu kam, welcher meine Kunst nur gerade meinen Lieblingen zu gute kommen ließ, so schuf dies eine Menge Erbitterungen, welche ich hernach empfinden mußte.

Wirklich giengen Prügel und Mishandlungen zulezt so weit, daß ich in beständiger Angst lebte und selbst keinen ruhigen Schlaf mehr genoß. Denn da der Fälle so viele waren, wo die Obern einen Untern zu prügeln ein scheinbares Recht fanden, so dachte ich so gar im Traume an diese Fälle,

und fuhr alle Augenblik im Schlafe auf, weil mir bald träumte, daß ich meine Hymnos vergessen, bald daß ich meine Schalaune verkehrt umgethan, bald, daß ich das Gebet verschlafen, bald, daß ich eins der Schulbücher zurük gelassen hätte u. s. w.; so, daß mir endlich die Schule zu einer Hölle wurde.

Zweier schreklichen Ohrfeigen muß ich noch besonders gedenken, die mir sowohl durch ihre Heftigkeit und drei Tage lang gebliebene Spur im Gesicht, als durch ihre Veranlassung merkwürdig worden sind.

Das Laster der Knabenschänderei war in dieser Schule so eingerissen, daß ich zweifle, ob außer mir, meinem Bruder, dem jungen Preller, und meinem Palmann, ein einziger Schüler zu meiner Zeit frei davon geblieben ist. Es wurde dieses scheusliche und schreklichste aller Laster, welches gewöhnlich auf die ganze Lebenszeit schadet, die Verdauungskraft zerstört, die Eingeweide schwächt, das ganze Nervensystem zerrüttet, und besonders die Seelenkräfte stumpf, und den Menschen stupid macht — nicht blos des Nachts heim-

lich getrieben, sondern in allen Klassen konte man am hellen Tage, die unglüklichen Kinder in diesen Greueln, vermittelst mehr, als eines Sinnes, bemerken.

Ich nur war als der unschuldigste und unwissendste Knabe, auf diese Schule gekommen, und hatte, Gott ist mein Zeuge, auch nicht eine Ahndung von irgend einer Methode der Unzucht in meiner Seele. Kurz, ich war ganz Kind.

Da nun dies Laster algemein war, so gieng es sehr natürlich zu, wenn jeder Schüler von jedem die Meinung hatte, daß es ihm bekant seyn müsse. Und so glaubte auch jeder von mir, daß ich davon angestekt sey. Ja, er würde es für die albernste Behauptung einer Unmöglichkeit angesehen haben, wenn ihn einer hätte bereden wollen, daß ein Knabe, wie ich, zart, weiß, wolgebildet, noch rein, und sogar von aller Versuchung frei geblieben sey.

In diesen natürlichen Gedanken also kam eines Tages ein gewisser Hofmann, ein Mensch, dessen tölpisches Gesicht, und plumper Körper den Bauerlümmel, so wie seine Physionomie einen

dummen, und, was fast immer damit vergesellschaftet ist, einen tükkischen Menschen karakterisirte, — im Cönakel zu mir und befahl, sogleich auf seine Zelle zu kommen. Da er ein Primaner, und ich nur erst ein Untersekundaner war, so mußte ich ohne Aufschub und Widerrede gehorchen. Als er die Zelle aufgeschlossen, und mich eingeführt hatte, verschloß er sie wieder, und sezte sich aufs Bette. Ich fragte, was er zu befehlen habe? Nichts, war die Antwort; du solst dich zu mir sezzen. Ich thats, und — nun erfolgten eine Menge von Karessen, Küsse u. d., die mich errötnen machten, ohne daß ich ein Arges dabei hatte. So wie nun der Unverschämte seine Schritte beschleunigte, zog ich mich schüchtern zurük. Er ward unwillig. Ich blieb bei meiner Blödigkeit. Er wurde grob. Endlich da er sahe, daß er einen Stok vor sich hatte, stand er mit den Worten auf: Luderjunge! du wilst mich nur nicht: und zog mir zwei Ohrfeigen, daß ich betäubt niederstürzte. Er warf mich zur Zelle hinaus, und drohte, da ich mich auf die Erde hingesezt hatte, um erst wieder zu mir selbst zu kommen, mich halb todt zu prügeln, wenn ich nicht gleich auf meine

Zelle gehen würde. Ich rafte mich also auf, und ging mit einem aufgelaufnen Gesicht zu meinem Pallmann.

Was fehlt dir, armer Junge? — Thränen stürzten aus meinen Augen, wie ein Strom. Endlich erzählte ich ihm den ganzen Vorgang. Und er — freute sich meiner Unschuld, erklärte mir mit dunkeln Ausdrükken die schändliche Absicht dieses Menschen, beschrieb mir die unglüklichen Folgen des Lasters, belehrte mich von der obgedachten Allgemeinheit desselben, die mir bisher gänzlich unbekant gewesen war, warnte mich, den Hofmann nicht zu verrathen, und seine Rachsucht zu reizen, und gab mir Regeln, wie ich fernern Versuchungen dieser Art ausweichen solte.

Dieser Vorfall indessen, nebst den täglich zunehmenden Mishandlungen der Obern, die im vierten halben Jahre, wo ich meinen Pallmann verlohr, immer grausamer wurden, bewogen mich, meinen Vater zu bitten, daß er mich von der Schule zurüknehmen möchte. Und da meine Bitte schon durch anderweitige Nachrichten unterstüzt war, welche mein Vater von meiner Lage erhal-

ten hatte, so wurde ich mit dem Ende des zweiten Jahres aus meinem Kerker errettet und — freilich zu jung — in die akademische Laufbahn verjezt, dahin auch mein Bruder mir folgen mußte.

Ich nahm von der Schule das beste Zeugniß meiner Lehrer, und selbst eines großen Theils meiner Mitschüler mit. Meine stille Aufführung, und mein unverkenbarer Fleiß hatten mich bei allen Gutdenkenden beliebt gemacht. Und meine Kentnisse hatten mir sogar bei einigen Obern Achtung erworben, weil ich schon als Untersekundaner für sie lateinische Ausarbeitungen machte, die sie für ihre Arbeiten ausgaben, und selbst bei dem Examen Verse für Andere verfertigte. — Ich muß von dieser Kleinigkeit noch einige Merkwürdigkeiten berichten, welche über den Geist der Schule noch einiges Licht verbreiten werden.

Alle Jahr war ein feierliches Examen, d. h., eine Zeit von einigen Tagen, in welcher die Schüler aller Klassen öffentlich geprüft wurden, und in allen Arten der Kentnisse, die sie zu erlernen Gelegenheit gehabt, Proben ablegen mußten. Aber bei diesem Examen war kein auswärtiger

Beurtheiler und Richter. Blos Lehrer und Schüler waren versamlet, wie sie es gewöhnlich alle Tage waren. Blos ein Lehrer sas auf dem Katheder, und seine Klasse sagte auf, wie sie alle Tage aufsagte. Und höchstens der Herr Schulinspektor, welcher den guten Wein und die fetten Braten schmaußte, stelte das richtende Publikum vor. Denn eigentlich solte bei Examen's allemal ein Publikum seyn, von welchem auch die Lehrer in Absicht auf Methode und Kentnisse gerichtet würden.

Zu diesem Examen nun, welches die Schüler acht Tage vorher in den größten Alarm versezte, gab jedesmal der Rektor das Thema, welches die Schüler durch dessen Famulus, wo möglich, einige Tage früher auszukundschaften suchten.

Man wird fragen, was das heiße, ein Thema zu einem Examen? Das war auch drollicht genug, und dürfte wohl schwerlich von einem meiner Leser errathen werden. Ich muß also zuförderst sagen, daß das Hauptwerk bei einem solchen Examen in schriftlichen Ausarbeitungen der

Schüler bestand, welche sie verfertigen, und in reinlicher Abschrift darlegen mußten: und zu diesen Ausarbeitungen ward ein gemeinschaftliches Thema gegeben.

Lebhaft erinnere ich mich des lezten Examens, wo ich glüklicherweise acht Tage vorher erfuhr, was ich auch schon geahndet hatte, daß das Thema das Erdbeben von Lissabon zum Gegenstande haben würde. So wie ich diese Kundschaft eingezogen hatte, ward ich (zum Schein) todt krank, begab mich in die Siechstube, und began, bei guten Fleischbrühsuppen und Marxknochen, lateinische und griechische Reden so wohl, als lateinische und griechische Verse über diesen Gegenstand zu komponiren. Ich hatte besonders zu den leztern, zu den griechischen Versen, ein Buch, das ohngefähr eben das enthielt, was man in dem lateinischen Gradus ad parnassum findet, phrases, epitheta, Synonyma etc. nebst der Prosodie.

In diesen acht Tagen meiner vorgeblichen Krankheit und den drei folgenden Tagen, welche regelmäßig den Schülern zu ihrem Thema gegeben wurden, vollendete ich ein erstaunendes Stük Arbeit.

heit. Ich hatte, allein von griechischen Versen, an die 800 Zeilen vorräthig, von denen ich schwören kan, daß ich, nach vollendeter Arbeit, selbst keine Zeile davon verstund.

Sobald meine Mitschüler meine prosaischen und poetischen Reichthümer witterten, bekam ich himlische gute Worte von armen Sündern aus allen Klassen. Und ich vergab unter andern an einen Primaner funfzig Stük griechische und achtzig lateinische Hexameter, die nach der Elle abgeschnitten werden konten, weil sie alle das Thema d. h. schauderliche Gemälde von Erdbeben, Blizzen, Wasserfluthen, Feuersbrünsten, eingestürzten Häusern, winselnden Menschen u. s. w. enthielten, und sämtlich, weder Plan, noch Anfang und Ende hatten, sondern überal als Fragmente passiren mußten.

In dem Examen selbst nun, wurden von den Präceptoren auf dem hohen Katheder im Cönakel, bei voller Versamlung, die Reden, Chrien, Heldengedichte, Oden 2c. ihrer Klasse rezensirt, und jedem sein Lob und sein Tadel laut verkündigt.

Ich gedenke es noch, daß ich bei dem Erdbeben von Lissabon einmal in die Verlegenheit kam, daß der Herr Tertius einen meiner griechischen Verse aushob, und mich nach dem Sinne desselben fragte, vermuthlich weil er ein und anderes Wort darinnen gefunden hatte, welches in keinem Lexikon zu finden war, und welches ich in meinem griechischen Gradus ad parnassum verdrukt gefunden, und auf Treu und Glauben aufgenommen haben mochte. Ich half mir aber doch aus der Noth, weil ich sicher voraussezzen konte, daß der gute Hentschel mich nicht ertappen und die vorgelogne Etymologie und Bedeutung bekritisiren konte: so wie ich gewiß war, daß er meine griechischen Verse nicht durchgelesen hatte, und sie so wenig als ich selbst zu verstehen im Stande war. Denn dies bewies das erstaunende Lob, welches er meinen Arbeiten beilegte, und womit ich unter allen meinen Mitschülern ausgezeichnet wurde.

Eilftes Kapitel.

Meine ersten Universitätsjahre.

Es war ein trauriges Schiksal für mich, daß ich als ein Knabe, der kaum volle fünfzehn Jahr alt war, die Universität beziehen mußte. Denn ich trat nun in eine neue und gefahrvolle Welt ein, in welcher ich mir selbst überlassen war, und weder von meinem Vater, der immer unter Arbeiten erlag, noch von einem weisen Freunde, noch von eigner Welt und Menschenkentniß unterstüzt wurde.

Ich kan recht eigentlich sagen, daß ich keinen Menschen hatte, der mich führte. Und es war wahrhaftig bloßer Zufal oder, richtiger ausgedrukt, ein glükliches Zusammentreffen günstiger Umstände, von der unsichtbaren Hand der Vorsehung geleitet, — daß ich nicht verdarb und noch in so erträglichem Zustande das Ende meiner akademischen Laufbahn erreichte.

Meine Collegia wählte ich mir selbst am schwarzen Bret, wo die Docenten sie angeschlagen

hatten, und mein Vater that nichts dabei, als daß er mir vornehmlich Philosophie und seinen Kollegen den D. Crusius empfahl. Und so war in meinem ganzen Studiren kein Plan, keine Regel: und an Lektüre und Privatfleiß wurde so wenig als an die Leitung desselben gedacht. Worauf ich, bei meinem guten Kopfe, auf den mein Vater alles rechnete, und bei meinem guten Willen, den ich wirklich im höchsten Grade hatte, verfiel, das geschah. — Ich that mir selbst, von Ehrgeiz und stolzen Aussichten gespornt, die heiligsten Gelübde: aber — mein Leichtsin hielt sie nicht.

Und wirklich ist es unmöglich, daß ein junger Mensch bei dem bloßen guten Willen sich fixire und im Fleiße ausharre, so lange er bei seinen Arbeiten keinen Plan hat, und diese Arbeiten nicht so gewählt und geordnet sind, daß sie seinen Kräften genau entsprechen, und, durch das Vergnügen des Fortganges und des Wachsthums, ihn selbst aufmuntern.

Ich fing an, bei Crusius Logik und Metaphysik zu hören, aber es wurde mir blutsauer,

bei ihm auszuhalten, weil meine Seele noch gar keine Reife zum scharfen Denken hatte. Ich erinnere mich, daß ich mich oft darüber betrübte, wenn ich mein Unvermögen empfand und, bei der äußersten Anstrengung meines Nachdenkens, die abstrakten Theorien des Mannes schlechterdings nicht begreifen und mir, bei der Repetition und selbst in der Stunde, keines deutlichen Begrifs bewußt werden konte.

Und so ging mirs überal. Ich verstund meine Docenten nicht. Wie konte Lust zum Studiren entstehn? Wo solte der Eifer zum Lernen herkommen? — Gleichwohl war dies erste halbe Jahr nicht vergeblich. Ich hatte eine ziemlich ausdauernde Gedult und wolte das Verstehen meines Philosophen erzwingen. Wenn ich daher auch aus Ueberdruß manche Stunde schwänzte, und zuweilen ganz entschlossen schien, weg zu bleiben; so kehrte ich doch immer wieder auf meine Bank zurük und ließ mir von der lieben Metaphysik den Schweis treiben. Und dies brachte mir den großen Vortheil, daß ich, durch dies wiederholte Anstrengen meiner Abstraktionskraft, diese Kraft immer-

mehr stärkte und mich im scharfen Denken dergestalt übte, daß ich vieleicht früher, als mancher andere von meinen Jahren, zu reifen und im folgenden halben Jahre meinen Crusius schier zu fassen began.

Ueberhaupt muß ich hier das Bekentniß thun, daß wenn je in meinen Vorträgen und Schriften, einiger Scharfsin, Ordnung, Bestimtheit und Licht der Begriffe, Schärfe der Beweise und gute Verbindung und Stellung der Materien zu finden war, ich all dieses Gute meinem ausdauernden Fleisse zu verdanken habe, den ich auf die Crusiussischen Vorlesungen verwendet habe.

Denn unleugbar war Crusius der größte Philosoph seiner Zeit, der als systematischer Kopf und tiefer Denker, an Gründlichkeit, Scharfsin, und besonders in Analysirung und genauer Bestimmung der Begriffe, wenig seines gleichen hatte, bei dem also ein fleißiger Zuhörer wirklich sich zum Denker bilden konte.

Er war eine der sonderbarsten Erscheinungen in der Welt. Als Philosoph der richtigste Denker

und als Theolog der größte Phantast! — Die Geschichte hat uns mehrere solche Männer kennen gelehrt, im Tertullian und andern, welche bei einer gründlichen Philosophie dennoch in der Religion die albernsten Schwärmereien verdauen konten.

Ich habe mir das immer als den untersten und feinsten Grad des Wahnsins gedacht. Denn wenn man bedenkt, daß der Wahnsin nicht immer über die ganze Seele sich erstrekt, sondern oft nur in einem Theile der Ideenmasse eine Zerrüttung zeigt; so wird man es sehr begreiflich finden, daß solche Zerrüttungen auch bei Menschen in feinern Nüancen statt haben, welchen man keinen Wahnsin zuschreibt, weil ihre Zerrüttungen nicht von allen andern Menschen dafür angesehn werden. So fand ich z. B. einmal in Waldheim, wo ich mit einem Prediger die Züchtlinge und sämtlichen Eingesperrten besah, einen Menschen, an Ketten geschlossen, der ehemals Theologie studirt hatte. Mit diesem Menschen, der ein sehr gutes und vernünftiges Ansehn hatte, unterhielt sich der Prediger fast eine halbe Stunde, und wir erstaunten beide, über die guten und ordentlichen Kentnisse,

welche dieser Mensch äusserte, und bedaureten mit wahrer Rührung, daß dieser Unglükliche an Ketten liegen mußte. Da aber zulezt der Prediger beim Abschiede seinen priesterlichen Senf anbrachte, und den Angeschlossenen der Gnade des h. Geistes empfahl, sprang derselbe plözlich auf, fieng an zu schäumen, und fuhr dem Prediger nach der Perüke: Hund, was schwazest du vom h. Geist? weißt du nicht, daß ich das selbst bin? Nun war die Raserei im Ausbruch. Und warum? Sein Wahnsin bestund nicht in einer Zerrüttung aller seiner Ideen, sondern nur einer einzigen Ideenreihe, in welcher die Idee vom h. Geiste sich an die Idee seines Ichs, wenn ich so reden mag, angeklebt hatte und fixe Idee geworden war, so daß der Mensch überal vernünftig sprach, und nur dann rasete, wenn seine fixe Idee ihm aufgeregt wurde.

Eben so denke ich mirs bei solchen Gelehrten, deren Wahnsin nur deswegen nicht für Wahnsin gilt, weil viele Menschen mit ihnen an demselben krank liegen, und weil folglich ihre fixen Ideen nicht für Narrheiten gelten. Bei Crusiussen war

sein Antichrist, seine Judenbekehrung, sein tausendjähriges Reich, und alles, was seine theologia prophetica enthielt, zur fixen Idee geworden, welche an seiner Idee von Religion angeklebt war. Daher konte er als Philosoph der hellste Mann seyn, weil seine fixgewordnen religiösen Ideenreihen entweder mit seinen frei gebliebnen philosophischen Ideenreihen gar nicht zusammenhiengen, oder weil er sie, durch seinen Wiz, in einer scheinbaren Verbindung zu bringen gewust hatte.

Der Mann ging wirklich so weit, daß er z. B. den Pabst zu Rom, der ihn einmal als Antichrist vor der Stirn lag, und ihm beständige Angst verursachte, in allen poetischen Stüken des alten Testaments fand, wo nur etwa von einer Person die Rede war, welche als bös und gefährlich vorgestelt wurde. So glaubte er steif und fest, daß in allen Psalmen Davids, wo von einem Gottlosen gesprochen wurde, darum der h. Vater gemeint seyn müße, weil das Substantiv. (haruscha) mit einem He articuli versehen war.

Wenn ich also bei diesem Lehrer, den ich zugleich wegen seiner Pietät und seines wirklich vor-

treflichen Karakters fast anbetete, den Grund zum philosophischen Denken legte, und auf mein ganzes Leben mir einen Schaz sammelte, der mir tausendfältig gewuchert hat, so wurde ich doch auch zugleich, wie natürlich, von seinen Schwärmereien angestekt. Denn es ging mir, wie allen jungen Leuten, in ihren Universitätsjahren. Wir nahen uns unsern Professoren wie Halbgöttern. Wir denken es gar nicht als möglich, daß diese Männer etwas Falsches und Irriges vortragen könten. Es sind uns alle ihre Worte Orakel und wir eilen, jede Redensart, die aus ihrem Munde fließt, unsern Heften einzuverleiben. Wir studiren daher ganz ohne den Geist der Prüfung. Es fält uns gar nicht ein, über das Gehörte nachzudenken, und zu untersuchen, ob es auch mit unsern Erfahrungen und anderweitigen Begriffen und Urtheilen sich vertrage und von allen Seiten Wahrheit habe. Kurz, wir sind bloße Nachbeter, und werden folglich blinde Anhänger desjenigen Systems, das uns eben dasselbe Ohngefähr zuwarf, welches uns bestimte, gerade bei dem Professor unsere Collegia zu hören, und bei keinem andern.

Wäre der akademische Unterricht zwekmäßiger, wäre er, was er seyn solte, bloße Einleitung in alle Wissenschaften, und Anweisung, dieselben durch eignes Lesen der besten Bücher, und durch fortgesezte Nachdenken über ihren Inhalt, zu erlernen; so würden die jungen Leute nie zur Nachbeterei und Sektirerei verführt, und der Geist der Aufklärung nicht unter ihm erstikt werden.

Ich ward Philosoph und Schwärmer zugleich. Ich glaubte steif an alle dogmatische Lehrsäzze und an deren Beweise. Ich erzitterte vor dem Antichrist und fühlte einen heiligen Eifer für den Sturz des Pabstes. Ich haßte ihn, als das zehnköpfigte Thier in der Offenbarung Johannis. Ich freute mich auf die bevorstehende algemeine Judenbekehrung, und dachte mit Entzükkung an die nahe Zeit, wo alle Juden sich taufen lassen und mit uns kommuniciren würden. Ich betete um die baldige Beginnung des tausendjährigen Reichs, und die damit verbundne zweite Wiederkunft Christi. Ich schwur darauf, daß Christus sein Blut, das er am Kreuze vergossen hat, wirklich und in natura mit in den Himmel genommen habe,

wie Crusius und sein Nachfolger Bengel, es aus der Versicherung Pauli bewiesen haben: daß er eingegangen sey ins Allerheiligste mit seinem eigenen Blut. Ich demonstrirte aus meiner Metaphysik die Dreieinigkeit z. B. aus dem Prinzip der Thätigkeit und des Vergnügens: indem ich folgerte, wenn Gott von Ewigkeit her thätig und selig gewesen seyn muß; so muß er auch von Ewigkeit her ein Objekt dazu gehabt haben: nun gab es in der Ewigkeit (im Gegensaze der Zeit) keine Geschöpfe, also muß dies Objekt in Gott selbst vorhanden gewesen seyn: es müßen also — in Gott Personen gewesen seyn, damit Gott in sich ein Objekt, der Thätigkeit, der Liebe und der Seligkeit hatte: da nun eine Person zu langweilig wäre, mehr als drei aber nicht nothwendig sind, so — giebt es eine Dreieinigkeit. — So entstand ein Gemisch von Vernunft und Unvernunft in meiner Seele. Und ich war in meinem Glauben an diese Schwärmereien oder vielmehr an Crusiussen (denn was ist der Glaube der meisten Menschen anders, als Glaube an den Lehrer) so eifrig, daß ich oft meinem Vater mit unanständiger Heftigkeit widersprach, wenn er mir gegen meine

crusianische Weisheit zuweilen Einwendungen machte, und gegen die Untrüglichkeit derselben Zweifel erregte.

Ein paar Jahr studirte ich so ohne Plan fort, und hörte alles bei Crusiussen, Sprachen und Geschichte, welche allein den Kopf aufräumen und Stof und Trieb zum Selbstdenken geben, blieben ganz ausgeschlossen.

Nie aber konte ich mich zur Stätigkeit und continuirendem Fleiße bringen. Ich fing tausenderlei an, bald in Absicht auf Lektüre, bald in Absicht auf eigne Uebung im Niederschreiben meiner Gedanken. Aber ich sezte nichts fort. Wenn ein neues halbes Jahr began, that ich die heiligsten Gelübde, und nahm mir fest vor, im kommenden halben Jahre recht arbeitsam und standhaft zu seyn. Ich wählte mir eine Menge Collegia. Ich machte mir eine Stundentabelle, wo jede Stunde des Tages von früh bis auf den Abend ihr festes Pensum hatte. Ich bat Gott in meinem Morgen- und Abendsegen, daß er mir Beharrlichkeit verleihen wolle. Ich fing mit dem redlichsten Eifer mein halbes Jahr an, versäumte keine Stunde,

studirte bis auf den Abend, freute mich beim Schlafengehen über mich selbst. Aber das dauerte nur etwa einige Wochen. Dann nahm die Hizze ab. Dann traten kleine Hindernisse ein, die mich einige Collegia zu versäumen nöthigten. Dann verzieh ich mirs, einmal einen Nachmittag und Abend in einer frölichen Geselschaft zuzubringen. Dann wolte am nächsten Morgen, wenn ich den Tag vorher ein wenig geschwärmt hatte, die Arbeit nicht schmekken. Dann vermehrten sich die Versäumnisse. Und ehe vier Wochen ins Land waren, sahe ich meinen Plan durchlöchert, meine Stundentabelle zerrüttet, meinen Eifer erkaltet und — das halbe Jahr ward vollends verleppert, wie alle die vorigen — aber immer mit dem Vorsaz, nun das folgende gewiß — besser anzuwenden. Und mit dieser Manier blieb ich im ganzen ein trübseliger Ignorant, der ausser einem glüklichen Genie und einem Haufen isolirter nuzbarer Gedanken, die sich bald hie bald dort in der Seele angesezt hatten, nichts aufzuweisen hatte, was einer gründlichen Kentniß in irgend einem scibili ähnlich sahe.

Schlüßlich muß ich anmerken, daß ich im ganzen ersten Jahre meines Studentenlebens noch von ängstlichen Träumen geplagt worden bin, welche mein qualvoller Zustand in der Pforte hervorbrachte. Meine Phantasie stelte mir die Schrekbilder aus diesem Zeitraume beständig vor Augen. Und sie waren so lebhaft, daß ich des Nachts nichts anders sahe und dachte, als Primaner und Inspektoren und vergeßne Hymnen, und verschlafne Zeit des Gebets, und Ohrfeigen, und Drohungen heimlicher Rache wegen Pfeifjungen-Verdacht u. s. w.

Einen solchen Zustand hab ich in meinem Leben zum öftern erfahren. Solche Schrekbilder haben mich gequält, da ich aus meiner Hölle in Marschlins errettet wurde. So lange Zeit habe ich ängstlich geträumt, da ich aus dem Reiche entflohen war. So werde ich — doch jezt noch einen Vorhang vor diese Auftritte! — Ich habe von Jugend auf wenig Freuden genossen, aber fürchterliche Epochen zu überstehen gehabt.

Zwölftes Kapitel.

Meine ersten Verirrungen in puncto puncti.

Auf die sonderbarste Art traf mich endlich das Loos, dem alle Bewohner der sublunarischen Welt, der König wie der Bettler, der Priester wie der Laie, der Gläubige wie der Ungläubige unterworfen sind.

Noch unbekant mit allen natürlichen und unnatürlichen Arten der Befriedigung des Instinkts und selbst, was bei einem Knaben oder, so man lieber wil, Jünglinge von funfzehn Jahren gewiß merkwürdig ist, noch ohne alle bestimte Begierde, — mußte eine nichtswürdige Dirne, die in unserm Hause diente, mich verführen.

Da ich voraus sezen kan, daß gegen einen Leser, dem diese Geschichte behagen würde, hundert seyn werden, welche sie mit Recht verbitten, so wil ich nur das einzige davon sagen, daß dieses alte und häßliche Geschöpf mich ganz wie Kind behandeln mußte, und gewiß erstaunt ist, da sie einen Menschen vor sich fand, welcher den Degen

trug,

trug, und der gleichwol nichts von dem allen zu verstehen schien, was sie sagte und that. Und so unglaublich es seyn mag, so wahr ist es, daß sie viele Wochen zugebracht hat, ehe sie — Kraft — Begierde — und selbst volle Bekantschaft mit der Sache bei mir bewirken konte. — Ein Beweis, daß sich kein Wollüstling mit der Natur und der Unwiderstehligkeit ihres Triebes entschuldigen kan. Denn die Natur treibt gewiß nie mit Gewalt zu Lastern, wo keine äusserlichen Ursachen Kraft und Leidenschaften zu frühzeitig aufwekken und den ruhigen Naturtrieb in stürmende Begierde verwandeln.

Wenn ich bedenke, was dieses Scheusal mir für Schaden gethan hat: indem sie mich wahrscheinlich einige Jahre früher zu einer Wirksamkeit verleitete, als die Natur sie verlangte: indem sie dadurch eine Menge Thorheiten und Zerstreuungen veranlaßte, welche mein Studiren beeinträchtigten, und ohne sie gewiß unterblieben wären: endlich, indem sie eine der entscheidenden Veranlassungen zu einem der traurigsten Unfälle meines Lebens wurde, welcher meinen guten Vater schier

bis zum Grabe niederbeugte; so muß ich behaupten, daß das Verbrechen der Verführung der Jugend eines der strafbarsten ist, und in jedem Staate härter, als Kirchenraub geahndet werden solte.

Die heidnischen Gesezgeber Roms sahen dies ein und unsere christlichen Legislatoren scheinen, dies gar nicht zu achten, und die Verhütung dieses Verbrechens so wenig, als die Bestrafung desselben für ein Objekt ihrer Aufmerksamkeit zu halten. Sie bestrafen einen Dieb mit dem Strange, der mir einen Theil meines Geldes raubt, das ich durch meinen Fleiß und tausend andere Mittel ersezzen kan, dagegen scheinen sie es gar nicht für wichtig anzusehen, oder doch sehr kaltsinnig zu ahnden, wenn es Menschen giebt, welche durch Verführung dasjenige rauben, was gar nicht wieder zu ersezzen ist: Unschuld der Seele und Ruhestand der Begierden — und was oft auf Lebenslang die schreklichsten Zerrüttungen anrichtet, und Gesundheit, Ehre, und Tugend zernichtet, und ganze Reihen von den unseligsten Verirrungen erzeugt.

Von dem einzigen Glüke kan ich sagen, daß diese Verführung keinen fortgesezten unmäßigen

Genuß der Thorheit hervorbrachte. So wie der Gegenstand von mir entfernt war, und das geschah sehr bald, so hörte ich fast gänzlich auf, diese Unordnung zu wiederholen. Und ich weiß nicht, ob ich nicht allen Vätern und Müttern die ohngefähre Ursache davon empfehlen soll, so sehr auch die Herren Söhne über diese moralische Reflexion schreien, und auf mich schmälen werden.

Wahr ists, ich war von sehr schwächlichem und zartem Körperbau, und es kan diese natürliche Beschaffenheit eine Mitursache, oder wenigstens Erleichterung meiner Enthaltsamkeit gewesen seyn. Aber die Hauptursache davon war ohnstreitig meine ökonomische Lage. Ich hatte kein Geld. Mein Vater gab mir, wie meinem Bruder, wöchentlich nicht mehr als zwei Groschen Taschengeld, und er hielt mit Recht ein mehrers darum nicht für nöthig, weil ich in seinem Hause wohnte, und alles nur erdenkliche, selbst Koffe und hernach auch Tabak, (davon ich von meinem sechzehnten Jahre an bis zu zwölf Pfeiffen täglich geraucht habe) und alles, was Nebenausgaben erfoderte, frei hatte und, fürs gesellschaftliche Leben, auch keinen Auf-

wand zu machen brauchte, weil ich mich mit den Gesellschaften, die mein Vater unterhielt, begnügen konte und solte. Daher kam es, daß ich weder unter Studenten gehen, und an ihren Kommercen Theil nehmen, noch mich in Spiele einlassen, noch Dörfer und Wirthshäuser besuchen, und folglich — auch beim andern Geschlecht dasjenige wenig oder gar nicht haben konte, was einmal ohne Bezahlung nicht zu haben ist.

Und warhaftig, ich danke es meinem Vater noch jezt, daß er mich von dieser Seite so karg behandelt hat. Denn ich kan dafür von mir die Seltenheit prädiciren, die vielleicht kein Gelehrter, der ehemals Student war, von sich sagen kan: daß ich nie einem Kommerce beigewohnt, nie einen Degen gezogen, nie auf einem Schlitten gefahren, nie ein Trinkgelag besucht, und — in puncto puncti, in den zehn Jahren bis zu meiner Verheirathung, weniger gethan habe, als die meisten jungen Leute, die einmal mit der Sache Bekantschaft erlangt haben, in einem Jahre zu thun pflegen. Und eben aus dieser mir angenehmen Erfahrung behaupte ich, daß Eltern und Erzieher, was

die Sache auch für kleine Unbequemlichkeiten haben mag, allemal größere Vortheile davon einerndten würden, wenn sie ihre Zöglinge unter guter Aufsicht hielten, und ihnen dasjenige Geld, was man Taschengeld nennt, d. h. was ganz der Wilkühr des jungen Menschen überlassen ist, auf das alleräusserste einschränkten. Denn ein junger Mensch, der kein Geld in der Tasche hat, sondern dem alle mögliche Bedürfnisse in natura geliefert werden, wird erstlich keine Versuchung zu vielen Geselschaften haben, weil die andern Studenten sich nach dem wenig sehnen, der nichts mitmachen kan, den sie also weder beschmausen noch von ihm borgen, noch zu ihren Komplottirungen brauchen können: und er wird zweitens nicht im Stande seyn, durch Spiel, Trunk und Wollust auf Abwege zu gerathen, seine Zeit zu verschleudern, und seine Gesundheit in Gefahr zu sezzen.

Mir wenigstens, als einem feurigen, projektvollen, neugierigen und nichts unversucht lassenden Jünglinge, kam es ungemein zu statten, daß ich, in Absicht auf Taschengeld, vieleicht der ärmste Student in ganz Leipzig war.

Wenn indessen meine Verführerin mich nicht zu einem ausschweifenden Wollüstling machen konte, so hat sie mich doch zu einem Thoren gemacht, und zu Kinderpossen geleitet, welche meinem Fleiße nachtheilig waren und mir manche Ungelegenheiten zugezogen haben. Ich muß meinen Lesern einige derselben auftischen.

Ich war seit dem ersten thierischen Genuß so aufmerksam auf das schöne Geschlecht geworden, als ich vormals nie gewesen war. Ja es war nun eine Sehnsucht nach dem Umgange mit demselben in mir entstanden, die ich sonst nie empfunden hatte. Mein Kindskopf sann also nun mit ernstloser Geschäftigkeit darauf, wie dieses Verlangen zu befriedigen sey.

Dreizehntes Kapitel.

Erste Liebschaft.

Ich kan noch jezt mir die heilsamsten Erschütterungen des Zwerchfels erzeugen, wenn ich an diese

Epoche meines Lebens zurükdenke, und mich der Scenen erinnere, welche damals meine kindische Sehnsucht nach der Eroberung einer Schönen hervorbrachte.

Man muß sich mich als einen Knaben denken, dessen Phantasie an Bildern aus der wirklichen Welt so arm war, wie mein Beutel. Alles, was ich mir dachte, waren selbst geschafne Gestalten. Selbst das Mädchen, worauf ich Spekulation machte, war blos Ideal. Ihre Mine, ihren Gang, ihre Kleidung, ihre Art sich gegen einen Liebhaber zu benehmen, erdachte ich mir selbst. Denn ich war noch in wenig Geselschaften gewesen, und hatte folglich weder Frauenzimmer von Stande in der Nähe beschaut, noch Manspersonen von Stande mit ihnen umgehen sehen. Es war daher auch alles, was ich mir als Requisit des Liebhabers dachte, mein Puz, meine Minen, meine Redensarten, von eigner Erfindung.

Was konte aus den Avantüren eines solchen unerfahrnen Knabens anders entstehen, als Donquixotiaden? zumal da sich mit dieser Unerfahrenheit eine gewisse Hizze vergeselschaftete, mit wel-

cher ich alles schnel durchsezzen wolte, was ich einmal began.

Mein erster Austrit, den ich wagte, ging zwar auf keine Windmühle los, aber gewiß auf einen weit kritischern Gegenstand. Es war die Tochter des berühmten Hofrath Menke, dem die Leipziger Gelehrte Zeitung und die Acta litteraria ihren Ursprung verdanken. Ich hatte von Fikchen, so hieß die Schöne, schon so viel rühmliches gehört, daß ich beschloß, weil es doch einmal einem Jünglinge von Stande und Genie gebührte, eine Liebschaft zu haben, des Otto Menkens schöne Tochter mit meiner Liebe zu beehren.

Meine älteste Schwester (jezt die Gattin des Prof. Schott in Leipzig) hatte schon seit ein paar Jahren Bekantschaft in diesem Hause, und Mag. Hofmann, mein ehemaliger Lehrer, war jezt des Hofraths Ammanuensis bei seinen litterarischen Arbeiten. Also zwei Kanäle, die ich öfnen konte, um mein Liebesschif flot zu machen. Auch hatte ich selbst den Bruder meiner Schönen bereits kennen lernen, der damals auch Student war. Ich bat also zuerst den Mag. Hofmann, mich doch einmal

in den Geselschaftszirkel der Menkischen Familie einzuführen. Alsdann stelte ich meine Schwester an, daß sie sich zu einer Visite bei Fikchen melden lassen mußte. Und da beide auf einen gewissen Sontag mit mir Abrede genommen hatten, so began ich nun, alles an mir in segelfertigen Stand zu sezzen.

Die ganze Woche hindurch war ich mit diesem wichtigen Vorhaben beschäftiget. Ich ließ mich meine liebe Phantasie mit dem Menkischen Garten bekant machen, in welchem ich mich meiner Geliebten zum erstenmal in die Arme werfen wolte. Ich ließ sie mir ihr Bildniß so reizend als möglich vormahlen, um sie unter mehrern Schönen sogleich herausfinden zu können, denn ich hatte sie bisher nur im Vorbeigehen, und von weitem zu sehn bekommen, vornehmlich bei Beschauung des Kirchganges. Ich studierte Tag und Nacht auf wohlgesezte und wolklingende Redensarten, und sammelte mir die schönsten, für jedes Fach der verliebten Rhetorik, d. h. für Anreden beim Eintrit in den Zirkel, für Entschuldigungen meines unangekündigten Besuchs, für Bezeugungen meiner Begier=

de, die Göttin selbst zu sehen, für feine Erklärungen meiner Bereitwilligkeit, ihr Adonis zu werden, für muntere Scherze und Unterhaltungen der Gesellschaft, für wizzige Repliken auf die oder jene Anrede, für Satyren auf etwanige Schafsköpfe unter der Geselschaft, (leztere waren, im Vorbeigehen gesagt, frühzeitig mein Lieblingsfach) endlich für Abschiedskomplimente, und Erwiederungen höflicher Inviten zu Fortsezzung meiner Besuche.

Ausser diesem rhetorischen Studium betrieb ich auch das Studium der Koketterie. Ich sann auf anziehende Kräfte meiner Mine, und meines Puzzes. Ich stelte mich am Spiegel und übte mich in der Mimik, d. h. im Ausdruk der verschiedenen Empfindungen, die ich in meinem Gesichte lesbar machen wolte, um z. B. bald eine gewisse Würde, bald schmachtende Liebe, bald satyrische Laune, durch Minen zu erkennen zu geben.

Und nun kam endlich der erwünschte Sontag, der mir so viel Vorbereitungen gekostet hatte, und der nun einmal die Leere meines Herzens ausfüllen solte, welche ich schon lange gefühlt hatte. Ich brachte den ganzen Morgen mit meiner Toilette

zu. Da muste kein Härchen falsch liegen, kein Puderstäubchen am unrechten Orte zu sehen seyn. Da wurden alle Minen, die ich machen wolte, noch einmal durchgeübt. So verging die träge Zeit des Morgens. Mittags konte ich vor Verliebtheit keinen Bissen essen. Die Stunden nach Tische schienen, mir eine Ewigkeit zu seyn, denn ich vermochte nichts anders zu thun, als, in meinen knappesten Anzug gepreßt, in meiner Stube auf und abzugehn, und mich in Gedanken unter die Schönen zu versezen, welche ich heute alle närrisch zu machen beschlossen hatte. Nach langem Harren schlug's endlich drei Uhr, und ich eilte zu Herrn Hofmann, der zu meinem Führer bestimt war.

Mit Wehmuth sah ich diesen noch unangezogen. Er hatte Koffe und Tabak auftragen lassen. Und als ich meine Aengstlichkeit ihm merken ließe, hieß es, wir hätten Zeit bis fünf Uhr, weil es sich nicht schikke, unangemeldet zum Kaffe zu kommen. Ich mußte also noch ein paar Stunden lang die Folter der Erwartung aushalten, und dem armen Hofmann lange Weile machen. Denn ich war die ganze Zeit so stier in die Bilder meiner Phantasie

vergaßt, daß ich dem guten Mann kein vernünftiges Wort antwortete, er mochte das Gespräch auch hinleiten, wohin er wolte.

Nun schlug es fünfe und — das Herz fieng mir an zu pochen, daß mans auf meiner Weste bemerken konte. Ich ging neben meinem Hofmann her, gerade so in Gedanken, wie ein Kandidat, der seine erste Predigt in patria ablegen sol, auf dem Wege zur Kanzel. Wir traten in das Vorderhaus ein, als mein Führer mich wekte und mir sagte, daß wir da wären. Jezt betete ich über Hals und Kopf, noch viele meiner Antritsreden durch, und gelangte mit nicht wenig Angst zur Gartenthüre.

Schon begann es finster vor meinen Augen zu werden, und mein Seelenzustand glich ohngefähr dem eines jungen Fähndrichs, der zum erstenmal mit en ordre de Bataille aufmarschirt, und den Donner der Batterien vernimt, denen er entgegen gehen sol. Meine Besonnenheit war dahin.

Ich erblikte einen langen Gang, und in dessen Mitte ein großes Zelt, das auf allen Seiten offen war, und unter welchem sich eine Geselschaft

junger Schönen befand, die ohngefähr aus zwölf bis sechzehn Personen bestehen mochte, welche aber mir wie ein ganzes Bataillon vorkamen, und mich durch diese schrekliche Menge vollends ganz dahin brachte, daß ich schon an aller meiner Rhetorik anfing zu verzweifeln.

Wir waren noch nicht zehn Schritte gegangen, so konte ich diesen Prospekt nicht mehr aushalten, sondern ich muste meinen Führer bitten, einen Seitengang mit mir zu gehn, um dem feindlichen Bataillon aus dem Gesicht zu kommen, und dadurch mich selbst vom ersten Schreken ein wenig zu erholen, um noch, wo möglich, die Schmach abzuwenden, in meiner ersten Predigt stekken geblieben zu seyn.

Nach einigen Krümmungen des Weges kamen wir endlich wieder in einen Hauptgang und zum Unglük fügte sichs, daß wir, bei der Schwenkung um eine Hekke, nur etwa vier Schritte noch von dem fürchterlichen Zelte waren. Und diese Ueberraschung war der Tod meiner ersten Liebschaft. Denn nun war alles auf einmal in mir erstarrt. Meine Augen stunden stil. Meine Zunge war ge-

lähmt. Meine Füße wurden schwer, wie wenn ich funfzehnpfündige Beinschellen gehabt hätte.

Da stand der arme Knabe und sein Führer mit ihm: einer so sprachlos, und als Statue wie der andere. Der Magister ließ mich ganz stekken. Er war blos Zuschauer. — Wars eine kleine Bosheit oder wirkliche Sympathie mit meiner Erschrokkenheit: Gnug er unterließ alles, was hier seine Schuldigkeit gewesen wäre, um durch eine etwas feierliche und gesprächreiche Einführung meiner Wenigkeit, mich wenigstens von der totalen Niederlage zu retten.

Der junge Menke, hinter dem halben Monde stehend, welchen das schöne Bataillon gegen mich formirt hatte, wurde zuerst von Mitleid gerührt, das der Anblik des unglüklichen Jünglings jedem christlichen Zuschauer einflößen mußte, und er eilte rechts um den Kreis herum, mir entgegen zu gehn und den jungen Bahrdt zu bewilkommen, welcher durch das große Ansehn seines Vaters, auf alle mögliche Politesse Anspruch hatte. Aber wo einmal Unglük seyn sol, muß sichs wunderlich schikken. In demselben Moment, wo Burghard Menke den

Einfal bekam, blikte der erste Lichtstrahl des wiederkehrenden Bewustseyns unter meinen Vorstellungen, und ich bekam selbst den Einfal, ihm entgegen zu gehn, und — links ab zu marschiren.

Nun ward fast lautes Gelächter. Die gottlosen Mädchen hielten die Fächer vor und sahen, wie wir uns beide verfolgten. Nach einer halben Minute erst merkte ich meinen Irthum. Ich wandte mich, um meinem Freunde entgegen zu kommen. Aber was half mirs, da ich ihn endlich hatte. Ich konte nichts, als mit verseztem Odem die Worte stammeln: nehmen Sie — nicht übel — daß ich — Sie — inkommodire — freue mich — wenn Sie sich — wolbefinden. Und nun fing ich ganz an zu empfinden, daß ich für heute ein verlorner Mensch war, und resolvirte mich kurz, weil einmal die memorirte Predigt durch die Lappen gegangen war, die Flucht zu ergreifen. Ich sezte also in aller Kürze und Einfalt die Worte hinzu: wil — nicht länger — Sie unterbrechen — empfehle mich gehorsamst — und stolperte pfeilschnel mit meinem Hofmann um die Hekke wieder herum — froh wie ein Mensch, der mit dem Leben entran.

Mein Geist kehrte, so wie nur die Gefahr vorüber war, schnel gnug zurük. Habe ichs recht gemacht, sagte ich mit ganz philosophischer Ruhe zu meinem Führer, daß ich die Visite abbrach? Die Geselschaft war zu groß, und alles schien derangirt. — Und der Fuchs erwiederte, mit verbißnem Lächeln: Sie habens recht gut gemacht: Die ersten Visiten müssen allemal kurz seyn.

Aber vol innerlichem Aerger eilte ich nach Hause, und bedauerte den vielen Aufwand von Zeit und Mühe, den ich gemacht hatte. Und doch ward ich nicht weiser durch die Verunglükkung des ersten Versuchs. Mein Leichtsin, der mich alle Dinge, selbst das Uebel, von ihren erfreulichen, wenigstens von den erträglichen Seiten ansehen läßt, und die wirklich nachtheiligen Seiten vor mir verbirgt, zernichtete all das Gute, was die erlittne Niederlage hätte wirken sollen. Er verbarg mir die wahre Ursache, die in meiner Kindheit, in meiner Unerfahrenheit lag, und beredete mich, der bloße Zufal der alzuzahlreichen Geselschaft habe mir das Spiel diesmal verdorben. Und so erneuerte sich der Vorsaz, ferner Abendtheuer zu beginnen,

nen, bis ich, als braver Ritter, eine Dulcinea erobert haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Karakterzüge.

In dieser Epoche meines Seyns lebte ich in lauter abwechselnden Paroxismen. Bald war ich einige Wochen recht von Herzen fleißig, bald versank ich wieder in meine Donquixotischen Träume und verliebte mich in eine Schöne, wo ich sie fand, und hörte, wenns nicht gehen wolte, eben so ruhig wieder auf zu lieben, als ich angefangen hatte.

Man konte damals zwei Hauptzüge an meinem Karakter bemerken, die jezt erst anfingen sich festzusezzen. — Eitelkeit und Hizze.

Die Eitelkeit d. h. die kindische Sucht, durchs Aeuserliche zu gefallen, hatte sich durch drei Stükke generirt und eingenistet. Man hatte erstlich von Jugend auf meine Bildung zu viel gelobt, und auf der Schule besonders hatten meine Mitschüler mich

oft Ausdrüke hören lassen, die mich in einer gewissen Einbildung von mir selbst bestätigten, und ein so armseliges Verdienst schäzzen lehrten. So fing ich als Kind schon an, mir etwas darauf zu gute zu thun, daß ich wol gebildet sey und, was natürlicher Erfolg ist, das Gefallen als einen Zwek zu betrachten, nach dem ich selbst streben müße.

Mit dieser Quelle verband sich eine zweite, meine frühzeitige Angewöhnung an den höchstmöglichen Grad von Reinlichkeit, und Nettigkeit an meinem Körper so wol, als meinem Anzuge. Schon als Kind hielt ich darauf, daß meine Hände nicht nur, sondern mein ganzer Körper reinlich, meine Wäsche sauber, meine Kleidungsstükke proper erhalten wurden. Und so wenig mein Vater auf Staat wenden konte, so suchte ich doch immer, auch in meinen schlechten Rökchen, durch Reinlichkeit und Nettigkeit, eine gute Figur zu machen. So wie nun das Lob der Bildung mich einmal afficirt hatte, so ward das, was vorher unabsichtliche Gewöhnung war, erzielte Nahrung meiner Begierde zu gefallen.

Und da endlich, in meinen Studentenjahren, die Liebschaftsthorheiten eintraten, so mußte wol ganz natürlich meine Krankheit einwurzeln, da der Zwek zu gefallen nun ein so wichtiges Mittel ward, zu dem höhern Zwekke — geliebt zu werden.

Aber ich erinnere mich hier lebhaft auch einer Demüthigung meiner Eitelkeit, welche mir in dieser Zeit wiederfuhr, und mir eine so empfindliche Kränkung verursachte, daß ich sie nie habe vergessen können. Ein gewisser Mag. Schneider auf dem Paulino, der mit mir im satyrischen Witze weteiferte, aber mir, theils überhaupt, theils bei Abgewinnung der Lacher insonderheit, weit überlegen war, mochte schon längst meine Affektationen bemerkt haben, die von meiner Eitelkeit erzeugt wurden, und er betrachtete mich daher immer mit einer spöttischen Mine, wenn er mich in meinem armseligen Puzze daherschwänzen, und meine Augen nach Attention und Bewunderung haschen sahe. Einstmalen fügte sichs, daß er gerade mit seiner Geselschaft bei offenen Flügeln im Fenster lag, und daß ich, ebenfals in Geselschaft, in vollem Putz durch den Zwinger angestapelt kam,

und sein Fenster passirte. Von weitem schon rufte er mir, um mich erst durch eine Schmeichelei eine ernsthafte Behandlung vermuthen zu lassen, ein sehr ehrerbietiges Compliment entgegen, welches ich mit Würde erwiederte, und mit einem augenbliklichen Stillstehn ihm zu belohnen schien. Sobald er mich in dieser Fassung hatte, began er in dem ernstesten Tone mich abermals anzureden, ich muß ihnen bekennen mein lieber Herr Bahrdt, daß, so oft ich Sie sehe — (bis hieher sprach er langsam und feierlich, daß die Gesellschaft oben und unten aufhorchte, und ich schon auf eine dankvolle Replik für das erwartete Lob meiner Schönheit studirte) — so stehn mir meine beiden Augen auf. Das sagte er schnel und mit einem solchen Hohngelächter, daß ich vor Scham in die äuserste Verlegenheit kam, und ohne ein Wort aufbringen zu können, abtrolte, auch von Stund an mich vor diesem Schneider wie vor Feuersgefahr hütete.

Der zweite Zug meines Karakters, der jezt immer merklicher wurde, und von Zeit zu Zeit zunahm, war Hizze. Wie dieser in mir entstanden

sey, weiß ich nicht zu sagen. In meinen Kindheitsjahren war er gar nicht bemerkbar. Wenigstens erinnere ich mich keines einzigen Falles aus meinem Knabenalter, ehe ich auf Schulen ging, und selbst aus meiner Schulepoche nicht, wo sich dieser unglükliche Fehler gezeigt hätte. Auch stimt derselbe so wenig mit der natürlichen Weichheit meiner Seele, daß er vielmehr mit mir selbst zu kontrastiren scheint. Denn von Natur, und durch das Beispiel meiner Eltern, ist meine ganze Seele zum Wolwollen und zur Liebe gestimt. Das kleinste Leiden eines Menschen rührt mich augenbliklich, und durch und durch. Und es ist mein gefühlvollester Freudegenuß, wenn ich einen Menschen recht vergnügt machen, und durch mich froh sehen kan. Selbst mein Feind ist von dieser Empfindung nicht ausgeschlossen. Sobald nur die Beleidigung wirklich geendigt ist, und er nicht mehr feindselig handelt, sobald ist auch bei mir alles vergessen, und er kan sicher, zumal wenn er selbst Rükkehr zeigt, oder wenigstens Bescheidenheit, von mir Gefälligkeiten erwarten. Ganz unfähig bin ich, ihm lange und fortdauernde Schmerzen zu machen. Und habe ich je als

Schriftsteller Menschen beleidigt, so war es gewiß eitel Muthwille, und nie Rache, davon mein Herz nichts wußte, das noch kein Geschöpf Gottes in individuo gehaßt hat. Die Art kann ich wüthend hassen (z. E. Feinde der Vernunft) aber die Person nie. — Wie nun bei dem allen ich nach und nach dazu gekommen bin, bei gewissen Vorfallenheiten, in den Fehler der Heftigkeit zu verfallen, und fähig zu werden, in der Hizze mich selbst zu vergessen, ist mir selbst noch ein Räthsel.

Diese Krankheit der Seele, die damals anfing sich zu zeigen, besteht darinnen, daß ich bei einem entstehenden Streit, es sey mit Gleichen oder Untergebnen, wenn ein gewisser Grad des Gefühls von der Unverschämtheit oder tükkischen Bosheit meines Gegenparts in mir entsteht, in einen solchen Zorn gerathe, daß alle Besonnenheit aufhört, und ich blos von meinem Gegenpart abhängig werde, ob es mit uns beiden zum leben oder zum sterben kommen sol.

Von dieser unglüklichen Leidenschaft habe ich zwar in meinem Leben sehr wenige wichtige Fälle, und Gott sey Dank keinen einzigen von unglükli-

chem Erfolge gehabt. Aber ich bekenne dennoch, daß sie oft genug ausgebrochen ist, und mich in schaudernde Gefahren gesezt hat. Unter andern erlebte ich in meinem siebzehnten Jahre die Schande vor mir selbst, bei einem etwas zu heftigen Betragen meines Vaters und zu hart scheinender Anmaßung desselben, eine geladne Pistole auf meinen Tisch zu legen, um ihm durch die Thüre zuzurufen, daß sie ihn treffen würde, wenn er sich weiter wagte.

Noch jezt, da mein Blut weit ruhiger fließt, als ehedem und tausend Leiden mich weich und meine Kraft ermattet haben, bin ich in wahrer Furcht vor mir selbst, und auf nichts in der Welt so aufmerksam, als auf Gelegenheiten zu einem heftigen Streit: weil ich gar zu gewiß weiß, daß es noch möglich ist, in meine vorige Hizze zu gerathen, in welcher weder Gefahr noch Uebermacht, weder Degen noch Schiesgewehr mich abhält, meinen einmal aufgesezten Kopf zu behaupten. Wenn ich daher Gefahr eines solchen Zwistes merke, so fliehe ich, so weit ich kan. Auch meide ich deswegen alle Menschen, wenn mich ihre anderweitigen Talente, und guten Eigenschaften noch

so sehr reizen, und nach ihrem Umgange lüstern machen, von denen ich erfahre oder merke, daß sie hizzigen Temperaments sind, um nicht mit ihnen auf eine unglükliche Art zusammenzutreffen. So breche ich auch jeden freundschaftlichen Dispüt sogleich ab, sobald ich nur einigermaßen bemerke, daß der eine in seinen Behauptungen zu warm wird.

Der Grund des Uebels mag wohl ganz allein in körperlichen Beschaffenheiten, d. h. im Blute liegen. Mein Vater war ebenfals ein äuserst hizziger d. h. schnel in heftigen Zorn gerathender Mann, ob er gleich nie sich so vergaß, wie ich mich zu vergessen im Stande bin. Indessen können doch die Eindrükke seines Beispiels, (welches schwächer, aber dafür häufiger war, als meine Nachahmung,) auf mich gewirket und das Uebel in denjenigen Jahren bei mir erzeuget haben, in welchen noch die Empfindungen Anderer, durch die bloßen Zeichen und Ausbrüche derselben, in die Seele des Kindes überzugehn pflegen.

Ein Glük war es daher abermals für mich, daß ich in meinen Studentenjahren kein Geld hatte, und eben darum keine Geselschaften unterhalten,

und besonders keinen Studentengelagen beiwohnen, oder öffentliche Orte besuchen konte, weil ich dadurch der Gefahr entging, traurige Folgen meiner Hizze zu erleben.

Funfzehntes Kapitel.

Husarengeschichte, einer theologischen Fakultät gewidmet.

Mein Vater hatte in Wittenberg einen leiblichen Bruder, der daselbst in einer kurfürstlichen Bedienung stund, und mit einer Menge wilder Jungens heimgesucht war. Einer derselben, der geschikteste, aber auch der wildeste unter allen, war von ihm nach verschiednen fruchtlosen Versuchen, zu einem Apotheker nach Gera geschikt worden, wo er die Jahre stehen solte. Aber Tolkopf Bahrdt konte auch da nicht hausen, sondern nahm, nach einigen lustigen Streichen, die er begangen hatte, die Flucht, und wandte sich an meinen Vater in Leipzig.

Natürlich konten wir ihn nicht verstoßen, sondern mußten ihm wenigstens solange Dach und

Fach geben, bis es dem Vater gemeldet, und dessen Ordre eingeholet war. Vetter Bahrdt blieb also einige Tage bei uns, und ließ sich wohl seyn. Da aber die Zeit kam, wo des Vaters Befehle eintreffen solten, und er sich nichts angenehmes davon versprach, so ging er eines Tages vors Petersthor, und ließ sich unter die Husaren anwerben.

Auf einmal erschol in ganz Leipzig das Gerücht: der junge Bahrdt ist unter die Husaren gegangen. Da nun kein Mensch davon wuste, daß gerade vor wenig Tagen meines Vaters Brudern Sohn bei uns angekommen war, und ich von Jugend auf als ein feuriger junger Mensch bekant war; so fiel natürlich alle Welt auf mich. Und so enthielt ein paar Tage hindurch, jeder Brief, der von Leipzig abging, ein Postscript: „eben verbreitet sich die traurige Nachricht, daß unser guter D. Bahrdt das Herzeleid erlebt hat, seinen ältesten, Hofnungsvollen Sohn zu verlieren. Er ist ihm entlaufen und unter die Husaren gegangen."

In Leipzig nun offenbarte sich der Irthum sehr bald. Man sah mich täglich in meinem ge-

wöhnlichen Anzüge auf den Straßen, und in meine Collegia gehen, und erfuhr dann leicht, daß mein Vetter es gewesen war, welcher das Gerede veranlaßt hatte. Aber kein Mensch vielleicht dachte daran, den Irthum auch auswärts zu wiederrufen. Jeder meinte, es werde sich an andern Orten eben so von selbst widerlegen, wie es in Leipzig geschehen war. Und so blieb an andern Orten, ich möchte sagen, bis auf den heutigen Tag, die Meinung, daß ich wirklich in meinen Studentenjahren einmal unter die Husaren gegangen sey, und man folgerte blos, wenn man mich hernach in der gelehrten Republik nennen hörte, daß ich wieder losgekauft worden seyn müße.

Es ist unglaublich, was dergleichen übereilte Briefklatschereien in der Welt für Schaden thun. Ich habe unzählig traurige Erfahrungen davon gemacht, an mir und Andern. Ja ich habe einigemal das ganze zeitliche Glük eines Menschen, durch solche eilfertige Mittheilungen ungeprüfter Nachrichten zerrütten gesehn. — Und es ist merkwürdig, daß selbst Männer, welche als Gelehrte, als Weise, als Menschenfreunde in der Welt ver-

ehrt werden, das unvernünftige und ganz eigentlich unmenschliche dieses Verfahrens nicht einsehn, sondern sich selbst desselben verzeihn.

Man sezze nun den Fal, wie er mir erst vor kurzem zu meiner großen Kränkung begegnet ist. Die Gothaer deutsche Zeitung meldet, daß ich deswegen sey arretirt worden, weil ich falsche Münze auf meinem Weinberge geprägt hätte. Der R. Becker, ein Mann von Kentnissen und edlem Karakter, läßt das so in die Welt hinein drukken. Sein Blat geht 4 bis 5000mal, wird von 30 bis 40000 Menschen gelesen. Ich erscheine also unter 40000 Menschen als ein Niederträchtiger! Kann eine größere Beschädigung gedacht werden, die mir dieser Rath Becker und sein (vermuthlich) Hallischer Correspondent verursachte? Kan es mich entschädigen, daß ich zu seiner Zeit mich rechtfertige, und das Publikum über mein Schiksal verständige? Gewiß nicht, denn seine Leser sind gerade nicht die meinigen. Unter seinen 40000 Lesern sind vieleicht nicht 2000, die zu meinem Publikum gehören, von denen ich gelesen werde. Bleibe ich also nicht unter 38000 Menschen ein Ge=

brandmarkter? Hiezu komt, daß die Zahl der Menschen, unter denen ich geschändet bin, weit grösser ist, als ich sie angegeben habe. Denn man muß nicht blos rechnen, daß an einem Zeitungsblatte oft 30 bis 50 Menschen lesen, sondern daß die, welche es lesen, das Gelesene mündlich, an Koffetischen, in Wirthshäusern, ausbreiten, und daß also eine Zeitungsnachricht aus einem Blatte oft unter 1000 Menschen komt, und ganze Städte und Dörfer damit erfült werden. Daher entsteht die entsezliche Folge, daß böse Gerüchte, weil die Erzähler derselben selten sie wiederrufen, oder doch nicht bei allen, die sie von ihnen z. B. auf einem Koffehause mit angehört hatten, wiederrufen können — nur alzuleicht verewigt werden. — So erfuhr ich erst vor wenig Tagen diese traurige Folge, da ein Gelehrter, eine vornehme obrigkeitliche Person, ein Mann von vieler Litteratur und Korrespondenz, mir (von Grosglogau aus) den aus der deutschen Zeitung entstandnen Vorwurf machte, daß ich mich zu einer solchen Unklugheit hätte verleiten lassen, daß also ein solcher Mann, 40 Wochen nach meiner Arretirung, deren wahre Ursache nicht wuste, sondern

den Irthum der deutschen Zeitung für Wahrheit hielt. — Pfui der unbesonnenen und lieblosen Menschen!

Und eben so ists mit der Husarengeschichte gegangen. Sie hat sich wirklich verewigt. Noch jezt giebts Tausende, die in der Meinung stehn, daß ich ehemals Husar gewesen sey. Und noch als Professor Theologiae Ordinarius in Giesen wiederfuhr mir die Ehre, daß ein Mitglied der theologischen Fakultät zu Jena, in der dortigen Gelehrten Zeitung, meine theologischen Kezzereien so wie meine ganze Person dadurch herabzuwürdigen suchte, daß er mir diese Husarengeschichte öffentlich vorrukte, — wie wenn der verdienstvolle Mann im vierzigsten Jahre, darum kein verdienstvoller Mann sey, oder darum die christliche Welt nicht aufklären, und ein nuzbarer Schriftsteller seyn könne, weil er im siebzehnten Jahre einige Tage unter den Husaren war — oder weil sonst noch einige jugendliche Streiche von ihm im Puplikum rolliren — dergleichen ich selbst von mir berichten werde.

Sechszehntes Kapitel.

Ich, als Löwensteinscher Dragoner.

Ich habe es oben schon eingestanden, daß eine karge Zumessung des Taschengeldes auch einige nachtheilige Folgen hat, ob ich gleich gewiß bin, daß die guten Folgen die bösen unendlich überwiegen.

Freilich — wenn ein junger Mensch, zumal von feurigem und unternehmendem Geist, alzusehr eingeschränkt und von den Mitteln, sich zuweilen nach eignem Sinn und Geschmak, ein Vergnügen zu machen, gänzlich entblößt ist; so verfält er natürlich auf allerlei, meist unrechte Versuche, sich diese Mittel zu verschaffen, oder sie durch etwas anders sich zu ersezzen. Dies war der Fall auch bei mir. Die ewige Monotonie im väterlichen Hause, so gut ichs auch da hatte, konte mir unmöglich behagen. Mein Freiheitsgefühl war zu lebhaft. Die aufgedrungenen Freuden schmekken nicht. Nur die selbst gewählten haben anziehende Reize.

Ich sehnte mich unter andern nach einem Reitpferde. Ich seufzte heimlich, wenn ich die Studenten so flink durch die Straßen reiten, und so munter wie ihre Rosse in die weite Welt fliegen sahe. O daß auch du, war mein Gedanke, einmal so in die weite Welt auswandern köntest!

Was war natürlicher, als daß ich tausend Projekte machte, zu diesem erhabenen Ziele, das meine Phantasie mir vorgestekt hatte, zu gelangen. Ich fing zuerst an, mein wöchentliches Zweigroschenstük zurükzulegen, und das einzige Bedürfniß, den Tabak, dazu ich es sonst verwendet hatte, und davon mein Vater mir zu wenig gab, auf andere Art zu befriedigen. Ich versorgte mich, als meines Vaters Tabakschneider, aus seiner Büchse und sparte meine zwei Groschen zum Ritt.

Ein gewisser Bürger, Namens Hellmann, welcher zu seiner Zeit als Prahlhans sich auszeichnete, und sich ein eignes Geschäft daraus machte, meinen Vater zu posaunen und überal als hoher Gönner der Bahrdtischen Familie zu erscheinen, half mir das langsam wachsende Sümchen dadurch vermehren, daß er wolhabende Leute, welche etwa

einmal

einmal eine von meines Vaters Predigten vorzüglich rührend gefunden hatten, beredete, sich dieselbe abschreiben zu lassen. Die Schreibgebühren betrugen acht Groschen, und ich verdiente sie mir.

In einer Zeit von sechs bis sieben Monaten hatte ich denn die ungeheure Summe, von einigen Thalern beisammen, und empfand darüber eine unaussprechliche Freude. Denn so viel Geld hatte ich noch in meinem Leben nicht zu kommandiren gehabt. Ich dünkte mich reicher als der Mogul.

Nun entdekte ich einigen Freunden mein Vorhaben, einen Ritt in die weite Welt zu machen. Das waren leichtsinnige und rasch entschlossene junge Leute, welche augenbliklich theilnahmen. Der eine, Namens Schmelzer, that den Vorschlag, hinauf ins Wendische zu gehen, wo sein Vater Amtmann war, und den zu besuchen. Der Vorschlag gefiel, weil er Kosten sparte, sintemal der Amtmann unser Vetter war, und ich also da freie Zehrung hatte.

Die Gesellschaft war vier Personen stark, und ziemlich gut zusammengepaßt. Alle waren von lustigem Humeur: alle viere unternehmend und

rasch: alle viere hatten kein Geld. Denn zu einer Reise zu Pferde, wo allein das Pferd täglich zwölf Groschen Miethe kostete, auf sechs Tage, fast sechzehn Meilen weit, waren zwei bis drei Thaler, die jeder bei sich hatte, so gut als kein Geld.

Ich meines Orts kümmerte mich bei diesem Unternehmen um gar nichts. Ich sahe nur die reizende Seite desselben. Tag und Nacht mahlte mir meine Phantasie die lieblichsten Bilder und schenkte mir den süßesten Vorgenuß. Ich gefiel mir in der männlichen Figur eines Ritters, da ich bisher nur als Knabe gelebt hatte. Ich ward entzükt, das Pferd unter mir sich bäumen und stolzieren zu sehn. Ich dachte mir die tausend Menschen, die alle Maul und Nase aufsperren würden, wenn der junge Bahrdt in dieser erhabnen Gestalt sich zeigte. Ich sahe schon die Gegenden und Fluren, die ich durchfliegen solte. Ich saß schon am Tische des Amtmanns und schmaußte und — liebäugelte auch schon im Geist mit des Schmelzers Schwester, die er mir als schön beschrieben hatte. Für Bedenklichkei-

ten hatte ich keinen Sinn. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich zum erstenmale ein Pferd bestieg, daß ich nicht reiten gelernt hatte, daß ich Hals und Beine brechen, daß ich wenigstens schon den ersten Tag mich aufreiten und liegen bleiben könte. Noch vielweniger kam mir ein beunruhigender Gedanke an meine Kasse ein: denn diese hielt ich für unerschöpflich, weil sie meine Phantasie kolossalisch gezeichnet hatte.

An einem Montage ritten wir aus, mit dem Vorsazze, den Sonnabend Abend wieder zu Hause zu seyn. Der Ritt selbst gieng besser als zu vermuthen war. Ich fand mich sehr bald in den Schluß und, da ich ein leichtes Pferd bekommen hatte, so machte ich meine Reise ohne Anstoß, indeß die andern bald hie bald da über Unbequemlichkeiten klagten.

Aber einer darunter erdreistete sich gleich auf der ersten Meile, als schon die jungen Magen ihr Frühstük zu fodern begannen, die sämtliche Geselschaft wohlbedächtig um den Kassen-Bestand zu fragen, mit der erbaulichen Vorklage,

daß er sich ganz auf uns verlassen und deshalb nur wenig zu sich gestekt habe. Ich lächelte zwar über diese Bedenklichkeit; aber wurde gewaltig wieder ausgelacht, da ich mit vollen Bausbakken die große Summe meiner drei Thaler posaunte und alle Besorgnisse für Thorheit erklärte. „Man siehts, Bruder," erwiederte mein Freund, „daß das dein erster Ausritt ist. Hast du nicht „bedacht, daß deine drei Thaler erst das Mieth„geld fürs Pferd bestreiten, ohne das Trink„geld? Und meinst du, daß wir jeden Tag, bei „zweimaligem Frühstük, Mittagsmahl, Ves„perbrod, Abendmahlzeit, und Nachtquartier, „vier Mann und vier Rosse, unter sechs bis acht „Thalern durchkommen werden, zumal jezt im „Kriege, wo alles wegfuragirt und alles theuer „ist?"

Die Geselschaft erschrak bei dieser Rechnung, indem jeder bekante, daß er nur wenige Thaler bei sich habe. Ich allein blieb unerschüttert. Ei, sagte ich, wir wollen schon sehen, wie wir durchkommen. Nur lustig zum ersten Frühstük!

Der alte Student, der die Bedenklichkeit aufgebracht hatte, wolte sich mit meinem Leichtsinn nicht abspeisen lassen. Entweder wir kehren wieder um, Brüder, oder wir machen ein Mittel aus, durch welches wir unsern Kassendefekt ersezzen können.

Nun begannen Debatten, lang und weitläuftig und nichts wirkend, wie im englischen Parlement, wenn die Foxianer sich kampeln. Ich aber nahm keinen Theil am Gespräch. Ich ritt rasch vorwärts, und sah nach dem Dorfe, wo das erste Frühstük genossen werden solte. Nur neben her ließ ich meine liebe Phantasie im Reiche der Möglichkeiten patrulliren, und eines glüklichen Einfals harren. Und siehe, er kam.

Auf einmal wandte ich mein Roß, sprengte die Brüder an und rufte: halt! Ich weis Rath, Brüder. Habt ihr eure Schlafrökke mit? — Ja. Wozu? — Wie sehen sie aus? Von was für Zeuge sind sie und wie gefuttert? Meiner ist von rothem Kalmang und inwendig von weißem Flanell. — Eben so ist meiner, schrie jeder. — Wohl, so ist uns allen geholfen. Gleich die

Mantelsäkke auf! — Was sol das? — Nur die Mantelsäkke auf und die Schlafrökke hervor. Es wil ohnehin regnen. — Die Brüder gehorchten. — Nun frisch, die Schlafrökke umgekehrt und über die Kleider gezogen! — Die Brüder thatens und erschienen, samt mir, in weissen Mänteln mit rothen Aufschlägen. — Wie sehen wir aus? Brüder. —

Nun brüllte der alte Student im höchsten Jubelton: Herzensjunge, das ist ein göttlicher Einfal! Wir passiren als Löwensteinische Dragoner und leben nun auf Gemeindekosten. Frisch auf zum Frühstük!

Wir trabten froh dem Dorfe zu und flink an die Schenke. — Herr Wirth! 'raus da! — Was steht zu Befehl, meine Herren? — Butterbrod, Wurst, Schnaps, lustig, lustig! — Der Wirth brachte was wir foderten, schien vergnügt, daß er einmal freundliche und lustige Gesichter zu sehen bekam, und gab von Herzen gern, was wir zum satt werden brauchten. Wir liessens uns schmekken, blieben aber wolbedächtig auf den Pferden. — Da wir gesätigt waren,

gab ich den andern einen Wink und rufte noch einmal: Herr Wirth, das lezte! — Meine Brüder trabten davon und, so wie der Wirth den Rükken wandte, den lezten Schnaps zu holen, flog ich ihnen nach. Und so hatten wir zum erstenmale glüklich umsonst gezecht.

Meine Leser werden voraussezzen, daß ich diesen Streich für das ansehe, was er war. Denn wer wird leugnen, daß dieser tolle Einfal uns ins gröste Unglük stürzen konte, wenn wir entdekt wurden. Nur jugendliche Unbesonnenheit kan ihn entschuldigen.

Am gefährlichsten war die Mittagsmahlzeit: denn beim zweiten Frühstük machten wirs, wie beim ersten. Aber da wir Mittags einkehren wolten, schienen zwei der Brüder ängstlich zu werden: weil wir hier absteigen und uns den Wirthsleuten genauer zur Schau geben musten und daher zu befürchten hatten, daß man uns gar bald für Studenten halten und die Löwensteiner Maske uns abziehen würde. Aber ich — blieb standhaft, und sezte den Entschluß durch, auch das Mittagsquartier ohne Zahlung zu ver-

lassen. Nur rieth ich, in Gesprächen behutsam zu seyn, einen baurischen Ton anzunehmen, die Mäntel stets umgegürtet zu lassen, und von lauter Bataillen und Scharmüzzeln zu sprechen.

Wie gesagt, so gethan. Wir wählten absichtlich einen einsam liegenden Gasthof im Walde. Getrosten Muths ritten wir ein, zäumten unsere Pferde ab, foderten freundlich Futter und Mittagsbrod, und fanden zum Glük einen Wirth, der äußerst schüchtern war und uns allerlei Mishandlungen klagte, welche unsere Kameraden, d. h andere Dragoner, an ihm verübt hatten. Er traktirte uns daher, als höfliche Leute sehr gut, sezte Fisch und Braten uns vor, gab Schnaps vollauf, beköstigte unsere Pferde mit eitelm Haser und lebte traulich unter uns und vergnügt, bei unsern militärischen Abendtheuern, die wir ihm wie gedrukt vorzulügen wusten.

Nach der Mahlzeit gieng ich allein in den Stall, zäumte alle Pferde auf, gab ein verabredetes Zeichen, auf welches die Brüder erschrokken aufspringen solten, wie wenn eine feindliche

Patrulle oder des etwas in der Nähe sey: und so gelang es uns, daß wir, ehe der erschrokne Wirth sich recht besann, auf den Pferden saßen und ihm sein Lebewohl ins Fenster ruften.

Als wir, bei Fortsezzung dieser Methode, den folgenden Tag zum Amtmann kamen, ließen wir freilich uns nichts merken, daß wir vermittelst so unvernünftiger und verwegener Streiche unsern Beutel geschont hatten; allein den Donnerstag trafen aus zwei Dörfern, wo wir zechefrey gelebt hatten, und die in sein Amt gehörten, die Rechnungen über die Zehrung durchziehender Soldaten ein, welche der Amtmann unter die Gemeinen zu repartiren hatte, und er fand von Dienstage eine Mittagsmahlzeit zu 2 Thlr. 11 Gr. und ein Vesperbrod zu 18 Gr. für vier Löwensteinische Dragoner.

Bedenklich sahe der Amtmann seinen Sohn an, da er sich erinnerte, daß wir mit unsern verkehrten Schlafrökken bei ihm angekommen waren, und fragte etwas ernsthaft: Friz, Friz, du bist doch nicht einer von den vier Löwensteinischen Dragonern gewesen? — Friz war ein gu-

ter Junge, der den Vater nicht betrügen konte. Er gestand ihm also den ganzen Handel.

Man kan denken, wie der Amtmann erschrak. Das Messer entsank ihm und seine Alteration theilte sich uns allen mit. Und nun erst lernten wir von diesem rechtskundigen Manne, in was für Gefahren wir uns begeben und welch einen unverzeihlich tollen Streich wir begangen hatten. Er zeichnete uns hierauf eine neue Marschrüthe vor, damit wir die vorigen Dörfer nicht wieder passiren, und aufgefangen werden möchten, gab dem Sohne vorräthige Barschaft, und entließ uns mit freundschaftlichen Warnungen vor ähnlichen Thorheiten.

Siebzehntes Kapitel.

Eine neue Liebschaft.

Nachdem wir eine Zeitlang im Marstalle, in der Peterspredigerwohnung gehauset hatten, nahmen die wolthätigen Freunde unsers Vaters uns

auf, und wir freuten uns beide darüber, daß wir nun im Plazischen Hause, mehr Freiheit und folglich mehr Vergnügen genießen solten. Allein, da unser Wochengeld sich nicht dabei vermehrte; so konte auch kein sonderliches Plus in dem vermeinten Genusse der Freiheit erwachsen.

Ich blieb im Ganzen derselbe Mensch: vol guten Willen, vol Ehrgeiz, vol der besten Vorsäzze, zum tüchtigen Mann mich empor zu arbeiten, aber auch — kraftlos, meine Gelübde zu halten. Crusische Philosophie blieb meine einzige Weisheit, und mein Privatstudium, ohne Leitung von aussen und ohne Stetigkeit von innen.

Einsmal that Kunz, der jezt auch die Fürstenschule verlassen hatte, und von meinem Vater zum Stubenkameraden meines Bruders ersehen wurde, den Vorschlag, eine Reise zu seinen Eltern nach Hubertsburg zu machen, und zwar zu Fuße. Sein Vater war Bettmeister auf dem Schlosse und hatte also Plaz genug, uns zu herbergen. Wir lebten acht Tage bei ihm höchst vergnügt. Und ich — verliebte mich, (wie

überal) in aller Kürze und Einfalt, in die Tochter von Hause.

Luise war vier und dreißig Jahr alt und ich stand am Schlusse des siebzehnten. Aber auf solche Dinge pflegte ich nicht zu reflektiren. Ich hatte blos das noch bis jezt unbefriedigte Bedürfniß, ein Mädchen zu besizzen, das mich liebte. Ohne diesen Besiz war in meinem Herzen eine gewisse Leere, die ich fühlte, und auf deren Ausfüllung ich beständig dachte, ohne mich um die Art und Weise derselben sonderlich zu kümmern.

Eine heftige Leidenschaft, wie man sie sonst bei feurigen Personen findet, und wie unsere Romanen sie schildern, hatte ich nie gehabt und ich kan betheuern, daß ich, in diesem Sinne in meinem Leben nicht geliebt habe. Ich bedurfte blos ein Mädchen, welches mirs sagte, daß sie mich liebe. Bei mir selbst wars mehr Ehrgeiz, als Liebe. Es schmeichelte mir, geliebt zu werden. Und wenn ich das fand, war meine Dunst gesätigt. Dabei hatte ich gar keine großen und vielfältigen Requisite. Glänzende Schönheit kante

ich kaum, versteht sich, mit Kennerschaft, geschweige, daß ich sie als ausschliessendes Erforderniß betrachtet hätte. Geist, Wiz, und ein gewisser edler Stolz war ein weit stärkerer Reiz für mich. Und das fand ich bei Luisen.

Aber hätte nur auch Luise bei mir Geist und Wiz gefunden. Es war wirklich zum Erstikken, wer mich damals hätte sehen sollen, wie gimpelhaft ich liebte. Vom ersten Tage an, wo ich sie in mein Herz schloß, gieng ich ihr nicht mehr von der Seite. Wo sie sich hinbegab, verfolgte ich sie, wie ihr Schatten. Und wenn wir irgendwo getrennt saßen oder stunden, hieng mein Auge unverwandt an ihr. Aber sprechen konte ich kein Wort. Ich war blos Auge und Herz. Sprache hatte ich nicht. Ich war entzükt bis in den dritten Himmel, und eben deswegen waren meine Empfindungen αποῤῥητα — unaussprechbar.

Luise hatte sehr vielen Verstand und durchschaute mich ganz, merkte die kindische Liebe, und war doch so großmüthig, so tolerant, um mich weder zu beschämen noch in dem Genusse meiner

Seligkeit zu stöhren. Ein paarmal fragte sie mich: wie es komme, daß ich so gern bei ihr sei, und doch nicht mit ihr spreche? Und der siebzehnjährige Gimpel antwortete: Kan man denn nicht auch mit dem Auge sprechen?

Ich verließ endlich Hubertsburg und Luisen, mit schwermuthvoller Seele. Mein ganzes Herz war zurükgeblieben. Nichts härmte mich so sehr, als daß ich nicht einmal Muth gehabt hatte, ihr einen Kuß zu geben.

Aber nun war meine Phantasie desto reger. Ich dachte Tag und Nacht nichts als Luisen, und alle die Orte, wo ich sie gesehen hatte, und alle die Spuren ihres Geistes, die ich gehört hatte, und alle die sanften Blikke, die sie mir gegeben hatte — die ich für helle klare Liebe hielt, ob sie gleich nichts als Mitleid mit meiner Einfalt gewesen waren.

Jezt sann ich nach, wie ich diese Eroberung erhalten und mich des Besizzes meines Mädchens versichern wolte. Natürlich muste ich nun reden, zumal da ich in Hubertsburg kein Wort

gesprochen hatte. Natürlich muste ich ihrs sagen, daß es mein Ernst sey, sie glüklich zu machen. Aber wo solte ich die Sprache der Liebe hernehmen, die mir noch so fremd war, wie das arabische? Nach langem Herumsinnen schlug ich endlich verzweiflungsvol mein Auge auf mein Repositor, wo einige Duzzend Bücher paradirten, ob etwa da ein Tröster mir lächeln möchte. Und siehe da, ich fand — Gottscheds vernünftige Tadlerinnen.

Wer war froher, als ich. Zweimal las ich das Buch durch. Zweimal haschte ich auf jeder Seite jeden Ausdruk und schrieb ihn auf, der irgend Freundschaft und Liebe bezeichnete. Und durch dies Studium bekam ich einige Bogen vol der schönsten Redensarten, mit und ohne Blumen, die alle zwar da lagen, wie Kraut und Rüben, aber auch von einem Genie meiner Art, wie ich glaubte, nur geordnet zu werden brauchten, um Steine zu schmelzen und alte Eichbäume in Bewegung zu sezzen.

Ich sezte mich und arbeitete meinen Cento. Drei Tage schwizte ich, wie Herkules, da er

Augias Stall fegte. Endlich aber stand auch dafür ein Liebes=Brief auf dem Papiere, welchen, meiner Einbildung nach, kein Gökking an sein Nantchen herzbrechender schreiben konte. Ich kaufte einen Bogen Papier mit goldnem Schnitt, a 6 Pf., brachte fast einen Tag mit der Kopie zu, und — schikte ihn, mit hochklopfendem Herzen — auf die Post.

Aber nun ging erst die Unruhe recht an. Nun dachte ich mir beständig Luisen bei dem Empfang meines Briefes. Nun sah ich sie holdselig lächeln. Nun entdekte ich eine Thräne, die ihrem schönen Auge entfiel vor lauter Freuden, daß Gott in ihrem hohen Alter noch so glänzend sie versorgte. Kurz, ich konte nicht eher etwas anders im Kopfe haben als Luisen, bis ihre Antwort eingelaufen war.

Eine Ewigkeit von vierzehn Tagen hatte ich geharrt, und gehoft und geseufzt, und beinahe schon die Hofnung aufgegeben, als endlich eines Morgens früh Herr Kunz in meine Stube trat, und einen Brief in der Hand hielt. Ich zitterte wie ein Espenlaub, da ich einen Brief von Luisen ahndete, und den gleichwol den Händen eines Men-

Menschen anvertraut sahe, welcher mir schon als Spottvogel manche kleine Demüthigung gemacht hatte. — Hier ist ein Brief, sprach er, und blieb, wie ein Satyr gestaltet, an der Thüre stehen.

Ich erbreche, ich lese — welch ein Schlag.
„Mein lieber Herr Bahrdt, ich muß es Ih-
„rer Jugend und Unerfahrenheit zuschreiben,
„daß sie mich in die Versuchung gesezt haben,
„Ihnen auf einen Liebesbrief zu antworten.
„Haben Sie auch bedacht, daß ich Ihre
„Mutter seyn könte? Ich verspreche Ihnen,
„Ihren Brief zu Ihrer Ehre zu verbrennen,
„wenn Sie mir versprechen wollen, nie wie-
„der eine solche Thorheit zu begehn, und,
„für diese gutgemeinte Offenherzigkeit, Ihre
„fernere Freundschaft zu schenken

Ihrer

aufrichtig ergebenen

Luise."

Diese Arzenei wirkte. Jezt fiel es mir zum erstenmal in meinem Leben ein, daß ich doch wol ein Thor seyn könte, der sich bisher eingebildet

hatte, zu Spielung eines Romans Geschikke zu haben, der aber in der That sich überal lächerlich gemacht hatte. Diese Betrachtungen wurden immer ernstlicher, und so beschloß ich endlich, alle diese Versuche, mir jezt schon ein Mädchen eigen zu machen, so sehr es Bedürfniß meines Herzens zu seyn schien, aufzugeben, und die Zeit zu erwarten, wo meine äußerliche Person so wol als meine Geisteskraft mehr Reife dazu haben würde.

Achtzehntes Kapitel.

Häuslicher Höllenzwang.

Es war im Anfange des siebenjährigen Krieges, ohngefähr im zweyten Jahre desselben, da meine Phantasie von einem neuen Gegenstande erfült, und beinahe ganz gefesselt wurde.

Ich wohnte mit meinem Bruder wieder in meines Vaters Hause (denn die Fr. D. Plazin hatte sich sehr bald an uns gesätigt) als ein Student mich besuchte, und mir den Antrag that,

Fausts Höllenzwang zu kaufen, oder einen Kaufman dazu ihm zu verschaffen. Ich kante das Buch nicht, ward aber vol heisser Begierde, es zu besizzen, da mir der Student sagte, daß es eine volständige Beschreibung der Geisterwelt enthalte und Anweisung gebe, wie man mit den Geistern bekant werden, und sie zwingen könne, alles zu thun, was man verlange.

Meine Einbildungskraft associirte sogleich diese Beschreibung, mit allen den feierlichen Vorstellungen von Geistern und Dämonen, womit mein akademisches Orakel, der Philosoph Crusius, meinen Kopf bereits angeschwängert hatte. Ich fühlte schon eine Art von Seligkeit, wenn ich bedachte, daß ich aus diesem Buche von den Geistern mehr noch erfahren würde, als Crusius mir hatte sagen können, welcher meine Wisbegierde nur erhizt, aber nie befriedigt hatte. Ich empfand einen gewissen Stolz bei dem Gedanken, daß ich nun mit den höhern Geistern Umgang haben, und mir Schäzze der Weisheit und des Mammons, ohne allen Aufwand an Geld und Kopfanstrengung, durch sie würde verschaffen können.

Mit diesen aus Durst nach höherer Weisheit und selbst aus einer Art von Andacht und Pietät entstandenen Betrachtungen, verband sich mein Hang zu großen Projekten und glänzenden Aussichten, den der Schneider Ernst mir in die Seele geplaudert hatte, und entzündete in mir den feurigsten Wunsch, dieses Buch in meine Hände zu bekommen.

Ich hatte seit der ersten Nachricht Tag und Nacht keine Ruhe dafür. Immer schwebten mir die Geister mit allen ihren Herrlichkeiten vor Augen, welche der Mensch durch sie erlangen solte. Und unaufhörlich sann ich auf ein Mittel, dieses Schazzes, es koste auch was es wolle, mächtig zu werden. Denn ich war fest überzeugt, daß ich mit diesem Buche alles mir erwerben könte, was ein Sterblicher hienieden sich zu seiner Glükseligkeit wünschen mag.

Ohnfehlbar hatte auch meine Armuth Theil an dieser Flamme, die mich verzehrte. Denn das Buch solte auch die Mittel enthalten, sich ganze Scheffelsäkke vol Gold und Silber zu erzeugen. Was konte also ein junger Mensch, dessen Kopf so

voller Unternehmungen war, und der doch nur über wenige Groschen Wochengeld zu gebieten hatte, sehnlicher und brennender wünschen, als eine solche Quelle des Ueberflusses.

Der Student ließ mir Zeit, mich zu besinnen. Er kam alle Tage und erzählte mir von dem Buche und sprach jedesmal in einem Tone davon, als obs ein Heiligthum wäre, welches selbst mit großer Behutsamkeit angesehn, und begriffen werden durfte. Die Summe, welche der Besizzer forderte, war, wie er vorgab, fünfhundert Thaler. Der Besizzer selbst wurde verschwiegen. Es — ist ein Fremder, hieß es, der es in Dresden aus der gräflich-Brühlschen Bibliothek entwendet hat. Er sezte hinzu, daß es der Graf v. Brühl vor einigen Jahren aus Venedig erhalten, und mit tausend Thalern bezahlt habe.

Dieser Schaz überstieg meine ökonomische Kraft, aber nicht meine Erfindungskraft. Ich ging mit meinen Brüdern, und einem gewissen armen Studenten, Namens Funk, zu rathe, ob dies Buch wol in der Geschwindigkeit abzuschreiben sey. Funk, der als ein äußerst armer Mensch alles in

der Welt wagte, wenn er nur die mindeste Aussicht bekam, aus seiner traurigen Lage in eine erträglichere versezt zu werden, war bereit, einige Nächte Schlaf zu opfern. Meine Brüder stimten ein. Und nun war das Projekt fertig.

Ich meldete dem Inhaber des Heiligthums, daß ich endlich einen preußischen vornehmen Officier gefunden hätte, welcher große Lust bezeigte, das Buch zu kaufen: er sey bereit achthundert Thaler baar zu bezahlen, wenn es der ächte Höllenzwang wäre: er verlange daher, es nur einige Augenblikke in Händen zu haben, und seine Authenticität zu untersuchen: er wolle aber durchaus sich nicht entschlüssen, seine Person bei so einem verdächtigen Handel kentlich werden zu lassen, und habe mir es daher zur Bedingung gemacht, daß ich ihn in einem Nebenzimmer verbergen, ihm das Buch zeigen, und wenn ers für ächt erkenne, das Geld sogleich in Empfang nehmen, ihn selbst aber ungesehn durch eine Hinterthüre entlassen solle.

Der Student, durch den Ueberschuß von dreihundert Thalern, die er mit mir theilen solte, geblendet, bemerkte nichts von den Unwahrscheinlich-

keiten meines Antrags. Er glaubte mir und versprach, auf einen gewissen Tag das Buch zu bringen, und besichtigen zu lassen. Und ich wiederholte ihm zu seiner Beruhigung das Versprechen, daß das Geld vorher schon aufgezählt liegen solte.

Am Abend des gesezten Tages, in der Dämmerung erschien zitternd der Student mit seinem Faust unterm Arme, den er in zehnfaches Papier und dreifache Tücher eingeschlagen hatte, damit der Geisterduft nicht herausgehen, und Unheil in einer Priesterwohnung anrichten möchte. Denn es war ihm wirklich nicht anders zu Muthe, als ob er die Geister selbst in einer Schachtel hätte, welche, gleich dem stärksten Weingeiste, der vom Annähern der Luft sich entzündet, von der geringsten Erschütterung oder Berührung herausfahren, und Tod und Verheerung anrichten könten.

Mit gröster Behutsamkeit wurde langsam jeder Umschlag abgelöset, bis endlich die korduanene Kapsel hervor kam, welche das Geisterheer verschloß. Auf dem Gesicht des Studenten stund der Angstschweiß, da er die Kapsel mir übergab: und zitternd und bebend sahe er mich mit dem Schazze in

das Nebenzimmer gehn, wo der Officier, seiner Meinung nach, schon mit dem Geldsakke angekommen war.

Aber ich, so wie das heilige Buch in meinen Händen war, flohe wie ein Pfeil durch die Hinterthüre nach dem Paulino, wo Funk mit meinen Brüdern bereits in ängstlicher Sehnsucht meiner harrten. Eine ansehnliche Portion Studentenkost von Kaffe, Zukker, und Semmeln war in Bereitschaft, uns in diesem Gefängnisse drei Tage und drei Nächte zu beköstigen. Es war eine Stube, deren Besizzer verreißt war, wo wir mit unglaublicher Hizze den ganzen Höllenzwang abschrieben. Wir schnitten die Hefte (es war Manuscript) aus einander, und theilten sie unter uns. Und ich übernahm das wichtige Geschäft, die Teufel nebst allen Kreisen, Sigillis, Pentaculis Salomonis, und wie all die Dinge heißen, am Fenster abzuzeichnen, und dann mit rother oder schwarzer Tinte, der Farbe des Originals gemäß, auszufüllen.

Man stelle sich die Angst vor, in welche wir den Studenten indessen versezt hatten. An dem Abende, wo ich ihm entrann, stand er fast zwei

Stunden an der Thür und horchte — bald vor Furcht um sein Buch zu kommen gequählt, bald von der Hofnung, hundert und funfzig Thaler zu erobern wieder erquikt — und harrte und seufzte — wolte doch es nicht wagen, die Thür zu öfnen, und den Zorn des preußischen Officiers auf sich zu laden. Endlich aber sieget die Angst wegen des möglichen Verlusts des Buchs, und er drükt an die Klinke — drükt wieder — klopft leise — murmelt meinen Namen — ruft ihn laut — pocht förmlich an — pocht stärker — stößt mit dem Fuße an die Thür, und — fühlt so immer höher steigende Beklemmung bis zur Todesangst. — Nun macht er Lermen in Hause. Mein Vater erwacht. Das Gesinde fährt auf. Es war bald eilf Uhr und niemand erwartete, daß noch jemand fremdes im Hause sey. Der arme Mensch hört rufen. Er nähert sich weinend meinem Vater, und klagt ihm seine schrekliche Bestürzung. Man zündet Lichter an. Man öfnet das Zimmer, welches ich hinter mir zugeriegelt hatte, mit Gewalt, und erstaunt, daß alle drei Herren Söhne nicht zu finden waren. Mein Vater war sicher, daß ich das Buch nicht zu stehlen im Sinn haben konte. Denn er

kante mich zu gut, als daß er mich einer eigentlichen Niederträchtigkeit hätte für fähig halten sollen. Er vermuthete blossen Leichtsin und allenfals Wisbegierde, die mich verleitet haben dürfte, mit dem Buche zu entfliehen um es ruhig zu lesen, oder einiges daraus abzuschreiben. Denn es waren ihm schon einige solche Reiskische gelehrte Diebstähle von mir bekant. Er that also alles, den Studenten zu beruhigen, konte es aber nur mit der äussersten Mühe dahin bringen, daß der Mensch weinend und händeringend das Haus verließ, und sich in seine Wohnung verfügte.

Aber am folgenden Tage, da man bis Abends uns vergeblich erwartet hatte, und durch alle mögliche Erkundigungen unser Aufenthalt nicht zu erfahren gewesen war, stieg die Angst des Studenten schier bis zur Verzweiflung, da selbst mein Vater nicht mehr wuste, was er zu seinem Troste ihm sagen solte.

Und warlich wir verdienten die härteste Züchtigung, daß wir diese Tragödie drei Tage fortspielten, und unsre Eltern in solche Verlegenheit, den Studenten aber in wahre Gefahr sezten, uns

sinnig zu werden. Aber unser guter Vater ließ sich von mir besänftigen, da er seinen Carl nur wiedersahe und vernahm, daß wir nichts bösers gethan hatten, als die Copirung des Buchs. Es ist ein alzugroßer Schaz, bester Vater, sagte ich ihm mit meinem ganzen Feuer, worüber Crusius sich freuen wird. Ich konte der Begierde nicht wiederstehn, ihn zu besizzen. Sie werden selbst erstaunen und sich freun, alle Geister so kennen zu lernen. Ich habe sie nun sämtlich nach allen ihren Gestalten und Erscheinungen. O ich habe ein Kleinod, das mir lieber ist als eine Tonne Goldes. Vergeben Sie mirs. Die Versuchung war zu groß. Ich habe ja weiter keinen Schaden gethan. Ich wil dem Menschen sein bischen Angst schon vergüten. Er hat ja sein Buch unversehrt wieder.

Tragisch war die Geschichte meiner Besiznehmung von D. Fausts Höllenzwange, aber desto komischer die Geschichte des Gebrauchs, den ich von diesem Buche machte.

Neunzehntes Kapitel.

Meine Versuche im Geisterreiche.

Man sagt oft, es sey kein Uebel in der Welt, das nicht zu etwas gut sey. Und ich habe das unzähligemal und auch bei dieser jugendlichen Thorheit erfahren. Die Vorsehung benuzte diese meine Albernheiten zu meiner Vervolkomnung. Sie began damit die Heilung meiner Seele von der Schwärmerei, mit welcher Crusius mich so völlig inficirt hatte, daß ich sicher zeitlebens ein Phantast mit Genie geblieben wäre, wie Crusius selbst war, und wie mir viele seiner Schüler, z. B. der selige Prof. Schmidt in Wittenberg, der Archidiakonus Teller in Zeiz u. a. m. bekannt sind.

Mit wahrem Heißhunger fiel ich nun über das so sauer erworbene Kleinod her, und studirte es Tag und Nacht mit solcher Emsigkeit, daß ich es schier auswendig lernte. Denn es befriedigte nicht blos meine Wisbegierde, sondern flößte mir zugleich eine gewisse Ehrfurcht gegen den Verfasser ein.

Gleich die Vorrede oder Einleitung erfüllte mich mit einem heiligen Schauer, und ertödete in

mir alle Gedanken des Mistrauens gegen Betrug, oder Schwärmerei. Ich las da Dinge, welche lauter Pietät und Tugend athmeten. „Ich Faust, hieß es z. B. habe durch Gottes Gnade mir große Kentnisse erworben, und habe durch Gebet und geistliche Uebungen es so weit gebracht ꝛc.“ Das war warhaftig für meine damalige Art von Frömmigkeit mehr als zu einladend.

Und wie herrlich waren erst die Erfordernisse, welche Faust für einen Menschen festsezte, der sich die Macht erwerben wolte, Geister vor sich zu laden, ihre wilden Karaktere zu bändigen, mit ihnen sich zu unterhalten und sie zur Volbringung seiner Befehle zu nöthigen. — „Wer die Geister zwingen wil, hieß es, muß fleißig zu Gott beten — er muß, ehe er eine Citation vornimt, das heilige Abendmahl mit wahrer Herzensandacht geniessen — er muß sich acht Tage vorher aller Unreinigkeit und selbst des ehelichen Beischlafs enthalten — er muß sich dabei auch der körperlichen Reinigkeit befleissigen und vornehmlich in reiner Wäsche erscheinen — er muß ein kindliches Vertrauen zu Gott fassen und mit Unerschrokenheit und festem Muthe die Geister behandeln u. s. w.

Hierauf folgte ein weitläuftiges Detail, à la Pezold, über die Zahl, Macht, und Rangordnung der Geister, welches mit solcher Zuversicht angegeben und so pünktlich auseinander gesezt war, daß man den D. Faust schlechterdings für einen Vertrauten der Geister halten und ihm einen eben so genauen Umgang mit ihnen zuschreiben mußte, wie sein Gevatter Schwedenborg vorgegeben hat.

Das Geisterreich hatte, nach Fausts Angabe, eine sehr große Aehnlichkeit mit der deutschen Reichsverfassung: wie es auch wol natürlich war, da Faust, als ein Deutscher, doch wol seine Geister auf die nämliche Art angegaft haben wird, wie sie der Franzos oder Engländer angukken würde, bei denen man ohnfehlbar eine französische oder englische Verfassung finden müste.

„Die Geister, sagt Faust, stehn alle unter sieben Kurfürsten, denen die Grafen und Barone untergeordnet sind. Die sieben Kurfürsten heißen Ariel, Mephistophiel, Barbiel u. s. w. Der eine dieser Groß= oder Kurfürsten hat die Macht über alle Wissenschaften und Kentnisse der Men=

schen, und kan dir, mein christlicher Leser, wenn du die Kunst verstehst, ihn zu zwingen, (er ist aber ein sehr unbändiger Geist,) in einem Moment alles lehren und beibringen, was du dir wünschest." Ha, dachte ich, bei mir selbst, das ist ein nüzlicher Bursche. Du brauchst keine Bücher, keine Kollegia, kein mühsames Studiren mehr. Der sol dir Dogmatik, Polemik, prophetische Theologie, Kirchen- und Kezzergeschichte und alles, was du zum grosen Mann brauchst, in wenig Tagen mittheilen. Welche Freude! Für diesen Geist ist das Buch allein viele tausende werth.

„Der zweite Kurfürst hat Macht über alle Herzen der Menschen und weiß ihre verborgensten Gedanken zu erforschen und nach seinem Gefallen zu lenken. So du ihn zwingen kanst und nur vor seiner ersten Erscheinung nicht erschrikst, denn er ist etwas gräßlich, so kanst du von ihm nicht nur alles erfahren, was in der Welt vorgeht und die verborgensten Anschläge der Menschen entdekken, sondern du kanst auch durch ihn jedes Menschen Gunst und Liebe erlangen, so daß er dir auf das beständigste und eifrigste ergeben seyn muß." —

O wie schön! dacht ich, nun brauche ich ja über keinen Liebesbrief mehr zu schwizzen und mich mit Projekten zu Mädcheneroberungen zu plagen: nun wähle ich mir die schönste und reichste Jungfrau, die in ganz Sachsen zu finden ist, und befehle dem Geiste mein Anliegen, so ist ihr Herz mein und sie muß vor Liebe sterben oder mir selbst ihre Hand anbieten. Und dann seufze ich auch nicht mehr nach jener Folianten füllenden theologischen Gelehrsamkeit, um einmal ein lumpigter Professor zu werden. Nein! jezt nichts geringers als eine Excellenz! Denn ich kan nun durch meinen Geist alle Geheimnisse der Kabinetter auf meinem Sofa erfahren und als Staatsminister oder Gesandter — Wunder thun.

„Der dritte Kurfürst, sagt Faust, ist über alle verborgne und unsichtbare Schäzze gesezt und kan dir, so du Macht über ihn bekomst und die Geissel der Geister recht gebrauchen lernst, alle Schäzze verrathen, die in der Erde verborgen liegen. Ja du kanst ihn zwingen, daß er dir gemünztes oder ungemünztes Gold auf deine Stube bringen muß, so viel du magst.“ — O weg nur, dachte

dachte ich nun, mit allen übrigen Geistern. Das sol mein Mann seyn. Was sol ich mich am Hofe geniren und mich unter den Excellenzen herumhudeln lassen und Fürstenlaunen dulden. Nein, dieser sol mir täglich soviel Geld liefern, daß ich wie eine Excellenz leben und wolleben kan, ohne wie eine Excellenz kommandirt zu werden.

Nachdem so der D. Faust mich gelehrt hatte, was mit den Geistern anzufangen sey, wenn man sie zu zwingen verstünde, so studierte ich nun die Zwangmethode, die er mir vorschrieb. Aber hier fand ich wider Vermuthen eine Menge Schwierigkeiten, die mich fürchten ließen, daß ich wol sobald keine Probe würde anstellen können. Denn da waren der Vorschriften, der Regeln, Kautelen, und Erfordernisse soviel, daß mir der Kopf warm würde und — mein armer Beutel sich empörte. Da muste man soviel Pfunde englisch Zin haben, um sich die Sigillen und Pentakula Salomonis zu verfertigen. Da mußte man ein Kupferstecher seyn, oder einen in Sold nehmen können, um auf diese zinnerne Heiligthümer die Karaktere stechen zu lassen, in welchen die magische

Kraft enthalten war. Da muste man soviel Jungfern-Pergament kaufen, um die Kreise davon zu machen und zu beschreiben. Da muste man ein gelernter Astronom seyn, um jede Minute des Aufgangs und Eintritts jedes Gestirns berechnen zu können, weil alles was man kaufte, schrieb, stach, und sonst verrichtete, in einer gewissen Minute des Eintrits eines himlischen Zeichens oder Gestirns gekauft, geschrieben, gestochen und verrichtet werden mußte.

Da sank nun freilich mein Muth, weil mir es alzusehr einleuchtete, daß ich mit großer Mühe (der ich auf mein ganzes Leben durch den D. Faust entübrigt zu bleiben gehoft hatte) die nöthigen Kentnisse mir erwerben und mit fast unübersteiglichen Hindernissen würde kämpfen müssen, um alle das Geld aufzutreiben, was die Anschaffung der exorcistischen Geräthschaften erfoderte.

Gleichwol brante ich vor Begierde und Sehnsucht, von meinem Buche Nuzzen zu ziehen und zwar bald. Ich ließ also vor der Hand den ganzen ersten Theil des Höllenzwanges liegen, welcher Magia innaturalis überschrieben war, und

las geschwind den zweiten durch, der Magia naturalis hieß: in Hofnung, daß da der Weg zum Glük müheloser seyn werde. Und so schien es auch.

Ich fand da weit kürzere Vorschriften und weit weniger Erfordernisse. Die Formeln der Beschwörung bei dem El, Schadai, Elohim, Jehovah, Trismegistos, Eloha, Zebaoth, Kyrios, Kadosch u. s. w. waren nicht so lang und folglich leichter auswendig zu lernen. Ja einige Kunststükke erfoderten gar keine Beschwörung. Es bedurfte auch keiner Kreise, in die man mit langen Gebeten eintreten, keiner magischen Behänge, mit denen man sich gegen die Tükke der Geister verwahren, keiner Geissel, mit der man die Geister durchhauen und zum Gehorsam zwingen mußte. Kurz, hier schien ich, ohne neue Kentnisse und Kosten, die Geister zwingen und mich durch sie glüklich machen zu lernen.

Das erste, was mich reizte, waren die kleinen Erdgeister, von denen Faust versicherte, daß sie leicht zu haben wären, und daß man so einen Burschen zeitlebens wie einen Bedienten bei sich

behalten und zu allem gebrauchen könne. Ich versuchte daher heimlich eine Citation, die auf einem Kirchhofe geschehen muste und — bekam keinen Geist zu sehen und zu hören.

Hierauf fand ich ein Stük, wie man in allen Spielen gewinnen könne. Ei, das ist ja eben so gut, dachte ich, als der Schazgeist. Du darfst ja nur einige Messen hintereinander Gabrielen oder Polenzen die Bank sprengen, so hast du auch, was du brauchst, um im Besiz eines Ritterguts, dich wol zu befinden. Ich that also gleich, was vorgeschrieben war. Ich kaufte ein Stükchen Jungfernpergament, schafte eine weiße Taube an, riß ihr mit Aussprechung gewisser mir unverständlichen Worte den Kopf ab, und schrieb auf das Pergament mit ihrem Blute die Karaktere, welche Faust mir angegeben hatte. Nun band ichs vorschriftsmäßig unter meinen linken Arm aufs bloße Fleisch, zog meine besten Kleider an, wanderte in eine Geselschaft, wo gespielt wurde, ließ mich in hohes Spiel ein, um meine Wunderkraft zu probiren und — verlor alles Geld, was ich hatte und blieb noch einige Thaler schuldig.

Und noch war ichs nicht müde, mich von dem elenden Mönche äffen zu lassen, der wahrscheinlich das ganze Buch zusammengeschmiert hatte: (denn alle die deutschen und lateinischen Zauberbücher, welche mit Gebeten und Abendmahlgehen und biblischen Sprüchen täuschen, sind Klosterprodukte müßiger und abergläubischer Mönche.) Ich trieb das Studium der Magie, wie ichs damals nannte, fast ein halbes Jahr und erhizte mir meine Phantasie so, daß es jeden andern, in dem eine geringere Portion des aufdämmernden Vernunftlichts war, vielleicht zum Tolhause reif gemacht haben würde.

Nur erst nach vielen Versuchen, die mir alle mislungen waren, ermannte sich endlich der vernünftige Gedanke in mir, daß al das Ding Betrügerei seyn dürfte: und der lezte brachte ihn zur Reife und Wirksamkeit.

Ich stieß nämlich zulezt auf das Kunststük, sich unsichtbar zu machen und wurde durch dasselbe, weil es alle andere Künste der Magie entbehrlich zu machen schien, dermaßen gereizt, daß ich mein schon gethanes Gelübd, alle diese Possen aufzuge-

ben, noch einmal brach und es zu versuchen beschloß. Vielleicht, dachte ich, hast du selbst bei deiner Flüchtigkeit manches bisher versehn: vielleicht bist du nicht rein genug für den Umgang mit Geistern: u. s. w. Dergleichen Betrachtungen bewogen mich, den armen Funk bei diesem lezten Versuche anzustellen, weil ich von dem gewiß zu seyn glaubte, daß er ein reiner Junggeselle war, daß er fleißig kommunicirte, kurz, daß ihn nichts zum Exorcisten inhabil mache, als sein körperlicher Schmuz, der ihm eigen war.

Funk also, der wie gesagt, aus Armuth alles that, mußte sich zum Exorcismus entschließen. Er muste seinen Leib baden. Er mußte sich in weiße Wäsche kleiden. Mit einem Worte, wir bereiteten ihn zu dem heiligen Werke so vor, daß kein Geist an ihm etwas zu tadeln haben konte.

Die Vorschrift war diese. An einem gewissen Morgen, beim Eintrit eines gewissen Gestirns, mußte der Exorcist in einem weiß überzognen Bette liegen. Neben dem Bette mußte ein ganz neuer Tisch stehen, mit einem ganz neuen weißleinenen Tuche bedekt, und auf dem Tische eine neue Kohl-

pfanne. Auf den Kohlen mußte Räucherwerk angezündet, und vorher alles mit Weihwasser besprengt, und eingesegnet werden. Hierauf solte der Exorcist die Formel der Beschwörung dreimal lesen, und dann — würde eine große Hornisse geflogen kommen, welche einen Ring im Munde führen, und auf den Tisch fallen lassen würde, welcher den, der ihn trüge, unsichtbar machte.

Das alles leisteten wir. Nur das Weihwasser machte Schwierigkeit. Aber mein Bruder schafte es. Er war sehr lang von Körper, und konte also am besten die Operation vornehmen. Er ging in die katholische Kirche auf der Pleissenburg, während der Predigt, stelte sich mit seiner langen Figur an die Ekke der Thür, in dem Winkel, da das Gefäß mit dem Weihwasser befestigt war, reichte mit dem Arme hinter sich, senkte ein Gläschen ins Gefäß, und ließ es vol laufen. — Hocherfreut kam er nach Hause, und entzükte uns alle mit der Nachricht, daß er glüklich eine Dosis Weihwasser wegpraktizirt habe.

Nun war alles in schönster Ordnung. Wir legten uns an dem Abende von dem großen Mor-

gen, der uns alle glüklich machen solte, zu Bette und pflanzten unsern Funk in eine Kammer neben uns, damit wir alles hören und ihm den Ring gleich abnehmen könten. Keiner that diese Nacht ein Auge zu. Denn es war uns Angst, weil Faust gedroht hatte, daß der Exorcist unglüklich werden könne, wenn er etwas versähe. — Endlich schlugs fünf Uhr, und unser Funk hub seinen Spruch an: „Ich Carl Elias Funk, beschwöre dich Saladiel, bei dem Jehovah, Eloha, Elohim ꝛc." Das wiederholt er dreimal und schwieg. Wir — horchten, ob der Geist dem armen Funk ein Stük Fleisch abgerissen habe, zitterten vor Furcht und Hofnung — öfneten, da er still ward, die Thür ein wenig — bliften — sahen den Funk wolbehalten — gingen hinein, und — Funk hatte nichts. Die Hornisse und der Ring waren aussengeblieben.

Ich kan es nicht ausdrükken, wie tief und fest sich jezt auf einmal der Unglaube gegen alles, was Geist und Gespenst und Erscheinung und Umgang mit Geistern hieß, in mir einwurzelte. Nun war es für mich auf ewig ausgemachte Wahrheit,

daß alle diese Dinge Betrug oder Schwärmerei, d. h. Täuschungen einer erhizten Phantasie sind. Und ich philosophirte ganz richtig, daß alle diese Proben ohnmöglich ganz ohne allen Effekt hätten bleiben können, wenn nicht die ganze Geisterseherei Erfindung schurkischer Pfaffen und Mönche wäre. Denn, wenn es einmal Geister giebt, welche sich citiren lassen, wenn die Nennung aller Namen Gottes sie konjurirt, wenn Gebet, Weihwasser und dergleichen Dinge auf sie wirken, und wenn diese Geister, wie mein Faust versicherte, und alle solche Bücher behaupten, bei jeder Beschwörung zur Hand sind, und dem Exorcisten, wenn er der Sache nicht gewachsen ist, wenigstens zu schaffen machen, oder ihn wol gar beschädigen, und auf jeden Fall ihr Daseyn zu erkennen geben; so müßte sich, dachte ich bei mir selbst, doch etwas merklich machen, bei so vielen und ernstlichen Versuchen, die ich angestellt hatte: oder die ganze Sache ist — Posse.

Und bei diesem Glauben bin ich von Stund an geblieben. Ich war schon vorher ziemlich beherzt, welches man aus dieser ganzen Geschichte

meiner Geisterseherversuche erkennen wird; aber ich ward es nun weit mehr, und verlor meinen ganzen Rest von Furcht vor Teufeln und Gespenstern.

Zwar hörte ich darum nicht auf, ihr Daseyn zu glauben, denn das hatte mir Crusius aus der von ihm erklärten Bibel zu tief eingeprägt; aber es schoß doch, vermittelst dieser Geschichte, der erste Keim von Aufklärung in mir hervor. Meine Vernunft nahm gleichsam zum erstenmal Plaz auf dem Richterstuhl der Wahrheit. Und wenn ich gleich noch lange Zeit hernach ihres vollen Lichts beraubt, und in vielen Stükken ein krasser Schwärmer blieb; so war doch nun ein Funke angeschlagen, der sich nach und nach immer mehr vergrößerte, immer mehr Nahrung bekam, und in kurzem manche Zellen in meiner Ideenmasse helle machte.

Meinen Faust pakte ich ein, und betrachtete ihn als ein Monument der menschlichen Dumheit, und Betrügerei, das blos seiner Seltenheit wegen aufgehoben zu werden verdient.

Mit dem armen Funk spielten wir noch eine Comödie zur Schadloshaltung, welche ich noch jezt bereue, weil sie ihm hätte das Leben kosten können. Wir benuzten seinen Aberglauben dazu, daß wir eine Geistererscheinung selbst veranstalteten. Wir legten des Abends, wo Funk sich einzufinden pflegte, einen Perükkenstok in meines Bruders Bett, mit dessen Nachtsachen angethan, und gaben vor, der Bruder sey krank und eben eingeschlafen. Er aber hatte sich in weisse Tücher eingehült, und zog auf dem Gange und Boden als Gespenst herum, und machte ein immer lauter werdendes Geräusch. Wir stellten uns erschrokken, und äußerten gegen Funk, daß seine Beschwörung vielleicht nun erst wirke. Der arme Mensch fieng an zu zittern, und zu beben, und wie das Gespenst oder der Geist sich immermehr unserer Stubenthüre näherte, so nahm auch seine Bangigkeit zu, daß ihm endlich der Angstschweiß am Gesichte herab triefte. Nachdem wir eine Zeitlang durch allerlei bedenkliche Reden seine Furcht vermehrt, und ihn überredet hatten, daß der Geist ganz gewiß um seinetwillen gekommen sey, und daß er sich nun beherzt entschlüssen müße, sich mit ihm einzu-

lassen; so rukte der Geist mit gräßlichen Gepolter an der Thür, und nannte mit einer hohlen Stimme Funks Namen. Und nun fiel der arme Mann klappernd wie im Fieberfrost, auf seine Knie und hub an, alle Liederverse herzubeten, welche er zur Verbannung des bösen Geistes aufzubringen wuste. Aber das Beten half nichts. Der Geist that zwar, als wenn ihn das Beten einige Schritte zurüktriebe, allein er drängte sich immer wieder heran, und rufte endlich mit einem fürchterlichen Tone: Funk, komm und empfange dein Glük, oder du mußt sterben! Jezt sank der halb todte Mensch wieder nieder und wolte beten, aber wir fuhren ihn zornig an und bestunden darauf, er müsse schlechterdings sich Herz fassen, und den Schaz vom Geiste annehmen. Kurz, nach vielen Zureden und Beängstigungen raft er sich auf, geht nach der Thür, faßt die Klinke mit den Worten, im Namen Gottes des — — — öfnet die Thür und empfängt — stat des Schazes, ein lautes Lachen und Händeklatschen der Geselschaft. — Aber bei dem entsezlichen Lermen, der hier entstand, kam unser Vater herauf und bestrafte uns ernstlich wegen eines Streiches, welcher unter allen Muth-

willigkeiten der Jugend, einer der gefährlichsten war: da plözlicher Tod oder die fallende Sucht in vielen Fällen die unglükliche Folge solcher Unbesonnenheiten ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Meine erste Predigt.

Es war, wo ich nicht irre, das Ende meines siebzehnten Jahres, welches mir durch die erste Predigt merkwürdig geworden ist. Der mehrgedachte M. Hofmann, war der Stifter dieses großen Unternehmens. Er ermunterte mich selbst dazu, da er, ohngeachtet meiner Jugend, so viel Feuer und Herzhaftigkeit an mir erblikte, eine Predigt zu versuchen. Und er erbot sich, bei dem Pastor Hofmann in Tauche, (der Residenz der Tischer und Besenmacher) die Erlaubniß dazu mir zu bewirken.

Eitelkeit, Dreistigkeit und Zutrauen auf meine Kräfte, auch wol der Wunsch, meinen Eltern

eine Freude damit zu machen, bewogen mich augenbliklich, den Vorschlag anzunehmen, ohngeachtet ich weder Moral, noch Dogmatik, noch Homiletik verstund. Denn es dünkte mich, was auch wol so gar irrig nicht seyn mag, wiewol es sehr paradox klingt, daß jeder vernünftige Mensch, welcher die algemeinen Religionskentnisse gefaßt hat, und durch ein wenig Lektüre im Stande ist, seine Gedanken zusammenhängend und verständlich mitzutheilen, eine Predigt zu machen und zu halten, eben so gut Fähigkeit als Beruf hat: und daß zum Predigen wenig oder nichts von dem allen erfodert wird, was unsre theologischen Studenten auf Universitäten lernen: wie ich in meiner Schrift über das theologische Studium erwiesen zu haben glaube.

Genug, ich verarbeitete ein Thema über das Evangelium am dritten Pfingsttage und memorirte meine Oration so scharf, daß ich sie im Traume hersagen konte. Und nun gieng ich, ohne alle Furcht und Unruhe, mit meinem Hofmann, den Sonnabend vor dem Feste, nach Tauche, und wurde vom Pastor Hofmann freundschaftlich aufgenommen und bewirthet.

— Aber wo kein Mensch Arges denkt, da hat die Liebe ihr Spiel. — Ich war kaum ins Haus eingetreten und hatte die Frau Pastorin erblikt, so klopfte mir auch schon das Herz, und — ich war von dem Augenblikke an mit ihr allein beschäftiget.

Ein zwar kleiner und schwacher, aber doch feuriger und wol figurirter Jüngling, (ich möchte Knabe sagen) konte ja wol einer jungen Frau gefallen, welche halb so alt, als ihr starkbeleibter und fast keichender Ehegemahl war? Zudem war ich jezt wirklich nicht völlig mehr der blöde und pinselhafte Liebhaber, den ich sonst gespielt hatte. Mein Aeußerliches hatte sich seit einem Jahre sehr abgeschliffen. Das Kindische, was in meiner lezten Geschichte mit Luisen, noch merklich gewesen war, hatte sich verloren. Ich wuste nun schon mich etwas besser und angemeßner auszudrükken. Ich besaß mehr anständige Dreistigkeit. Und so ward ich, durch die von meinem Vater mir eigen gewordne Freundlichkeit, und einnehmende Art, mich zu betragen, gar wol fähig, mich beliebt und angenehm zu machen.

Selbst der Pastor Hofmann gewann mich gleich ausserordentlich lieb, und hatte über meine Lebhaftigkeit und muntere Laune, in welcher schon mancher wahre Wiz durchzuleuchten begann, seine innige Freude. Noch an demselben Tage, wo wir ankamen, ward ich im ganzen Hause bekant, und verrichtete für den schwerfälligen Mann kleine Geschäfte, zu denen ich selbst mich erbot, und die ich pfeilschnel besorgte. Kurz, ich ward der Haushofmeister, der alle Schlüssel zu Hafer, Heu, Käsekammer u. s. w. hatte und gebrauchte.

Und diese meine Dreistigkeit wurde denn die natürliche Gelegenheit, daß ich beständig der jungen Frau zur Seite war, daß ich sie überal begleitete, und — folglich auch (ob sich dies, folglich, mit jeder Logik vertrage, lasse ich unentschieden) überal einen Kuß ihr gab, und empfing.

Ich versichere heilig, daß dies das Böse alles war, was ich begieng. Aber ich wurde von diesem kleinen Genusse der Liebe so berauscht, als ich noch nie gewesen war. Denn noch nie hatte ein weibliches Geschöpf mir so gütig begegnet. Noch nie hatte ich den Unterschied zwischen einem gestohlnen

stohlnen Wangenkuß und einem freywilligen und feurigen Lippenkusse so geschmekt. Und am wenigsten hatte ich dies bei einer Dame genossen. Das schmeichelte meinem Ehrgeize eben so stark, als es meine Phantasie erhizte und meine Verliebtheit begünstigte.

Wirklich waren diese Tage von den wenigen glüklichen Tagen meines Lebens. Denn ich denke doch, daß man da glüklich ist, wo man im hohen Grade vergnügt ist und seines Daseyns froh wird — ohne seine Glükseligkeit dadurch anderweit zu beschädigen. Und das war ich bis dahin sehr selten gewesen, weil ich vermöge meiner Erziehung und eingeschränkter Lage wenig Gelegenheit zu lebhaftem Freudegenuß gehabt hatte. Aber hier war ich, ich denke es noch ganz, im volsten Genuß. Hier konte sich meine Kraft zu empfinden erschöpfen. Hier schiens Ausfüllung meines Dursts nach Vergnügen zu seyn. Hier war jeder Augenblik Genuß. Die Freude schien wie der Ocean mich zu umgeben und in ihr mich schwimmen zu lassen.

Nur zuweilen fühlte ich eine kleine Zukkung, wenn mirs mitten in diesem Taumel der kußreichen Freude einfiel, daß ich nun bald zum erstenmale die heilige Stäte betreten und an Gottes statt mit der christlichen Gemeine spechen solte. Allein, das waren nur kleine Momente, welche in der Fluth der gleich folgenden wonnevollen Augenblikke so gleich wieder ersäuft wurden.

Endlich bestieg ich am dritten Pfingsttage die Kanzel. Die Kirche war gestopft vol, weil der Sohn des berühmten D. Bahrdts aus Leipzig Ruf genug vor sich hatte, um jeden Rathsherrn und Bürger der Stadt Tauche neugierig zu machen. Denn mein Vater galt damals für einen der größten Kanzelredner seiner Zeit. Und nach diesem Ruhme war die Erwartung gespannt, die man sich von mir machte.

Aber so wie ich auftrat, konte man die Erwartung sinken sehn. Man erblikte ein volkomnes Knabengesicht, und in jedem Herzen wandelte sich die vorhergehabte große Idee in eine Art von Mitleid. In den Weiberstühlen zeigte sich Er=

blassung und verengter Odem, wie wenn es schon gewiß wäre, daß ich stekken bleiben würde.

Doch die Angst verlor sich, da ich anfing zu sprechen. Die Fächer zogen sich zurük. Die Augen öfneten sich. Man athmete von neuem, da man den blutjungen Redner mit so starker Stimme und mit so seltner Beherztheit peroriren hörte.

Indeß begegnete mir unter dem Kanzelliede ein Streich, der jeden minder beherzten Erstling der heiligen Stäte aus dem Konzept gebracht haben würde. Ich konte das Lied: Nun bitten wir den heil. Geist rc. nicht auswendig, und verirte mich daher in der Verszahl. Mit dem Schluß des dritten Verses erhob ich langsam und feierlich meine Arme, faltete meine Hände, senkte mich auf meine Knie und wolte — das Vater Unser beten. Und schon lag ich mit dem Haupte auf meinem Pulte, als zu meinem Schrekken die Orgel von neuem began, und ein vierter Vers noch erfolgte. — Aber mich brachte nichts aus meiner Fassung. Ich erhob mich ganz majestätisch, ward ein wenig roth, erblikte mit heiligem Unwillen das Volk in den Weiberstühlen, daß es die Fächer

vorhielt, das Lächeln zu verbergen, und — erreichte ohne allen Anstoß das Ende.

Lange dauerte meine Predigt nicht. Sie war auf drei Viertelstunden zugeschnitten, und ward in einer starken Virtelstunde vollendet. Ich sprach zu geschwind. Die Memorie verfolgte mich gleichsam und mein natürliches Feuer, das schon ohnehin die Gewohnheit schnel zu sprechen erzeugt hatte, jagte jezt dermaßen meine Worte, daß zuverlässig kein einziger Periode ganz verstanden worden ist.

Die ganze Gemeine schien sich indeß zu freuen, daß dem guten Jüngling sein erstes Probestük so glüklich von statten gegangen war. Und um destoweniger trug sie nun Bedenken, sich recht satt an mir zu sehen und mich, minder zurükhaltend, auszulachen, da ich bei Vorlesung der Fürbitten und Aufgebote die allerdrolligsten Schnizzer beging. Denn der Küster hatte die Dumheit begangen, mir diese Dinge vorher nicht zum Durchlesen zu geben: und so las ich, da seine Hand undeutlich war, alles verkehrt. Insonderheit aber verstümmelte ich die Namen der Aufzubietenden,

Kranken, Kindbetterinnen u. d. so seltsam, daß ein fast hörbares Gelächter entstand.

Mit Glükwünschungen und Lobsprüchen empfing mich nun mein Hofman und bald darauf, da ich die Küche besuchte, die Frau Pastorin mit einem Strohme von Küssen. — So gut hatte mir nie eine Mahlzeit geschmekt, wie die, welche ich nun einnahm. — Nachmittage mußte ich zu Fuße aufs Filial gehen und dieselbe Predigt wiederholen. Und ich endigte sie leider noch um einige Minuten geschwinder, als es Vormittage geschehen war.

Mein Gewin wars, daß von dieser Zeit an meine Beherztheit und Dreistigkeit auf den höchsten Grad stieg. Dies Gelingen des erstern Versuchs mit einem öffentlichen Auftritte schien mir Beweis, daß ich zu allem fähig sey. Und ich beschloß nun, sobald als möglich zu magistriren, um auf dem akademischen Katheder prangen zu können.

Aber ich muß doch wohl meinen Lesern hier noch sagen, wie meine Tauchsche Liebschaft sich geendigt hat. Denn für die Ewigkeit war sie ja nicht.

Meine Phantasie nahm ganz natürlich das Bild meiner Donna mit nach Leipzig und ließ es mir täglich vor Augen schweben. Nicht so liebetrunken wie ehemals, wo ich, nach einem Paroxismus dieser Art, ganzer vier Wochen nicht studiren konte, aber doch ganz vol von meinem Gegenstande, dachte ich in geschäftlosen Stunden auf nichts, als auf Mittel, mein Leben ferner mit solchen wonnevollen Zwischenzeiten würzen zu können. Aber die glükliche Schwierigkeit, die auch diesmal von fernern Thorheiten mich zurükhielt, war meine Armuth. Denn in Tauche bei dem Herrn Pastor zu übernachten hatte ich kein Recht, da ich nur ein mitgebrachter Gast des M. Hofmann gewesen war, und auf eine Stunde einen Besuch abzulegen, wurde ein Wagen oder ein Pferd erfodert, weil Tauche eine starke Meile von Leipzig entfernt liegt.

Ich sann indeß auf ein kleines Geschenk, durch welches ich mein Andenken bei der schönen Frau unterhalten wolte. Und da ich nichts neues kaufen konte, so bestimte ich ein kleines schwarzlakkirtes Schränkchen, mit chinesischen Figuren für sie,

welches ich von meiner Mutter erhalten hatte. Ich kaufte ein Buch geschlagnes Gold für einen halben Groschen: klebte damit das inwendige der Thüren und alle Schubladen aus: und puzte das Pfand meiner Liebe so schön an, als es meine Armuth gestattete. Dazu schrieb ich einen überaus zärtlichen Brief, welcher die genossenen Seligkeiten schilderte, und meine Sehnsucht nach ihrer Fortsezzung ausdrükte, und gab das Präsent nebst dem Briefe einem tauchschen Besenbinder, mit der geschärftesten Ordre, beides in die eignen Hände der Frau Pastorin abzuliefern.

Mit herzlichem Verlangen sahe ich einer Antwort entgegen, aber sie blieb aussen. Und nun machte ich Anstalt, mir sie selbst zu holen. Ich hatte meinem Bruder schon einmal von der Glükseligkeit erzählt, welche ich in Tauche genösse, und ihn beredet, sich von mir einführen zu lassen. Wir samleten sechs Wochen unser Geld, miethеten ein Kapriolet und fuhren an einem Tage, wo Jahrmarkt war, nach Tauche.

Mein Kopf glühte von entzükkenden Vorstellungen. Ich fuhr gleich hinter an das Thor. Ich

erstaunte, da ich es verschlossen fand. Ich stieg ab, sahe durch die Glinze, erblikte Töffeln, der mich am Pfingsten so gut hatte kennen lernen, und rufte mit meinem alten Tone: geschwind Töffel, mach auf! — Aber Töffel sah sich nicht einmal um. Ich rufte noch einmal, und Töffel — bat mich zu Gaste.

Izt sank mir der Muth. Ich ahndete was und doch so was gar arges nicht, als ich hernach erfuhr. Ich lenkte um, fuhr an die Vorderthür, stieg ab, und trat eben ins Haus, da der Herr Pastor eine Menge Jahrmarktsgäste die Treppe hinaufführte. Der Pastor sah sich eben vor der Treppe um, da er unsre Krazfüsse vernahm, wandte sich aber ganz kalt und stieg vollends hinauf, ohne auf uns zu achten. Eine Magd kam bald, welche uns die untere Stube eröfnete, und hineingehen hieß, und einen Krug Bier hinsezte. Mein Herz klopfte vor Angst. — Sag sie mir Marie, was ist das? — Das Mädchen war mitleidiger als Töffel, denn sie hatte am Pfingsten vier Groschen Trinkgeld erhalten, (daher man die Trinkgelder doch ja nicht sparen sol) und beichtete mir

also, daß der Pastor das Kästchen mit dem Briefe aufgefangen, der Frau Pastorin ihre Thorheit mit ein paar Ohrfeigen verwiesen, und im Hause befohlen habe, mich nicht mehr vor ihn zu lassen.

Das schmerzte, aber — es schlug meinen Muth nicht nieder. Ich ging ganz großmüthig nach meinem Kapriolet, stieg mit meinem Bruder ein, verschlukte seine Spöttereien über mein ihm vorgeprahltes Glük, gab dem Diakonus Frisch eine kurze Visite, fuhr dann nach Leipzig zurük, und wurde unterweges von einem Gewitterregen dermaßen eingeweicht, daß mein ganzes Liebesfeuer sich vollends abkühlen konte. Und so hatte auch diese Liebschaft — ihr Ende.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wanderung zum Ziele akademischen Glanzes.

Noch bis jezt war nichts als Crusianische Weisheit in meiner Seele, nebst den wenigen isolirten Gedanken, welche zuweilen durch Lektüre, und

Nachdenken in mir erzeugt worden waren. Plan war nie in meinem Studiren. Ich ging alle halbe Jahr ans schwarze Bret und was, durch Erwekkung einer dunkeln Vorstellung von Nuzzen oder Annehmlichkeit, mich reizte, das wählte ich, fiengs an, und hörte gewöhnlich wieder auf, ehe das Collegium geendigt war.

Ich hatte auch keinen Begrif vom theologischen Studium, und dessen Umfange und wesentlichen Theilen. Philosophie, Dogmatik, ein Hebraikum — schienen mir das wichtigste zu seyn. Dogmatik mit Polemik verbunden, hörte ich einzig bei meinem Vater: Logik und Metaphysik habe ich wol dreimal bei Crusius genossen, und nie ganz verdaut: Hebräische Grammatik lehrte mich Bosek, über den Stark. Hernach nahm ich ein Collegium bei ihm an, über den Esaias, in welchem wir, am Ende des halben Jahres, das Ende des ersten Kapitels erreicht, und doch fast nichts als Grammatikalien getrieben hatten. Bei Dathen habe ich auch einmal einige Brokken über die kleinen Propheten zu mir genommen. Kirchengeschichte habe ich gar nicht ordentlich gehört, so wenig als exege-

tische Vorlesungen über das Neue Testament. Und so ist auch philosophische sowol, als theologische Moral gänzlich vernachläßiget worden.

Einst bekam ich einen Appetit nach Geschichte, und entschloß mich zu dem äußerst gelehrten, aber höchst konfusen und seltsamen M. Schumann zu gehn, den man nur den Groschenmagister nennte, weil er für gewisse Gefälligkeiten keine größere Summe bezahlte, weil er nicht mehr bezahlen konte.

Auch deutsche Sprachlehre fiel mir einmal ein, bei dem großen Gottsched einzunehmen. Ich wuste sein Auditorium nicht, und kam unglüklicher weise an die Kammerthüre seiner Frau Gemahlin, der Hochgelahrten Viktoria Adelgunda, von welcher man algemein sagte, daß sie mehr Verstand und Kentnisse besizze, als ihr lieber Eheherr. Zweifelhaft, welche Thüre ich wählen solte, pochte ich an, und Viktoria erschien, und ich — erblikte zu meinem Schrekken die Viktoria in einer Attitude, und — Leibesfarbe, welche mir auf ein halbes Jahr alle Begierde nach dem andern Geschlechte erstikte.

Nachher lernte ich zwar das Auditorium des Hrn. Gottscheds besser unterscheiden, aber ich erlebte bald einen noch sonderbarern Auftritt. Gottsched las früh um sieben Uhr, und ich fand mich gewöhnlich halb sieben Uhr da ein, weil das Auditorium seine Bibliothek war, deren Pracht mich reizte, mich mit derselben bekant zu machen. Eines Morgens, da ich in voller Andacht die schönen Bände musterte, klopft etwas leise an die Thür. Ich öfne sie und erblikke ein bekontuschtes Frauenzimmer, welches mit einer Sprache, welche ein weggefaultes Zäpfchen verrieth, nach dem Herrn Professor fragte. Ich erschrak, ein solches Geschöpf an diesem Orte zu sehn, das mir selbst noch nie vorgekommen war, und das ich gewiß am wenigsten bei meinem Lehrer erwartet hatte. Ich zeigte ihr die Thür seiner Studierstube. Diese ward geöfnet, und die Schöne eingelassen.

Ganz am Ende meiner Studentenjahre kam Kloz auf die Universität, welcher sehr schöne Humanistische Kentnisse mitbrachte. Dieser ließ mich meine Blösse in diesem Fache fühlen, sprach mir beständig von Römern und Griechen, als der ein-

zigen Quelle der Geistesbildung, und veranlaßte mich bei M. Hentsch, einem Schüler des großen Ernesti, und nachmals bei D. Ernesti, selbst mich im lateinisch Schreiben zu üben.

In den Hentschischen Lehrstunden, wurde zufälliger weise meine mit H. Kloz errichtete Freundschaft getrent. Sein Enthusiasmus für die Alten gebahr eine lateinische Rede, welche er mit Lobsprüchen derselben angefült hatte, und worin er bewieß, daß jeder Mensch, in Absicht auf Philosophie und schöne Wissenschaften, so wie überhaupt in aller Rüksicht, ein ganz eigentlicher Schafskopf sey, welcher nicht mit den Schriften der Römer und Griechen sich vertraut gemacht habe. Da nun meine Seele schwärmerisch für Crusius eingenommen war, und ich seine Philosophie vielmehr allein für zureichend hielt, den großen Mann zu bilden; so las ich acht Tage darauf einen Aufsaz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neuern bewieß, und auf H. Kloz ein wenig stichelte. Darüber wurde Kloz mein Feind, und ließ mich hernach sein Misfallen, einige Jahre lang, in seinen Zeitungen und Journalen dergestalt empfinden,

daß ich fast allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen.

Etwas von Crusius Vorlesungen über die Psalmen, habe ich auch noch ganz spät eingenommen. Ich habe aber wenig davon genossen. Denn er hatte schon acht Jahre über diese alten Gesänge kommentirt, da ich ihn zu kosten began, und war noch lange nicht bis in die Hälfte. Man kan also denken, wie viel man im halben Jahre zu hören bekam. Aber dafür waren auch seine Digressionen desto saftreicher. Er war im Stande, über den Namen Jehovah acht Stunden zu lesen. Funfzehn Stunden lang erzählte er die Geschichte Davids, die Psalmen zu erläutern. Einige Stunden lang demonstrirte er, daß der Harascha in allen Psalmen der Antichrist, oder der Pabst zu Rom sey. — Da wars ja wol leicht über die Psalmen zwanzig Jahre zu lesen.

Ausser meiner Gewöhnung zum scharfen und ordentlichen Denken habe ich ihm die ganze Richtung meiner Seele auf Schwärmerei zuzuschreiben. Er leitete alle seine Zuhörer beständig aufs Mysteriöse und Uebernatürliche. Er lehrte sie, in der

Bibel, überal, Typen und Weissagungen auf die neuern Zeiten, finden. Er gewöhnte sie, über biblische Stellen blos zu räsonniren, und den Sinn, ohne Rüksicht auf Sprachlehre, a priori beweisen. Und er flößte ihnen allen einen ganz ausserordentlichen Weisheitsdünkel ein, bei welchem sie alles verachteten, was nicht aus seiner Schule war.

Mich selbst (er hatte mich wirklich lieb) ermahnte er unaufhörlich, und mit einem so ernsten und religiösen Tone, der unwiderstehlich war, daß ich mich nicht von dem rechten Wege irre machen, und zur falschen Quelle führen lassen solte. Denken sie, sprach er, immer an die Worte des Apostels: die Weisheit (d. h. Ernestische Sprachgelehrsamkeit) blähet auf. Studiren sie meine Philosophie, und mit der Zeit die prophetische Theologie, und beten um die Gnade des H. Geistes, so werden sie alles erlangen, was Sie zu einem nüzlichen Werkzeuge der Kirche Christi machen kan.

Da wir einst von der Wolfischen Philosophie sprachen, und er mir vieles über den gefährlichen Einfluß derselben auf die Religion vorsagte, be-

diente er sich unter andern dieser Worte, die ich, als Denkmal des gutmeinendsten Schwärmers, nie vergessen werde: „es ist doch in der That ein wahres arcanum Satanae, daß Wolf den Begrif der Subsistenz nicht hat." Er nämlich unterschied in seiner Metaphysik den Begrif des Subsistirens von dem des Existirens so, daß jener das Seyn in, mit und vermittelst eines andern Dinges ausdrükte, wie z. B. die Figur am Körper ist, dieses hingegen des Seyn für sich selbst, und ohne erforderliche Verbindung mit einem andern Dinge: wie z. B. ein jedes Individuum ist. Daher schrieb er z. B. der Figur Subsistenz, dem Körper selbst aber, an dem sich die Figur befindet, Existenz zu, und meinte nun, daß der Beelzebub in seinem Kabinet einen Meisterstreich gespielt habe, daß er den Kanzler Wolf verleitet hatte, den Begrif der Subsistenz zu vergessen, und dadurch Crusii Erklärung der Dreieinigkeitslehre, nach welcher drei Personen in einem Wesen subsistiren, unmöglich gemacht, folglich die Religion einer ihrer größten Stüzze beraubt habe.

Zu andrer Zeit sprach ich mit ihm von Ernesti, und der Nuzbarkeit der Sprachkunde, und inson-

insonderheit der alten griechischen Uebersezzungen für die Exegese des Neuen Testaments. Da gerieth er in eine recht eigentlich religiöse Wärme und beschwor mich, den Geist Gottes nicht von mir zu stoßen. Wie können Sie glauben, sprach er, daß solche Apostaten und irregeniti wie Aquila und Symmachus waren, den Sinn des h. Geistes verstanden, und in ihren Uebersezzungen richtig ausgedrükt haben?

Merkwürdig war es, wie der Mann durch seine fromme und dabei ruhige und die seligste Selbstgenügsamkeit anzeigende Mine bezaubern konte. In seinem Gesicht war stets ein holdes Lächeln, das mit einem Zuge des Mitleids gegen Wolfen und Ernesti, so wie gegen alle Menschen vergeselschaft war, welche seine Grundsäzze nicht hätten. Und wenn er durch Argumente sie kurz abgefertiget hatte und zu fühlen schien, daß die Bösewichter doch nicht würden bekehrt werden; so schupte er sich mit Hebung der Achseln, und provocirte auf den jüngsten Tag, mit einem solchen Hohnlächeln, als wenn er sie schon alle zur Verherrlichung Gottes und seiner prophetischen Theologie brennen sähe.

Viele Religiösität hat übrigens Crusius mir eingeflößt und mich in der von frühen Jahren her mir eignen Gewöhnung bestärkt, beständig Gott vor Augen zu haben und alle meine Wünsche und Empfindungen auf ihn zu richten. Nur daß ich zugleich schwärmerische Ideen bekam, und das Gebet als Gottesdienst betrachten lernte, der einen递Haupttheil meiner Pflichten ausmachte: und daß ich mir einbildete, durch Gebet alles durchsezzen zu können, was meine Kräfte nicht vermochten.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich dem lieben Gott in meiner Einfalt es ordentlich angelobte, recht fleißig zu beten — daß ich ihm wol gar ein festes Zeitmaß versprach, z. E. früh und abends eine halbe Stunde im Gebet zuzubringen — endlich, daß ich durch Gebet meinen Leichtsin zu bändigen und mir mehr Lust und Stetigkeit zur Arbeit zu verschaffen oder aufsteigende Bedürfnisse des Geschlechtstriebes nieder zu beten hofte.

Auf diesem Wege und in solchem Zustande erreichte ich endlich den Zeitpunkt, den mein Ehrgeiz und meines Vaters Zutrauen zu meinem bis-

herigen, aber von ihm nie geprüften Fleiße beschleunigte, wo ich unter die Zahl der Leipziger Magister aufgenommen werden solte.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Magister Promotion.

Man denke sich nun einen unbärtigen Jüngling, der im Grunde der trübseligste Ignorant war, (noch fält mir ein, daß ich auch Mathematik in meinem Leben nicht gehört habe) sich unter eine Menge alter Kandidaten mischen, und mit denen es wagen, sich zum akademischen Katheder empor zu schwingen.

Und solte man wohl glauben, daß ich bei aller meiner großen Unwissenheit schon in einer gewissen Reputation stund? In der That wurde ich damals in Leipzig für ein aufgehendes Licht gehalten. Das bewirkten folgende Ursachen. Erstlich that meine ganz außerordentliche Dreistigkeit, die

ich fast Frechheit nennen möchte, der großen Meinung Vorschub, die sich von mir verbreitet hatte. Denn ich war in Gesellschaften der erste Schreier und unterstand mich, nicht nur von allen Dingen mit zu sprechen, sondern auch, wenn ich nur einigermaßen Licht hatte, diktatorisch zu reden und, wenn Gründe nicht hinreichten, mit Wiz jeden auf den Hals zu fahren, der mir widersprach. Und weil ich schon ziemlich die Gabe besaß, mich auszudrükken, mein bischen Weisheit ordentlich und lichtvol vorzutragen und dabei eine Menge Sophistereien zur Hand hatte; so dünkte ich den mittelmäßigen Köpfen, unter denen ich lebte, ob sie gleich weit mehr wußten als ich, ein Genie vom ersten Range und ihnen in allem Betracht überlegen zu seyn.

Hierzu kam meine Fertigkeit im Lateinischreden. Ich sprach mein freilich armseliges Latein so schnell wie meine Muttersprache. Und dadurch wurde ich in den Examinirübungen so wol als in Disputirkollegien in kurzer Zeit respektabel. Ja mein lateinisches Mundwerk, das man freilich bei Studenten selten findet, mit meinem bischen Wiz

und Sophisterei, machte mich bei Disputationen ganz eigentlich furchtbar, so daß oft die ältesten Kandidaten, bei den gründlichsten Kentnissen, sich scheuten, mit mir anzubinden. Besonders war ich im Disputatorio meines Vaters der Vorfechter, der, wenn keiner sich getraute, ex tempore bald opponirte, bald respondirte.

Dieser mein Ruf machte es, daß meine Anmeldung zum Magisterexamen mit vielen Komplimenten von dem H. Dekan angenommen wurde, und ich von oben herein den zweiten Plaz in der langen Reihe der Magistrandorum erhielt. Der Tag des Examens erschien, und alle Kandidaten traten blaß und furchtsam auf, und ich allein (der schlechteste unter allen) zeigte Heiterkeit und Muth.

Früh um acht Uhr kamen wir, im rothen Kollegio, auf dem dazu bestimten Zimmer zusammen, und Vater Ernesti stellte sich ein, uns die Materialien zu einer authonianischen Chrie zu diktiren. Man sahe es dem Manne an, daß er mit wahrem Unwillen diese scheusliche Pedanterei mitmachen mußte. Aber die Statuten brachtens einmal mit sich, daß ein Mensch ohne Chrie nicht die

summos in Philosophia honores erlangen konte. — Wir saßen in diesem Zimmer, verschlossen, und nur mit Schreibmaterialien versehen, bis gegen Mittag, wo Ernesti wieder kam, jedem seine indes gefertigte Ausarbeitung abnahm und die Herren Kandidaten des Magisterthums entließ. Ich war mit meiner Chrie zuerst fertig und sahe schon zum Fenster hinaus, da mancher noch den Angstschweiß von den gelehrten Schläfen sich wischte.

Nachmittags um zwei Uhr mußten wir uns wieder einfinden und nun erblikten wir die sämtlichen neun Professoren der philosophischen Fakultät, welche der selige Stifter als die neun Musen sich geträumt haben mochte. Da ward denn aus Logik, Metaphysik, Physik, Moral, Mathematik und Geschichte, bald leicht bald schwer, nachdem der Herr Professor des Fachs selbst ein leichter oder schwerfälliger Kopf war, examinirt. Jeder Professor hatte das Recht, eine bis anderthalb Stunden uns zu ängsten und in seinem Fakultätsfache umherzujagen. Dann kam Ernesti und ließ aus einem griechischen und lateinischen Autor uns ein Stük interpretiren und zulezt (am dritten

Tage nachmittags) wurden die Chrien von ihm gemustert.

Wie ich durchgekommen bin, werden meine Leser räthselhaft finden. Aber es ging ohne Zauberei zu. Das meiste that meine Dreistigkeit. Ich antwortete immer promt, und was ich nicht wuste, suchte ich zu errathen oder wenigstens meine Antwort dunkel und zweideutig auszudrükken, daß entweder der Herr Examinator sie für richtig hielt, oder wenn er mich korrigirte, mir eine Ausflucht lassen mußte, mit der ich meine Blöße dekken konte.

Den zweiten Vortheil verschaften mir zwei Eigenschaften der meisten examinirenden Fakultisten. Die eine war eine gewisse Trägheit, welche machte, daß sie ihre aufgeschriebenen Fragen nicht gern abänderten und daher mit einer Antwort, wenn sie nur halben Wegs sich zu ihrer Frage paßte, Zufriedenheit bezeugten oder, wenns ihnen ganz falsch dünkte, d. h. nicht so, wie sie geantwortet haben wolten, sogleich die wahre Antwort hersagten und zu einer neuen Frage übergingen. Die andere Eigenschaft war die grausame Höflichkeit, welche durch die vierzig Thaler in Golde erzeugt

wurde, die jeder Kandidat fürs Examen bezahlen mußte. Denn um dieser schönen Glodstükke willen, die alle Frühjahr ihnen zuflogen, philosophirten sie so: fahren wir die Herren um ihrer Ignoranz willen an, oder weisen gar einen ab; so werden die Ignoranten alle scheu und die goldnen Zugvögel bleiben aus, oder werden mit jedem Frühjahre seltner: Also —

Endlich das dritte, was mir zu statten kam, war mein lieber Nachbar, der Famulus des D. Crusius, H. Tittmann. Dieser hatte wirklich sechs Jahr mit unermüdetem Fleiße studiret und neben seinem Crusius aller Fakultisten Weisheit rein aufgezehrt, und war also im Stande, alles zu beantworten, was die Herren fragten. Wenn demnach eine Frage an mich kam; so murmelte er sie, meinem Ohre vornehmlich, schnel her, und ich wiederholte sie eben so schnel mit lauter Stimme, als wenns mein Eigenthum gewesen wäre.

Vater Ernesti, der mich aus einer gewissen Liebe zu meinem Vater und guter Meinung von meinen Talenten, am schärfsten beobachtete, schüttelte freilich oft mit dem Kopfe, wenn er die Spu-

ren meiner Ignoranz entdekte, und striegelte am dritten Tage des Examens meine Chrie ziemlich scharf: allein das hatte weiter keinen Einfluß auf die Hauptsache. Ich nahm zulezt dennoch Antheil an den Elogiis, welche der H. Dekan uns machte, da er uns als juvenes dignissimos, doctissimos u. s. w. abkanzelte.

Nun ging die Promotion vor sich. Herr Hofrath Bel, als der berühmte Professor der Dichtkunst kündigte uns in einem Programma der Welt als die gelehrtesten Männer an, erzählte unsre Lebensläufe und besang, Gott weiß was, in den schönsten lateinischen Versen, welche ihm der Geheimderath Kloz gemacht hatte: denn er selbst verstund nicht einmal die Prosodie, geschweige, daß er hätte Verse machen können, ob er gleich alle Tage ein paar Flaschen des besten Ungarweins zu sich nahm und dieses köstlichen Getränks so lange genoß, bis — er selbst für gut fand — seinem Fasse den Boden auszuschlagen.

Vor der Promotion musten wir nicht nur dem Kurfürsten Treue, und den symbolischen Büchern Gehorsam schwören, sondern auch dies zu-

gleich eidlich bekräftigen, was wir alle nicht wußten, sondern nur glaubten, daß wir (legitimis parentibus ortos esse) aus rechtmäßigem Ehebette wären.

An unserm Hochzeittage, wo wir mit der Jungfrau Philosophie feierlich vermählt werden solten, führte man uns in Procession, durch den, von einer mit Hermelin aufgeschlagnen roth samtnen Mantille beschabrakten Dekan aufgeführt, nach dem schwarzen Bret, ins große Auditorium, wo das Heer der Musensöhne unser erwartete.

Die Subsellien waren sämtlich wie Katheder gebaut, über welche der große Katheder des Promotors hoch hervorragte, und mit rothem Tuche ausgeschlagen. In diese prachtvolle Schranken schichtete man uns ein, so daß wir zwei Reihen formirten, und um eine Elle höher stunden, als die mit Neid auf uns blikkenden Studenten.

Nachdem das ganze gelehrte Regiment aufmarschirt und in Ordnung gestellt war, begannen ein paar Orationen, welche der Dekan und der Promotor ablegten und sodann erfolgte die Trauung selbst, mit folgenden Ceremoniel.

Jeder Kandidat der Magisterschaft hatte einen Folianten vor sich liegen: (Meiner war ein Lexikon: Mein Nachbar hatte eine alte Chronik: ein andrer brachte einen Band Leichenreden:) welcher den Aristoteles vorstellen solte: ingleichen einen Ring und ein Baret, oder Spanier. Und dies waren die Vermählungssymbole.

Der Promotor stieg so fort herab, und sezte einem nach dem andern das Baret auf, stekte jedem den Ring an, gab jedem einen Kuß, machte jedem seinen Aristoteles auf, und sprach dabei verschiedene lateinische Worte, welche die Vermählung mit der Matrone Sophia andeuten solten. — Bei Oefnung des Buchs sprach er: aperio tibi librum — und ermahnte uns fleißig den Aristoteles zu studiren, und Weisheit zu lernen.

Nach allen diesen getriebnen Kinderpossen, ging er aufs hohe Katheder zurük, und schrie nun sein: Ego Carolus Augustus — Metaphysices Professor ordinarius et Philosophiae Doctor rite promotus — Te Carolum Friedricum Bahrdt, philosophiae doctorem et liberalium artium Magistrum creo, creatum renuncio, renun-

ciatum proclamo: — ut omnibus utaris privilegiis &c.

Und nun war ichs! — Ich will's nie vergessen, was für eine Seligkeit ich gefühlt habe, da ich das Auditorium verließ, und auf der Gasse von den Leuten, in meinem gelehrten Anzuge daher schwänzend, besehen, und von meinen Bekanten zum erstenmale Herr Magister gescholten wurde. Cicero hat so viel stille Himmelswonne nicht empfunden, da er die Nachricht von Katilina's Flucht erhielt, als ich empfand, da das kahle, Herr, oder wol gar, Musge — Bahrdt, so plözlich verbannet und ein, Herr Magister, an dessen Stelle getreten war. Wie oft sah ich diesen Tag nicht in meinen Spiegel! Wie oft blikte ich nach meinem Degen, ob er auch gehörig folgte! wie oft fragte ich das Gesinde etwas, um die Antwort zu hören: ja — nein — gleich — mein Herr Magister!

Der Abend war über alles feierlich: Ein Magisterschmaus, welchem ein und zwanzig Personen beiwohnten, krönte die Freuden dieses Tages, und volle Pokale machten sie laut.

Bei diesem Schmaus erzählte, wo mein Gedächtniß mich nicht täuscht, einer der Gesellschaft die Geschichte des berühmten Reinerts, welcher, um sein Haus von der alzustrengen Aufsicht der Leipziger Rathsherren zu befreien, (die sämtlich auf reine Junggeselschaft hielten) die juristische Doktorwürde in Erfut annahm, und sich dadurch unter die mildere Jurisdiktion der Universität versezte. Reinert nämlich fand einen Freund unter seinen Kunden, der ein sehr geschikter Candidatus juris war, welcher es übernahm, seine Stelle zu vertreten. Sie reißten nach Erfurt, und der Kandidat präsentirte sich, als Reinert, zum Examen, bestand vortreflich, disputirte mit Beifal, ward promovirt, und erhielt das Diplom. Und nun wechselten beide vor dem Thore ihre Namen, und Reinert erschien in Leipzig mit einem Doktordiplom, das seinen Namen enthielt, und kam dadurch unter die Gerichtsbarkeit der Akademie. — Diese Geschichte fand so viel Beifal, daß die Gesellschaft, durch die Pokale wizig gemacht, sogleich beschloß, meinen achtzigjährigen Holzhaker Andrees, welcher als ein noch sehr munterer und drolligter Mann die Aufwartung mit hatte, zum Magister

zu machen. Wir gaben Mann für Mann einen Thaler, pakten eine Chrie als Specimen ein, sandtens nach Wittenberg, und erhielten für Andrees das Diplom: — dafür wir freilich einen Armen hätten glüklich machen können, wenn wir nicht durch den Wein zu Kindsköpfen geworden wären.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Disputationen.

Ich eilte izt eine Disputation zusammenzuschreiben, (das eigentliche Wort!) mit welcher ich mich habilitiren d. h. bei der Fakultät, die Licenz philosophische Vorlesungen zu halten, und solche öffentlich am schwarzen Brete anzuschlagen, erlangen wolte.

Ich weiß nicht mehr genau, worüber ich schrieb. Mich deucht es war die Materie über den wahren Begrif der fundamentellen Lehren der Religion: de eo, quod constituit essentiam articulorum fidei fundamentalium — ohngefähr. Ge-

wiß weiß ich, daß ich diese Disputation bald nach meiner Promotion vertheidiget habe. Sie war ganz orthodox, und nach meines Vaters Heften gemacht. Ich legte Christum als das fundamentum salutis zum Grunde, und erklärte daher alles für Fundamentelle oder Grundartikel der Religion, was nach meiner Dogmatik eine wesentliche Beziehung auf Christum hatte. Und diese Beziehung hatten natürlicherweise alle die Lehren, welche die orthodoxen Theologen für Hauptlehren gehalten wissen wolten: die Inspiration der Bibel, die Dreieinigkeit, die übernatürlichen Gnadenwirkungen des h. Geistes, die Erbsünde, die ewigen Höllenstrafen u. s. w.

Der Ruf, den ich aus meinen Privatübungen als der erste Disputirgeist schon hatte, wurde jezt ausserordentlich vermehrt, da ich nun öffentlich mich gezeigt, und in Angesicht so vieler hundert Studenten, mit dem geschwindesten lateinischen Mundwerke, alle meine Opponenten zu Boden gestrekt hatte.

Mein Vater hielt damals in einem Sommer zehn Disputationen, über die sonderbare Materie

de dispensatione divina a legibus decalogi. Er führte in jeder Disputation, welche junge Leute zur Uebung und zu ihrer Empfehlung bei Hofe, (weil damals viel aus solchen akademischen Spiegelfechtereien gemacht wurde) vertheidigten, eines der heiligen zehn Gebote aus und untersuchte, ob Gott nach der Geschichte der h. Schrift jemals von einem derselben dispensirt habe? diese Frage negirte er nur von allen zehn Geboten, und plagte sich dabei mit denjenigen Anekdoten herum, welche im Alten Testamente besonders von den heiligen Vätern erzählt werden, und offenbare Uebertretungen der heiligen zehn Gebote enthalten. So bemühte er sich z. B. bei dem sechsten Gebote zu zeigen, daß zwar Abraham eine Magd geschwängert, Loth mit seiner Tochter zu thun gehabt, David Maitressen gehalten habe, daß aber Gott diese Unarten an seinen Heiligen blos geduldet, keinesweges aber von dem Gebote selbst irgend einen Menschen dispensirt habe. — Eben so behauptete er beim siebenten Gebote, daß die von dem jüdischen Volke verübten Diebereien in Egypten, und Plünderungen und Ermordungen der friedlichen Völker in Palästina, von dem Majestätsrechte

Gottes

Gottes über aller Menschen Leben und Eigenthum, herzuleiten seyn, keinesweges aber eine Dispensation Gottes vom siebenten Gebote erweislich machen. — Eine dieser Disputationen habe ich ebenfals vertheidigen helfen.

Ich selbst schrieb und vertheidigte hernach eine Menge Disputationen, nachdem meine Reputation so hoch gestiegen war, daß junge Leute mein Präsidium suchten und bezahlten, welche vor ihrem Abschiede von der Universität sich dieses stärkste Mittel, sich als geschikte Kandidaten geltend zu machen, zu erzeugen, und zugleich einen Präses zu haben wünschten, der sich überal durchschlagen konte, und sie nie in die Verlegenheit kommen ließ, von einem Opponenten geängstet zu werden. Die meisten dieser Disputationen waren exegetisch, und enthielten Erklärungen verschiedner Psalmen. Einige darunter waren ziemlich gut gerathen: wie sich denn nach und nach meine Kentnisse wirklich mehrten. Auch war mein Latein erträglich. Die über Ps. 2. und Ps. 8. waren die besten.

Eine schrieb ich wider den bekanten Febronius, in welcher ich zu zeigen suchte, daß uns Protestanten damit gar nicht geholfen und folglich gar keine Vereinigung der getrenten Kirchen damit zu erreichen sey, daß der Primat des Pabstes zerstört würde, weil ja noch immer die Menge Grundstürzender Irthümer dabei stehen blieben, welche jeder ehrliche Protestant verabscheuen müßte. Diese Schrift war äußerst armselig gerathen, und natürlich, weil ich sie nicht, wie jene exegetischen, mit freiem Nachdenken schrieb, sondern aus meines Vaters dogmatischen Heften zusammenwebte. Sie hatte den Titel: de eo, an fieri possit, ut sublato Pontificis primatu et imperio reuniantur dissidentes in religione Christiana.

Eine sehr gute Disputation verfertigte selbst ein gewisser Unselt von Danzig, ein junger Mann von schäzbaren Talenten, und dem vortreflichsten Karakter, wobei ich präsidirte — unter dem Titel: De accommodatione locorum vet. Testamenti in novo orthodoxa, in welcher die Meinung behauptet wurde, daß im N. Testament die Stellen des A. Testaments zwar nicht nach der Vorstellung

der Schreiber derselben, die freilich nicht immer durchgeschaut hätten, aber doch nach dem Sinn des h. Geistes angeführt würden, welchen derselbe neben dem nächsten, und damals verständlichen Sinne hätte ausdrükken wollen.

Ausserdem, daß ich bei vielen Disputationen präsidirte, war ich nebst dem jungen Hebenstreit, einer der fleißigsten Opponenten. Denn in Leipzig ist es nicht wie auf andern Universitäten, wo der Disputirende sich seine gewissen Opponenten wählt, und expres dazu einladet, so daß diese ordentlichen Opponenten auf jeden Fal erst ihre präparirten, und mit dem Respondenten meist verabredeten Oppositionen vortragen, ehe irgend ein anderer Akademikus dazu gelassen wird; sondern es kan bei allen Disputationen im philosophischen Auditorio kommen, wer da wil, und sich auf den Subsellien zeigen. Und der Respondent muß, nach der Rangordnung, jeden einladen, und seine Oppositionen annehmen, welcher sich hinsezt und durch sein Sizzenbleiben sich als Opponenten ankündigt. Daher erschien ich fast bei allen öffentlichen Disputationen, und machte mirs zum

Geschäft auf scharfe, und dabei wo möglich lachenerregende Oppositionen zu studiren. Und da, wegen der Rangordnung, meistentheils Magistri nicht eher als nachmittags daran kamen, so ging ich gewöhnlich erst nach der Mahlzeit, und sezte mich auf die Warte. Und wenn dann der Respondent sich, von früh neun Uhr bis um ein Uhr, müde und matt disputirt hatte, so fiel ich ihm noch mit meiner leichten Reuterei in die Flanken, und trieb oft mein Wesen bis gegen drei Uhr. Und meine ganze Freude wars, wenn ich dabei die Lacher beständig auf meiner Seite hatte.

Es war auch so weit gediehen, daß, wenn ich ans Opponiren kam, der ganze Haufe der Zuhörer seine Plätze verließ, und sich im Trippel um meinen Plaz herumstelte, um mich recht zu hören, und meine Pantomime in Augenschein zu nehmen.

Einmal disputirte ich gegen einen gewissen M. Freisleben, welcher als ein ausschweifender Wollüstling bekant, und beinahe berüchtiget war. Dies war ein gelehrter, scharfsinniger und mir völlig gewachsner Disputant, allein es gelang mir, ihn gleich anfangs aus der Fassung zu bringen,

und dadurch den eklatantesten Sieg davon zu tragen. Ich fing nämlich in meinem vorrednerischen Complimenten an, ihm große Lobsprüche zu machen, wegen der erstaunenden Kraft, die er bereits, bei so viel erfochtenen Siegen, verschwendet hätte: ich gestand ihm hierauf, daß es unbescheiden schiene, ihn noch jezt von der Mahlzeit zurükzuhalten, und seine Riesenstärke auf die Probe zu sezzen: zulezt aber sagte ich, daß mich das alles nicht abhalten könte, noch mit ihm zu disputiren, weil ich gewiß überzeugt wäre, daß seine Kraft nie erschöpft würde, und daß es ihm, im Disputiren, gehe, wie der Messalina in gewissen Leibesübungen, von welcher der Dichter sage,

Haec lassata viris, sed non satiata recessit.

Bei dieser Vorrede entstund ein so plözliches und algemeines Gelächter und Gescharre, daß der gute Freisleben alle Gegenwart des Geistes verlor, und seine Argumente ihm verunglükten.

Bald kams so weit, daß jeder Disputirende mich scheute, und ein und anderer, mir drohte, daß er mich nicht invitiren würde, wenn ich käme, oder — daß er mit Grobheit sich meiner entledi-

gen müßte. Das bewog mich, wie den jungen Hebenstreit, nach und nach von diesem Handwerk abzuziehn, und das Auditorium von Studentengelerm, und die Respondenten von einem schweißtreibenden Mittel zu befreien.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der angehende akademische Docent. Erstes Licht.

Ich habe im vorigen Kapitel einen Zeitraum von drei Jahren umfaßt. Ich kehre also jezt in das Jahr meiner Magisterpromotion zurük, und erinnere meine Leser daran, damit sie nicht die hier vorkommenden Bekentnisse meiner Unwissenheit mit den Merkmalen der Geschiklichkeit im Widerspruch finden, welche das vorige Kapitel aufstelte.

Das höchste Ziel meines Ehrgeizes, war der akademische Katheder. Und wirklich war die Erreichung dieses Ziels zugleich das einzige Mittel, welches mich für die Welt zum nuzbaren Manne machen konte. Denn bei meinem feurigen Tempe-

xamente würde ich nimmermehr mich haben fixiren, und zu einer soliden Lebensart bringen können, wofern ich nicht die Laufbahn des akademischen Lehrers betreten hätte. Hier allein war es möglich, mich fest zu machen, und zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Hier war es die Ehre, die mir Fesseln anlegte, und meine Flüchtigkeit minderte. Hier war ich gezwungen, zu arbeiten, wenn ich mich nicht selbst vor der Welt zu schanden machen wolte.

Mit Warheit kan ichs sagen, daß ich in meinem Leben alles durch lehren — gelernt habe. Ich war überal Ignorant und ward überal meiner Wissenschaft mächtig, sobald ich einmal darüber Vorlesungen gehalten hatte. Denn nun sezte ich mich vor jeder Stunde, in welcher ich Dociren solte, vier bis fünf Stunden hin, und las und dachte und studirte, mit der allergrößten Anstrengung, über die Materie, welche ich in der Stunde vortragen solte. Und natürlich bekam ich sie nun durch jenes Studium der Materie, und dieses Bestreben, sie ordentlich, deutlich, fliessend, und mit Lebhaftigkeit vorzutragen, (man bringe im-

mer den guten Kopf mit in Rechnung) so völlig in meine Gewalt, daß ich sie am Finger hersagen konte. Und so ward durch das Dociren das bewirkt, was durch alles Kollegienhören nicht zu erzwingen gewesen war.

Was meinen Lesern hierbei am sonderbarsten vorkommen wird, ist gewiß dis, daß ich mit der theologischen Dogmatik den Anfang machte. Allein das ging sehr natürlich zu. Erstlich schien es mir nach meinen damaligen Begriffen, die ich mir von den Erfordernissen eines Gelehrten meiner Art machte, mein höchstes Bedürfniß zu seyn, daß ich vor allen Dingen meiner Dogmatik mächtig seyn müßte. Zweitens war ich gar nicht im Stande, etwas anders zu lesen, weil ich die philosophischen Wissenschaften, bei aller der Zeit und dem Fleiße, den ich darauf verwendet hatte, noch nicht zu verdauen vermögend gewesen war. Was ich von theoretischer Philosophie wußte, und selbst, was ich gründlich wußte, waren vereinzelte Ideen. Manche Materien verstand ich noch gar nicht, und das Ganze war ich nicht im Stande so zu übersehen, daß ich mir hätte ein System bilden können.

Ich fing also mit Dogmatik an, weil mir diese am leichtesten wurde. Und ich hatte das seltsame Glük, ohngeachtet ich nicht öffentlich anschlagen, und sie nur als Repetition der Vorlesungen meines Vaters ausbieten durfte, dreißig Zuhörer zu bekommen: wobei ich die Merkwürdigkeit nicht übergehen darf, daß in diesen meinen ersten Vorlesungen sich Zuhörer befanden, welche noch in der Fürstenschule meine Obern gewesen waren, und mich mit Ohrfeigen beehrt hatten. Dies ist so zu enträthseln. Die Zeit, welche ein Alumnus eigentlich in der Pforte bleiben muß, beträgt sechs Jahre. Nun blieb ich nur zwei Jahre. Folglich hatten viele der Obersekundaner, und jüngsten Primaner meiner Zeit noch drittehalb und drei Jahre zu bleiben, da ich die Schule verließ. Daher kam es, daß einige z. E. Eisenhut, Deutrich, (jezt ein Prediger im Merseburgischen) Senf (jezt Pastor und Consistorialrath in Halle) und verschiedene andere, damals erst von der Schule angelangt waren, da ich mein erstes Collegium las. Ich habe sie auch selbst, da sie sich zur Dogmatik meldeten, daran scherzend erinnert, daß sie mich noch vor vier Jahren als

einen Tertianer ihre schwere Hand hätten fühlen lassen.

Aber noch erinnere ich mich mit Lachen an den greulichen Kohl, den ich damals meinen dreißig Zuhörern auftischte. Ich las in meines Vaters Auditorium, welches neben seiner Studierstube war. Mein Vater also stand, jede Stunde, wenn ich las, hinter der Thür, um mir zuzuhören, und hatte eine Schreibtafel zur Hand, in welcher er meine Schnizzer notirte, um mich nach der Stunde zu belehren. Und leider mußte er jede Stunde mehrere Seiten volschreiben und bald besondere Klassen formiren, um die dogmatischen, exegetischen und grammatischen Fehler von einander zu sondern. Denn es war fürchterlich was ich mitunter für Ignoranzen beging. Es verfloß keine Stunde, wo der gute Vater nicht ein paar Duzzend Donatschnizzer aufzeichnen mußte, welche mir im Sprechen entwischt waren: denn ich docirte alles lateinisch: was damals noch in Leipzig mode war. Und eben so häufig sündigte ich bei Entwiklungen dogmatischer Begriffe oder Erklärungen der biblischen Beweisstellen. Am häu-

figsten schlegelte ich im N. Testament, wo ich so sehr Idiot war, daß ich mich erinnere, einmal μελλειν mit μελεται verwechselt zu haben.

Und doch gingen meine dogmatischen Vorlesungen ohne Prostitution ab. Ich sprach mein Latein so fertig, daß viele Schnizzer nicht bemerkt und die bemerkten dem neunzehnjährigen Docenten verziehen wurden. Und in meinem Vortrage selbst war, der vielen Fehler ungeachtet, dennoch auch viel Gutes, in Absicht auf Ordnung, Deutlichkeit, Entwiklung der Begriffe, lichtvolle Darstellung der Argumente u. s. w. was ich meinen mühsamen Präparationen zu verdanken hatte; gnug meine Auditoren waren mit mir zufrieden und hielten aus bis ans Ende. Und ich — hatte den sehr wichtigen Vortheil, nun meine Dogmatik volkommen inne zu haben. Denn mein von Ehrgeiz erzwungnes Studium, mit denen täglichen Nachbesserungen meines Vaters, war natürlich, bei einem guten Kopf und zugleich glüklichem Gedächtnisse, das entscheidende Mittel, mich von meinem theologischen System Meister zu machen. — Ich kan auch betheuern, daß ich in meinem Leben

weiter kein theologisches System, weder groß noch klein gelesen, viel weniger studiret habe. Ja ich habe nie einen Kemniz, Buddäus, Holmann und wie alle die orthodoxen Systematiker heissen, in meinem Hause gehabt.

Nachdem ich die nach meiner Vorstellung hauptsächlichste Wissenschaft hinter meinen Rükken hatte, ging ich aufs Hebräische los, welches mir Bosek so sauer und folglich so zum Ekel gemacht hatte, daß ich ganz unwissend darinnen geblieben war. Ich machte den Anfang mit einem sogenanten Fundamentali, und verfuhr, wie mit der Dogmatik. Zu halben Tagen saß ich und studierte die Subtilitäten der Punktveränderungen und lernte Regeln und Exempel auswendig, um in jeder Stunde als ein Mann auftreten zu können, der seiner Wissenschaft mächtig ist. Und so war ich am Ende des halben Jahres so firm in der hebräischen Grammatik, daß ich meinen Kodex so gut wie Bosek analysiren konte.

So hab' ich zwei Jahr fortgefahren. Alle halbe Jahre nahm ich ein, in der Folge auch zwei Fache vor, die ich als Docent bearbeitete, um sie

mir eigen zu machen. Und dadurch lernte ich nicht nur, sondern ich gewöhnte mich zugleich ans Studiren und bekam, mit der Lust zum gelehrten Fleiße (welche das täglich sichtbare Wachsthum meiner Kentnisse erhöhte) auch immer mehr Kraft und Reife des Geistes.

Das erste in mir aufgehende Licht, dessen ich mich aus diesem Zeitpunkte erinnere, schien im exegetischen Fache. Ich stieß, schon bei meinen Vorbereitungen auf die dogmatischen Vorlesungen, auf so viel Stellen des N. Testaments, welche Anführungen des A. Testaments enthielten, und wurde bei etwas genauerer Vergleichung derselben oft stuzzig, wenn sie im Alten das gar nicht zu enthalten schienen, was sie im Neuen Testamente bezeugen solten. Als ich hernach über den Esaias und Hoseas las und diese dichterischen Schriftsteller zum erstenmale im Zusammenhange studirte, so fand ich mehr als einen Spruch so augenscheinlich verschieden von dem Sinne des Anführenden im N. Testament, daß ich mich zu der Kezzerei gedrungen fühlte, im N. Testament bloße Akkommodationen anzunehmen, und zu behaupten, daß

die Propheten an das gar nicht gedacht und mit ihren Worten angedeutet hätten, was die Schriftsteller des N. Testaments bei Anführung derselben hätten sagen wollen. So hielt ich es Es. 7. für offenbar albern, eine Weissagung vom Messias finden zu wollen, da der ganze Zusammenhang lehrt, daß von lauter Gegenständen der damaligen Zeit die Rede ist. Selbst bei Kap. 53. wurde ich zweifelhaft, und hielt die Deutung desselben auf Hiskias für die wahrscheinlichere, ohngeachtet meine damals noch hohe Idee von der theologischen Satisfaktionstheorie mich zurükhielt, die herkomliche Meinung ganz zu verwerfen. Am stärksten bewegte mich die Stelle Hos. 11. wo es heist: Da Israel jung war (d. h. da die Israeliten erst anfingen, einen Staat zu formiren) hatte ich ihn lieb und führte ihn, meinen Sohn, (mit der Zärtlichkeit eines Vaters für seinen Sohn) aus Egypten. Aber wenn ich ihn jezt rufe (wenn ich ihn jezt leiten und führen wil) so hurct er andern Göttern nach. rc. Denn da war es aus dem Gegensazze: jezt hurct er rc. alzuklar, daß der Prophet und (was ich damals noch glaubte) der durch ihn redende h. Geist ganz ohnmöglich

an Christum gedacht und von seiner Rükkunft aus Egypten geweissagt haben konte.

Und diese erste Einsicht, die ich durch eignes Prüfen erlangte, verursachte denn, daß ich jezt um so emsiger studirte und mit meinen eignen Augen zu untersuchen strebte, ob auch alles so sey, wie man mich überredet hatte. Vencma und Grotius waren damals die Bücher, die ich gebrauchte und die mir manches Licht gaben und manche alte herkomliche Schriftauslegung von mir verscheuchten.

Indessen blieb ich im ersten Jahre meines forschenden Fleißes der erlernten Dogmatik völlig treu und glaubte eisenfest alle Lehrsäzze derselben, mit allen ihren Bestimmungen, welche meines Vaters Hefte enthielten. Ja, ich hielt es für unmöglich, daß in den Lehrsäzzen selbst irgend etwas falsch seyn könte, gesezt auch, daß die Theologen in den Beweissprüchen manches übersehn und nicht überal ihrem wahren Sinne gemäs sie angeführt hätten. Daher fiel mir es auch noch gar nicht ein, die Lehrsäzze selbst zu prüfen. Und ich

würde mir vor Gottes Angesicht einen Vorwurf darüber gemacht haben, wenn mir ein Zweifel dagegen aufgestoßen wäre.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Meine Bekehrung, oder, Durchbruch des Lichts.

Viele Pietisten haben behauptet, der Mensch müsse die Stunde, ja den Moment seiner Bekehrung angeben können. Denn sie meinen, es sei ein gewisser Augenblik, wo der h. Geist, wie ein Küchlein das Ei durchbricht, gleichsam die harte Sündenkruste durchbreche, und wo der Mensch es ganz genau fühlen könne, wenn, nach langem Kampfe mit der Liebe zur eignen Gerechtigkeit, endlich das Gnadenlicht plözlich eindringt und das völlige Hinsinken in die Wunden Jesu und das alleinige Ergreifen derselben bewirkt und damit zugleich die selige Empfindung der geschehenen Rechtfertigung hervorbringt.

Ich

Ich kan wirklich auch den Moment meiner Bekehrung, nach meiner Art angeben. Denn ich weiß genau die Stunde, wo das Licht meiner Vernunft die harte Kruste meiner Steifglaubigkeit aufriß, und der Durchbruch erfolgte, so daß das neugeborne Kind der Aufklärung — freilich nur nach und nach und sehr langsam — wachsen, und zum Manne reifen konte.

Gott hatte mir einen Freund beschert, welcher das Werkzeug dazu ward, und dadurch den Namen des Freundes im erhabensten Sinn des Worts verdiente. Er ist jezt, wo ich nicht irre, Lehrer an der Leipziger Thomasschule. Sein Name ist Topf. Dieser redete mir nicht nur beständig von den herrlichen Dingen vor, die man bei Ernesti und Fischern lernen könte, sondern er reizte und beschämte mich auch fast täglich durch das Beispiel seines unermüdeten Fleißes. Wir waren vertraut und spielten fleißig ein Lhomberchen mit einander — ein Spiel, welches mein Vater liebte und das ich, in seinen Geselschaften, durch Zusehen frühzeitig gelernt habe. Er tadelte daher sehr oft und freimüthig meine blinde Anhänglichkeit an

Crusius, und bedaurete mich, daß ich bei all meinem Kopfe ein armer Ritter werden würde, wenn ich weiter nichts lernte.

Eines Tages war ich schon auf seiner Stube, und hatte die Karten zurechte gelegt, als er aus den Vorlesungen des Prof. Fischer nach Hause kam, und mich mit einer mitleidigen Mine ansah. O wie daurest du mich, lieber Bahrdt, sprach er, indem er seine Hefte mit einem Seufzer auf den Tisch warf, daß du solchen Unterricht entbehrest, wie ich jezt genieße. Warlich Bruder, der Fischer sagt uns Sachen, die man bei all den großen Fakultätsperükken nicht zu hören bekomt. Das heist doch Bibelerklärung! Da lernt man doch seine Bibel verstehn, und gewiß werden, daß man den rechten und einzig wahren und möglichen Sinn gefunden hat. Bei deiner Crusianischen Methode ist die Bibel eine wächserne Nase, die sich nach jeder Philosophie und nach jedem System drehen läßt. Bruder, du mußt warlich mit zu Fischern, wenn du gleich schon Magister bist. Es ist Winter, und in den Abendstunden, wo er liest, ist's so ziemlich dunkel, daß dich niemand gewahr

wird. Du wirsts bei Gott nicht bereuen, mir gefolgt zu haben.

Bei diesen Worten sah mir der gute Topf so herzlich ins Gesicht, und schien so gerührt, daß ich ohnmöglich ohne Rührung bleiben, und der so gutgemeinten Ermahnung widerstehen konte. — Mein ganzer Ehrgeiz wachte auf, all meine Wisbegierde wurde rege, und der Gedanke, daß ich das vermeinte Licht, was mir schon aufgegangen war, vergrößern würde, bestimte mich zur Folgsamkeit. — Weist du was, Bruder, sprach ich auf eine ihn überraschende Art, morgendes Tages geh' ich mit. — Er fiel mir um den Hals, und eine Thräne zitterte in seinem Auge. Denn es war eine weiche Seele. — „Nun hab' ich dich „erst recht lieb; Und nun glaub' ich, daß du den „Weg zum großen Mann finden wirst."

Ich ging. Fischer las über den ersten Brief an die Korinther, und war am Ende des zweiten Kapitels. Ich hörte einige Stunden aufmerksam zu, war aber wie ein Mensch, der aus Obersachsen zum erstenmale nach Niedersachsen komt. Ich verstand wenig. Erstlich las er lateinisch. Dann

räsonnirte er gar nicht über den Text, demonstrirte den Sinn nicht a priori, zog keine Dogmata, keine Porismata heraus: kurz es war gar nicht die Küche, die ich gewohnt war. Er redete von grammatischer Erklärung, von Sprachgebrauch, von Gewohnheiten gleichzeitiger Schriftsteller — sprach von Septuaginta, Aquila, Symmachus, Theodotion, Hierichuntina — Philo, Josephus — erläuterte aus diesen Schriftstellern den Apostel — kurz er redete von Dingen, die mir neu und unerhört waren: und vor denen mich Crusius in der Folge (wie ich oben schon erzählt habe) sehr andächtig, ob schon zu spät warnte.

Doch die ungewöhnte Kost schrekte mich nicht ab. Meines Topfes brüderliche Ermahnungen hatten mir den Magen so weit zubereitet, daß Lüsternheit da war, ohngeachtet ich noch dem Dinge den Geschmak nicht abgewinnen konte. Es ging mir wie einem, der zum erstenmale Austern vorgesezt bekomt. Der Gedanke, daß es ein vornehmes Essen ist, macht ihn lüstern. Er kostet. Es schmekt nicht. Er zwingt sich. Endlich lernt er sie hundertweise mit Wollust verschlukken.

Fischer kam aufs dritte Kapitel, wo Paulus die Korinther ausschilt, daß sie unter der Gemeine Spaltungen machten, und einige sich Kefisch, andere Apollisch, andere Paulisch, andere Christisch nanten, und wo er den sehr vernünftigen Grund von der Thorheit und Ungereimtheit dieser (bis anno 1789 beibehaltenen, und durch Landesgesezze privilegirten) Mode angiebt, daß ja Paulus und Apollo und Kephas eins sind — εν εισι — d. h. einerlei Religion vortragen, für einerlei Zwek arbeiten.

Bei dieser Stelle führte Fischer verschiedene Stellen aus andern so wol guten als Hellenistischen Schriftstellern an, in welchen das Eins seyn von Personen prädicirt wird, und allezeit eine moralische Einheit d. h. eine Uebereinstimmung der Lehre, der Grundsäzze, der Absichten, der Endzwekke — andeutet. Und er erinnerte uns dabei, daß es auch hier, vermöge des Zusammenhanges, nichts anders bedeuten könne, als — eine moralische Verbindung, und Uebereinstimmung der Lehren: da der Apostel die Absicht habe, zu sagen, daß es ungereimt sey, von irgend einem Lehrer sich

einen Namen zu geben, und eine Parthei zu formiren, weil ja alle Lehrer einerlei Religion predigten oder doch predigen solten, und für einerlei Zwek, nämlich für die Veredlung und Beseligung der Menschen durch die Lehre Christi, bestimt und angestelt wären.

Nachdem er nun so uns den Sinn des Einsseyns augenscheinlich gemacht hatte, sezte er mit seinem ihm eignen austeren und barschen Tone hinzu: „und nun seht ihrs ja, was das Diktum „1 Joh. 5, 7. für Eure Dreieinigkeitslehre beweisen kan, wenns auch genuin wäre."

Hier wars, als wenn ein Donnerschlag mich erschütterte. Ich erblaßte, und das Herz fing mir an zu schlagen, als wenn ich meinen Freund in Feuersgefahr erblikt hätte. „Gott, dachte ich bei „mir selbst, nicht genuin? und wenns auch genuin „wäre, nichts beweisend? das dictum classicum „primi ordinis pro adstruenda Ss. Trinitate, „welches dir bisher das stärkste und unwider„sprechlichste geschienen hat, um dieses heilige „Geheimniß aus der Schrift klar zu machen, sol „nicht genuin seyn? Was ist das, nicht genuin?

„Und sol auch keine Beweiskraft haben? Warlich,
„wenn das Diktum nichts mehr gilt, so siehts um
„die andern noch schlechter aus, da wanket meine
„ganze Dogmatik, und verdient eigne Prüfung."

Ich hatte für die ganze übrige Lektion meine Aufmerksamkeit verloren. Ich ging schwermüthig nach Hause, und verfiel in tiefes Nachdenken. „Nicht genuin? Nicht beweisend?" Das lag mir auf dem Herzen, wie ein Stein. Denn so was in meinem Leben zu hören, hatte ich mir nie vorgestelt.

Mein Gewissen wolte mich anfangs gar nicht zur Untersuchung lassen. Es war mir immer, als wenn mich eines warnte: gieb den Zweifeln keinen Raum, damit du nicht zum Unglauben verführt werdest, und dein Heil verscherzest. Und doch wolte mirs nicht aus dem Sinne, daß das Diktum nichts beweisen solte. Auch war mir der Grund davon so einleuchtend, daß ich mirs gar nicht erwähren konte, ihn zu sehn. Einsseyn, von Personen gesagt, heißt doch überal — selbst bei Paulo — moralische Einheit: warum sols hier beim Johannes Einheit des Wesens seyn? Das lag

mir unaufhörlich vor der Stirn. Ich mochts nicht los werden.

Endlich ging ich zu meinem Vater. „Ich komme heut mit schwerem Herzen zu Ihnen, hub ich an, der Fischer hat mich in meiner ganzen Dogmatik irre gemacht."

Er. Wie so? Das wird wol so ernstlich nicht gemeint seyn. Das sol der Fischer wol bleiben lassen. Die Lehre Christi, mein Sohn, ist ein Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.

Ich. Das weiß ich, bester Vater. Aber ich wanke wirklich. Und ich komme, bei Ihnen Hülfe zu suchen. Sagen Sie mir doch vor allen Dingen, was das heißt, ein Diktum der Bibel sey nicht genuin?

Er. (verweisend) Ja, es ist nicht gut, daß du nie ein Collegium über die Kritik der Bibel gehört hast. Du mußt das jezt durch Privatfleiß nachholen. — Nicht genuin nent man ein Diktum, welches in den neuern gedruckten Ausgaben der Bibel zwar steht, von dem aber behauptet wird, daß es in den ältesten und besten Handschrif-

ten nicht gestanden habe, und also irgend einmal in den Text sey eingeschoben worden.

Ich. Also wäre ein solches Diktum nicht vom Apostel, sondern von einem Betrüger?

Er. Eben nicht, Betrüger. Aber man sagt häufig, daß in den alten Zeiten auf den Rand der Abschriften des N. Testaments mancherlei geschrieben worden sey, welches hernach durch Versehn der Abschreiber, manchmal auch absichtlich, zum Behuf eines Dogma, mit in den Text gesezt worden wäre. Aber wie komst du denn jezt auf die Frage?

Ich. Ich war gestern ganz des Todes, da Fischer sagte, daß das Hauptdiktum 1 Joh. 5, 7. Drei sind, die da zeugen ꝛc. nicht genuin sey.

Er. O darüber laß dir keine grauen Haare wachsen. Das ist schon ein alter Streit, wo die Gegner hinlänglich widerlegt sind. Wenn du einmal den Myll, Wettstein und andere kritische Werke studiren wirst, da wird sich schon mehr Licht für dich finden. Das Diktum fehlt freilich in manchen alten Handschriften, und patristischen Allegationen (beiläufig, lieber Sohn, an Patri=

stik hast du wol auch noch nicht gedacht?) aber es steht auch gegenseitig in vielen Codicibus, und wird von sehr alten Kirchenvätern allegirt. Zudem hats alle mögliche argumenta interna für sich. Also hats keine Noth. Das Diktum ist genuin.

Dieses Gespräch ward unterbrochen, und ich verließ meinen Vater doch mit halber Beruhigung, weil ichs ihm glaubte, daß der Spruch wenigstens genuin sey, und weil das nun gehoben schien, was mich am meisten geängstet hatte. Aber des andern Tages stunds wieder mit mir auf, und meine Unruhe nahm von neuem überhand. Es fiel mir ein, daß es doch in vielen — alten — bewährten Handschriften nicht fehlen könnte, wenns genuin wäre: und — daß wenigstens, aus jenem Fehlen, so viel sich folgern ließe, daß der Spruch kritisch zweifelhaft sey, und folglich als entscheidender Beweisspruch nicht gebraucht werden könne. Denn wenn es nicht ganz gewiß, ganz unwidersprechlich wahr ist, dachte ich bei mir selbst, daß ein Spruch wirklich vom h. Geiste ist: wenn es noch Gründe für die Möglichkeit giebt, daß er untergeschoben seyn könte; so kan ich meinen

Glauben, auf einen solchen Spruch nicht mehr gründen: so kan ich mich dessen gegen keinen Gegner bedienen: — und so ist mir, selbst nach dem, was mein Vater zugestund, das Diktum 1 Joh. 5, 7. nun doch so gut als verloren. Und gewiß wird es nicht das einzige Diktum in der Dogmatik seyn, gegen welches sich dergleichen Einwendungen machen ließen, wenn man sie genauer untersuchte.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Fortsezzung.

In diesen Gedanken des Unglaubens bestärkte mich die Fortsezzung des Gesprächs mit meinem Vater, statt daß sie mich hätte beruhigen sollen. Er konte mich auf keine Weise befriedigen.

Gleich meinen Hauptzweifel, mit dem ich am folgendem Tage ihn antrat, schien er mir nicht recht lösen zu können. Ich stelte ihm nämlich vor, daß, wenn er zugeben müsse, daß die Fischersche

Erklärung des Einsseyns der drei Zeugen möglich sey, die alte Auslegung von der Einheit des Wesens so gut als widerlegt sey. Dies erklärte er für eine unstatthafte Folgerung. Aber ich beharrte dabei, und entwikelte ihm meinen Schluß so: „wenn ich, bei meinem Glauben an die Lehrsäzze der Religion, Beruhigung haben, und gewiß seyn sol, daß die h. Schrift sie wirklich enthält, und Gott sie in derselben gelehrt, und sie mir zu glauben befohlen habe; so muß der Spruch, auf welchen ich diesen Glauben gründe, einen so ausgemachten Sinn haben, daß kein anderer Sinn reelle Möglichkeit hat. Denn so lange ein Gegner auftreten und sagen kan, sein Sinn sey möglich d. h. er stimme mit Grammatik, Sprachgebrauch, und Kontext überein, so lange habe ich bei meinem Sinn keine Gewißheit. Denn das ist nicht völlig gewiß, dessen Gegentheil eben so wol möglich ist, d. h. eben so wol Gründe für sich hat. Wenn ich also annehme, daß die Worte, Drei sind, die da zeugen — und diese drei sind eins, eben so gut nach den Regeln der Auslegung von einer moralischen Einheit verstanden werden können, als von einer wesentlichen; so ist die leztere

insofern nicht gewiß, und mein Glaube kan sich auf diesen Spruch nicht mehr mit Beruhigung gründen. Und der Gegner, der nun die Dreieinigkeit leugnet, hat eben dadurch diesen Beweisspruch widerlegt, daß er eine andere gleich mögliche Erklärung desselben angezeigt hat. Denn mir liegt es ja ob, wenn ich den Gegner bekehren und seinen Irthum benehmen wil, daß ich ihm Beweissprüche bringe, in denen das Dogma, das er glauben sol, so entscheidend vorgetragen wird, daß gar kein andrer Sinn, nach den Gesezzen der Interpretation, stat findet. Wenn also der Gegner mir bei einem Beweisspruche zeigen kan, daß allerdings ein andrer stat findet; so bin ich eben damit widerlegt. Denn der Orthodoxe muß Gewißheit geben, der Kezzer aber braucht nur Möglichkeit des Gegentheils zu beweisen."

Er. Mit solchen Räsonnements, mein Sohn, wirst du die Ruhe deines eignen Glaubens zerstören.

Ich. Ohne meine Schuld, bester Vater. So lange mir dies Räsonnement einleuchtet, kan ich ja nicht widerstehn. Ich bin ja gezwungen, zu zweifeln. Helfen Sie selbst mir heraus.

Er. Das kanst du selbst, wenn du nur nicht vorsezlich der Wahrheit widerstrebest. Denn du weist doch, daß die Lehre von der h. Dreieinigkeit eine herschende Lehre der Schrift ist. Du hast also gar keinen Grund, unter den möglichen Erklärungen des Einsseyns, gerade die zu wählen, welche dich zum Unglauben führt.

Ich. Es fält mir auch nicht ein, bester Vater, die herschende Lehre der Schrift zu verwerfen und an ihr ungläubig zu werden: sondern es scheint mir nur, daß durch die mehrgedachte Möglichkeit, dieses schöne Diktum probans verloren gehe.

Er. Warum sol es aber verloren gehen: da du die Wahl hast?

Ich. Für den Gegner gehts doch verloren: und insoweit auch für mich, insofern ich dem Gegner nichts mehr damit beweisen kan, weil er sich darauf beruft, daß seine Erklärung eben so wol möglich sey. Und er hat noch überdies einen wichtigen Grund seiner Wahl. Er kan sagen, ich bin verbunden, unter zwei möglichen Erklärungen eines Spruchs, die zu wählen, welche

der Vernunft am gemäßesten ist. Nun aber ist die orthodoxe Erklärung über alle Vernunft und ganz unbegreiflich: hingegen die meine, von der moralischen Einheit oder Zusammenstimmung der Zeugen ist vernünftig und einleuchtend, also muß ich die meinige vorziehn.

Er. Aber wenn du ihm zeigen kanst, daß die Einheit des Wesens der drei Personen herschende Schriftlehre ist; so hast du ihm ja einen entscheidenden Grund angegeben, unter den zwei möglichen Erklärungen, hier die zu wählen, welche der herschenden Schriftlehre gemäs ist.

Ich. Ja, bester Vater, aber so ist doch vor der Hand dieses Diktum verloren, weil es eher keine Beweiskraft hat, als bis ich bewiesen habe, daß die Dreieinigkeit herschende Schriftlehre ist. Und die Frage wär' es, ob ich eine einzige Stelle der Bibel für die Dreieinigkeitslehre fände, welche mir der Gegner nicht eben so zurükschikken könte wie diese, nämlich durch Darlegung eines andern eben so möglichen Sinnes.

Er. Und dennoch wäre das Diktum nicht verloren, denn ich würde dem Gegner zeigen, daß

er nicht nur durch den herschenden Schriftvortrag, sondern selbst durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch bestimt werde, die orthodoxe Erklärung zu wählen, und die Einheit des Wesens gelten zu lassen.

Ich. Ja, da hätten wir gewonnen Spiel, wenn wir zeigen könten, daß das Eins seyn, gewöhnlich, die Einheit des Wesens bedeute. Denn ich habe immer gedacht, daß sich diese Bedeutung gar nicht beweisen lasse. Wenn Sie mir nun zeigten, daß es sogar die gewöhnliche sey, so wäre mein Glaube freilich beruhigt und das Diktum gerettet.

Er. Ich weiß nicht, wie du mir vorkomst. Du hast über meine Dogmatik gelesen und wilst nicht wissen, daß das Einsseyn hundertmal in den Reden Jesu von der Einheit des Wesens vorkomt? Wie oft sagt Christus auf das nachdrüklichste, ich und der Vater sind eins?

Ich. Diese Stellen, mein Vater, habe ich nicht vergessen. Aber ich weiß nur nicht die orthodoxe Bedeutung des Einsseyns damit zu beweisen. Denn aus einer Stelle etwas beweisen,

heist

heist ja soviel als zeigen, daß der angegebne Sinn der einzig mögliche sey, und daß jeder andere Sinn mit den Regeln der Auslegung streite und also keine reelle Möglichkeit habe.

Er. Richtig. Und so darfst du ja nur alle die unzähligen Beweisstellen der Dogmatik, für die wesentliche Gottheit Christi zusammennehmen, so ists ja klar, daß Christus sich in keinem andern Sinne eins mit Gott nennen kan.

Ich. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich beklage, daß Sie damit die Untersuchung verlängern, und mich überal in derselben Noth sizzen lassen. Ich solte ja dem Gegner, um das Diktum 1 Joh. 5, 7. zu retten, beweisen, daß das Einsseyn in der h. Schrift eine Einheit des Wesens anzeige, und daß das gewöhnlicher Sprachgebrauch sey. Da ich das nun nicht zu können schien, führten Sie mich auf die vielen Reden Jesu, wo das Einsseyn Jesu mit dem Vater behauptet wird. Und da ich nun hier wieder frage: wie ich aus diesen vielen Stellen den gewöhnlichen Sprachgebrauch beweisen solle; so verlangen sie, daß ich erst wieder alle andern Beweisstellen für die Gott-

heit Christi zu Hülfe nehmen sol. Wie nun, wenn es uns bei allen so gienge, daß der Gegner eine andere mögliche Deutung fände? Und zudem hätte ich damit nicht einmal etwas bewiesen. Denn wenn auch die Gottheit Christi, wie ich fest glaube, aus hundert Stellen sich erweisen läßt, so folgt ja noch gar nicht, daß darum das Einsseyn eine Einheit des Wesens anzeigen muß. Des Gegners moralische Einheit bleibt ja immer noch möglich.

Er. Nimmermehr. Besinne dich nur, daß Christus diese Redensart meistentheils in der Verbindung braucht, wo von der Hoheit seiner Person die Rede ist, welche die Juden bezweifelten. Wie wäre es möglich, daß Christus auf die Frage, bist du Gott? antworten könte: ich und der Vater sind eins, wenn er damit eine blos moralische Einheit anzeigen wolte. Das wäre ja widersinnisch. Denn, moralisch eins, können und sollen ja alle Menschen mit Gott seyn: sind sie darum Gott?

Ich. Nein. Aber gleichwol scheint Christus selbst nichts als eine moralische Einheit seiner Person mit Gott lehren zu wollen, weil er ausdrük-

lich sein Einsseyn mit Gott und das Einsseyn der Menschen mit Gott als einerlei vorstelt.

Er. Wie? Als einerlei?

Ich. Mich deuchts. Betet Christus nicht im Johannes: Vater, ich wil, daß meine Jünger mit dir und mit mir eins seyn, wie ich mit dir eins bin? Hier deucht mich, ist offenbar der Sinn dieser: Vater, gieb, daß meine Jünger eben so mit mir, und dir Ein Herz und Eine Seele werden, und sich mit uns zu dem großen Zwekke der Beseligung der Menschheit durch Warheit vereinigen, wie ich mit dir zu diesem großen Werke vereiniget bin.

Er. Du nimst die Vergleichung zu streng. Es sol nur so viel heißen: Laß meine Jünger moralisch mit uns eins seyn, in einem eben so festen Bande, wie das ist, was uns wesentlich eins macht.

Ich. Das läßt sich hören. Aber der Gegner wird immer sagen, daß diese Vergleichung gezwungen und — nicht bewiesen sey.

Er. Ei, so beweise ich sie ihm eben damit, daß Christus die Redensart, wie ich oben dir sagte,

da braucht, wo ausdrüklich von seiner Gottheit die Rede ist.

Ich. Aber sagt denn Christus in irgend einer solchen Stelle ausdrüklich, wenn die Juden ihn fragen: ja, ich bin Gott? Ich erinnere mich keiner. Einmal weiß ich, schikten die Juden (ich glaube nach Joh. 10) eine Deputation an ihn, und ließen ihn ausdrüklich fragen, wofür er sich denn eigentlich ausgebe? Und da braucht er blos die Worte: ich und der Vater sind eins. Aber er sagt nicht, ich bin Gott.

Er. Gut, daß du selbst diese Stelle bringst. Hier ist ja das Einsseyn mit Gott ganz offenbar die wesentliche Einheit, die seine Gottheit beweist. Denn die Juden wolten ihn ja steinigen, weil er sich mit dieser Redensart selbst zu Gott mache. Also muß es ja damals Sprachgebrauch gewesen seyn, das Einsseyn mit Gott von wesentlicher Einheit zu verstehen. Bist du denn noch nicht beruhigt?

Ich. Ermüden Sie nicht, bester Vater. Aus dem, was Sie sagen, folgt nur, daß ihn die Juden so verstanden haben, nicht aber, daß er sein Einsseyn mit dem Vater für eine Einheit des

Wesens genommen habe. Vielmehr scheint er dieses als eine Misdeutung anzusehn. Denn er entschuldigt sich ja mit dem herschenden Sprachgebrauche des alten Testaments, vermöge welchem alle solche Redensarten, und selbst das Wort, Gott, als Prädikat, von blossen durch den Geist Gottes erleuchteten Menschen gesagt werden. Die Schrift, spricht er, kan ja nicht gelößt d. h. eines Irrthums beschuldiget werden. Nun aber nennt ja die Schrift so gar die Menschen Gott, zu welchen das Wort des Herrn geschehen ist, d. h. welche göttliche Erleuchtung hatten. Scheint es hier nicht offenbar, daß Christus sich die wesentliche Einheit, und folglich die Gottheit verbitte, indem er die Juden auf diesen Sprachgebrauch des A. Testaments führt? Denn wenn er hier die Deputation wirklich hätte belehren wollen, daß er wahrer Gott sey, und wenn er folglich die Worte, ich und der Vater sind eins, von einer Einheit des Wesens verstanden hätte, so mußte ers ja lieber gerade heraussagen: ja, ich bin Gott!

Mein Vater wendete hier ein, daß Christus aus weisen Absichten nicht für gut gefunden habe,

sich jezt noch gegen die Juden, und besonders gegen eine pharisäische Deputation so ganz deutlich und kategorisch zu erklären, und führte mich und sich, in der Folge des Gesprächs in immer verwikkeltere Labyrinthe, dergestalt, daß ich zulezt ihn verließ, ohne das mindeste für meine Beruhigung gewonnen zu haben.

Ich ward nunmehro — nicht ungläubig (denn das ließ mein Gewissen nicht zu — da Orthodoxie zu tief in mir eingewurzelt war) aber doch zweifelhaft. Und ich faßte den ernstlichen Entschluß, Fischern fortzuhören, mich mit seiner Methode zu interpretiren vertraut zu machen, und eigentlicher Philolog zu werden, ganz in der Absicht, um meine Dogmatik von Anfang bis zu Ende der schärfsten Prüfung zu unterwerfen, und nicht eher zu ruhen, bis ich die Lehren meiner Kirche mit der vollen Rüstung des gelehrten Philologen vertheidigen, und für jeden Glaubensartikel solche Beweisstellen aufbringen könte, in welchen das zu beweisende Dogma so einzig der Sinn der Stelle sey, daß kein andrer Sinn, vermöge Grammatik, Sprachgebrauch und Kontext möglich bliebe.

Und von Stund an gab ich meinem Crusius den Abschied. Ich studirte seine Philosophie nicht mehr. Ich achtete seine Warnungen vor den Buchstaben (wie er die Sprachgelehrsamkeit nennte) nicht mehr. Ja, ich besuchte ihn nicht anders, als wenn ich auf Befehl meines Vaters zu ihm gehen, und etwas ausrichten mußte.

Ich studirte nun mit unermüdetem Fleiße Geschichte und Sprachen. Und ich suchte besonders alle Hülfsmittel der Philologie zusammen, um in meiner Bibel mit eignen Augen sehen zu lernen. Und so war nun, bei allem meinen fortdauernden Glauben an die Grundartikel des Systems, dennoch in mir der unerschütterliche Grund zum Unglauben gelegt, und meine Bekehrung vollendet. Denn ein Mensch, der einmal erst entschlossen ist, die Kirchentheologie zu prüfen, und auf den Probierstein der Vernunft und Philologie zu bringen, der kan, wenn er die nöthigen Talente und Stätigkeit hat, bei dem Glauben nicht ausharren, der muß, auf diesem Wege, zulezt ein Ungläubiger werden: d. h. es kan ihm am Ende der Untersuchung nichts als vernünftige Religion übrig

bleiben, und der positive Kram muß ihm zulezt wie Seifenblasen zerstieben. — Doch, mein Weg war lang, und meine Laufbahn mühsam! Erst in meinem vierzigsten Jahre habe ich sie geendet.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Kandidaten-Examen.

Ich kan michs wirklich nicht genau mehr erinnern, ob ich mich kurz vor oder gleich nach meiner Promotion zum Kandidatenexamen in Dresden präsentirt habe. So viel weiß ich, daß es um diese Zeit ohngefähr geschehen ist, und daß ich damals schon eine große Fertigkeit im Lateinreden hatte und, mit der größten Dreistigkeit, einige Funken des Vernunftlichts in mir verbunden waren.

D. Herrmann war Oberhofprediger und Am-Ende Generalsuperintendent. Lezterer war ein sanfter Mann und hatte ganz das fromme Air meines verabschiedeten Crusius. Ersterer aber war

lauter Feuer und — ein volkomner Hofmann. Seine Lebhaftigkeit war vermögend, einen jungen Menschen zu erschrekken. Er sprach mit solcher Hastigkeit, mit solchem Geschrei, mit solchen Gestikulationen, und fuhr, wenn er vor mir saß, mit dem Stuhle so hin und her, daß ich alle Augenblikke fürchten mußte, daß er mit dem Stuhle auf mir zu sizzen kommen oder mit den Händen mir in die Perükke gerathen würde. Er war aber dabei sehr gefällig, höflich und, nach Art der Hofleute, bereit, alles in der Welt zu thun, was man sich nur von ihm wünschen konte.

Das Kandidatenexamen in Dresden wurde öffentlich gehalten, so daß ein Schwarm von dreißig alten und jungen Kandidaten einen Kreis schloß, von welchem die armen Sünder, welche auf der Schwizparade stunden, umgeben waren. Die Examina sind auch da, ihrer Form nach, eben so verkehrt, und unzwekmäßig, wie ich sie überal gefunden habe. Sie bestehn in bloßen Fragen und Antworten. Da sizzen denn die beiden furchtbaren Examinatoren, die durch ihre hohen Aemter und großen Perükken schon Angst einflößen, (wel-

che natürlich durch die Gegenwart des Präsidenten und der übrigen Konsistorialen so wie durch die Menge der oft ganz laut lachenden Zuschauer vermehrt wird,) und legen den armen Kandidaten Fragen vor, die sie vorher sich aufgeschrieben haben, und verlangen, daß man ihnen gerade so antworte, wie sie die Antwort erwarten d. h. wie es ihre Vorstellungsart erfodert, nach welcher sie schon wieder die folgenden Fragen eingerichtet haben. Ists wol möglich, bei diesem albernen Verfahren einen jungen Menschen zu prüfen? Mag ein Mensch aus dem Stegreif alles beantworten, was die präparirten Herren fragen? Und mag er es in dieser Lage, wo sich alles vereinigt, ihn aus der Fassung zu bringen?

Wann wird man denn einmal einsehen lernen, daß die Prüfung eines Menschen gar nicht anders angestelt werden kan, als wenn das, was er von sich giebt, Folge seines ruhigsten Nachdenkens ist? Das Amt, wozu er bestimt ist, erfodert ja keinen Schwäzzer aus dem Stegreif: warum stelt man denn also die Prüfung so an? Man wil wissen, ob der Kandidat die Religionswahr-

heiten gefaßt und die Fertigkeit sich erworben hat, sie zusammenhängend, gründlich, lichtvol und populär vorzutragen: erfährt man das wol, wenn man ihn ein paarhundert Fragen in abgebrochnen Redensarten beantworten läßt? Man schließe ihn doch in ein Zimmer ein, man gebe ihm verschiedene Materien aus Religion, Moral, Geschichte, — lasse ihn Zeit zum Nachdenken, heisse ihn sie in schriftlichen Aufsäzzen bearbeiten — dann kan man wissen, ob der Mensch Talente und Kentnisse des Lehrers besizt. Und dann führe man ein paar Kinder zu ihm, und lasse ihn ein Stük mit ihnen durchkatechisiren, um zu sehen, ob er auch Begriffe leicht entwikkeln und sich zu Kinderfähigkeiten herablassen kan. Aber — neue Erfindungen für sinliche Lust oder, neue Finanzprojekte, sind unsern Großen wichtiger als Vorschläge zum Besten der Menschheit. Weg damit!

Bei dem Oberhofprediger kam ich am leichtesten durch. Der Mann spricht fast immer selbst. Er hat kaum eine Frage gethan, so treibt ihn sein Feuer schon wieder zu neuen Fragen, so daß der Kandidat nur nöthig hat, hier und da, promt

ein paar recht passende Worte dazwischen zu werfen, so schreit er bene, bene, und fährt immer wieder fort, zu schwadroniren.

Ich erwarb mir ein paarmal ein bene und egregie auf eine recht lächerliche Art, indem ich zu Bedeutungen griechischer Worte, von denen die Rede war, mit meiner gewöhnlichen Dreistigkeit, ein paar Stellen aus dem Homer und Plutarch allegirte, ohne sie je da gefunden zu haben, blos in der Voraussezzung, daß er doch nicht nachschlagen und mich auf der Täuschung ertappen konte.

Am=Ende war ein erbärmlicher Frager. Er verstand gar nicht, bestimt sich auszudrükken. Insonderheit war er so erstaunend reich an Divisionen und Distinktionen und gab doch, bei keiner einzigen Frage, den Grund der Eintheilung (fundamentum dividendi) an, so daß man immer die Eintheilung nur errathen mußte. So fragte er mich z. B. wie vielerlei ist die Gnade? Da waren nun funfzig Antworten möglich. Denn die Dogmatik hat in dem Kapitel de gratia bekantlich gerade die gröste Menge von Eintheilungen. Ich war also schnel mit der Antwort: est vel univer-

falis vel — er schüttelte mit dem Kopfe — est vel praeveniens vel operans vel — er schüttelte mit dem Kopfe — est vel vocans vel illuminans vel convertens, vel — er schüttelte mit dem Kopfe: und so durchwühlte meine Phantasie noch alle die Eintheilungen, welche meines Vaters System so reichlich enthielt; und vermochte doch die nicht zu treffen, die er haben wolte, weil zufälligerweise mein Vater sie nicht hatte, oder vielmehr, weil er sie nicht wörtlich so hatte, wie sie Am-Ende haben wolte. Da er sahe, daß sein Kopfschütteln nichts fruchtete, wolte er mir helfen und fing an: est vel medicinalis vel — und nun solte ich forensis hinzusezzen: Aber ich war auch das nicht im Stande, und mußte mir gefallen lassen, daß er Zeichen der Verwunderung über meine Unwissenheit gab, und daß alle Zuschauer hohnlächelten, weil ihnen, aus dem beständigen Zuhören, die Am-Endischen Floskeln so bekant worden waren, daß sie kaum begreifen konten, wie ein Kandidat sie nicht wissen solte. Und wahrhaftig, ich konte meine Dogmatik auswendig (denn es ist ja nur Memorienwerk) und hatte doch von seiner medicinellen und gerichtlichen Gnade kein Jota in

meinem Kopfe. Zwar enthielt meine berufende, erleuchtende, bekehrende, wiedergebärende und rechtfertigende Gnade eben dasselbe. Denn meine vier ersten Glieder der Eintheilung umfaßten seine medicinelle, und mein leztes, seine gerichtliche. Aber wie konte ich das wissen, daß er den h. Geist bei seinen Gnadenwirkungen gerade als D. Medicinä und Justizrath abgetheilt haben wolte?

Meine verunglükten Antworten bei dem guten Am-Ende verursachten, daß meine Censur geringer ausfiel, als mir sie der Oberhofprediger schon vorläufig versprochen hatte. Er sahe sich, wie er mir hernach selbst sagte, genöthiget, seines Kollegens halber, das recte wegzulassen und mich mit einem bloßen promte respondit abzufertigen.

Auf das Examen folgte die Kandidatenpredigt, welche ich, zwar in der Kirche, aber blos vor den Examinatoren und dem Küster ablegen muste. Ich hatte das Evangelium vom ungläubigen Thomas, und bekam den Einfal, welcher in der That von der in mir keimenden Aufklärung meines Geistes zeigte, eine Apologie des Thomas zu übernehmen.

Mein Thema war, die nöthige Vorsicht des Christen bei den Gegenständen seines Glaubens. Ich bewies, daß der Christ große Vorsicht und Behutsamkeit nöthig habe bei seinem Glauben, aus der Wichtigkeit der Sache, indem, von der Religion und der Richtigkeit unsers Glaubens an dieselbe, unsere ganze Moralität und Glükseligkeit abhange, und beide in der größten Gefahr wären, wenn man sich zum leichtsinnigen Fürwahrhalten verleiten ließe. Ich folgerte daraus die Pflicht, alles, was man uns als Religionswahrheit vorträgt, zu prüfen, und mit eigensinniger Strenge zu untersuchen. Und nun gründete ich darauf die Rechtfertigung des Thomas und zeigte, daß ihm gar nicht der Beiname des Ungläubigen zukomme, sondern, daß er vielmehr uns allen zum Muster dienen müsse, nach welchem wir mit gleicher Vorsicht verfahren und Dinge der Religion nicht eher fürwahrhalten müßten, bis wir, so zu sagen, uns, wie Thomas, gedrungen und genöthiget fühlten, der Stärke der Gründe nachzugeben und sie für wahr zu halten.

Ich erwartete von einem meiner hohen Patrone und Vorgesezten über diese Predigt eine Cen-

sur, aber keiner sagte mir etwas. Herrmann allein ließ mich die wenigen Worte vernehmen: nun, Herr Kandidat, Sie haben heute ein intrikates Thema gewagt. Es ließ sich recht gut hören. — Das war alles

Das ganze nuzzenlose Ceremoniel kostete mich mit den Reisespesen über vierzig Thaler. Ists nicht arg, daß so viel arme Leute ums Geld gebracht werden, die zu Hause der Pastor ihres Orts eben so klug fragen könte? Und wie sind erst die Kandidaten zu bedauren, von denen Dresden zu meiner Zeit überschwemt war, welche ohne Patrone und gehoßte oder geschürzte Vorsprecher dahin kommen, und erst ihr Geld verreisen, dann ein paar Monate warten und zehren müssen, ehe sie zum Examen gelangen, und hernach doch wol zwei, drei — ja wol sechs, acht Jahr laufen und (wenn sie dem Registrator, oder Protonotar nicht Goldstükken zeigen) vor allen Kammerlakeien tiefe Verbeugungen machen und sich wie Bettelbuben hudeln lassen müssen, ehe ihnen eine elende Pfarre zu Theil wird, welche die Vergütung ihrer Universitäts- und Kandidaten-Jahre seyn sol.

Um diese Zeit fing mein Vater die undankbarste Arbeit seines Lebens an. Er bekam den unglüklichen Gedanken, das Buch Hiob zu kommentiren, und sich an einen Schriftsteller zu wagen, dem er weder in Absicht auf erforderliche Sprachkentnisse, noch dichterischen Geist gewachsen war. Wie er darauf gefallen ist, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß eine dogmatische Idee ihn begeistert, und zu diesem Entschluß verführt hat, dessen Schwierigkeiten er nicht kante.

Die Hauptlehre, für die sein Herz am meisten glühte, und welche er mit dem wärmsten Eifer und am fleißigsten predigte, war die kirchliche Lehre von der Gerechtigkeit des Menschen vor Gott, ohne Werke, durch den Glauben, welche er die Glaubensgerechtigkeit nennte. Und diese mochte, bei einer einsamen Meditation, mit denjenigen Stellen des Buchs Hiob zusammengetroffen seyn, wo die Freunde Hiobs den Werth seiner Tugend herabsezzen, und ihm vorwerfen, daß sein Vertrauen, das er auf sie gesezt habe, eitel sey, indem er ja jezt aus seinen schreklichen Schiksalen sehe, daß ihn Gott nichts achte, son-

dern, alles seines Tugendeifers ohngeachtet, im Elende verschmachten lasse. Dabei mochten ihm nun die Reden Hiobs aufgestoßen seyn, wo sich dieser gegen jene Spöttereien vertheidigt, und behauptet, daß Gott doch gewiß endlich noch, seines moralischen Werthes eingedenk, ihn aus seiner Noth retten, und seine Tugend krönen werde. Und nun associirte damit meines Vaters Phantasie die Rede Gottes im Wetter, und — da schoß ihm der Gedanke ein, daß Hiobs Fehler daran gelegen haben müsse, daß er zu sehr auf seine guten Werke getrozt habe, und daß Gott die ganze Geschichte veranstaltet, und vielleicht auch das ganze Buch absichtlich deswegen inspirirt habe, um den Hiob so wol als die Schauer und Leser seiner Geschichte auf die Glaubensgerechtigkeit zu führen, und diese große Warheit zu versinlichen.

So dünkt mich, war in ihm die Hypothese entstanden, welche er nun mit demjenigen Enthusiasmus festhielt, welchen die Liebe zu einer neuen Erfindung, in feurigen Seelen, nur alzuleicht zu erzeugen pflegt.

Ganz lebhaft denke ich mirs, wie da sein Geist glühen mochte, da er diesen Gedanken aufgefaßt, und das Große des Unternehmens empfunden hatte, eine neue Sonne für die Forscher der Dunkelheiten Hiobs aufzustekken, welche zugleich die ihm erhabenste Lehre des Christenthums mit neuem Glanze verherrlichte.

Aber er hat leider für diese voreilige Hizze in Ausführung eines so unreifen Entschlusses büssen müssen. Bei sieben Jahre lang hat er alle seine Stunden darauf verwendet, die ihm seine Aemter übrig ließen, hat von seinem Schlafe sich abgebrochen, hat seine Seelenkräfte angestrengt, und — manchen, manchen Angstschweiß vergossen, wenn die Hypothese in die Fugen des Gedichts nicht passen oder, in den Dunkelheiten einzelner Stellen sich nicht aufhellen wolte.

Dazu kam noch das Unglük, daß er seinen Hiob schlechterdings ganz aus der arabischen Sprache erläutern wolte, und doch gleichwol erst kurz vorher, mit mir, bei Reisken diese Sprache erlernt hatte. Da hatte der gute Mann nun weiter keine Hülfsmittel als seinen Golius, und wuste

auch weiter nichts vorzunehmen, als hebräische Worte, nach der Aehnlichkeit der Buchstaben, im Golius aufzusuchen, und mit den arabischen zu vergleichen. Da habe ichs oft gesehen, wie er über einem Wort stunden lang suchte, bis er endlich ein gleichlautendes arabisches auffand, und eine Bedeutung erhaschte, die ihm in seine einmal festgesezte Erklärungsart taugte: und wie er sich da den Schweiß troknete, und frohlokte. Kurz, ich weiß, daß der liebe Hiob, den hernach die algemeine deutsche Bibliothek, zu seiner äußersten Kränkung, noch obendrein so mishandelte, der erste Nagel zu seinem Sarge war.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Kuhl.

Ich kehre zu meinem akademischen Leben zurük, um meinen Lesern eine Geschichte zu erzählen, welche unter die traurigen Denkmale des Fanatismus gehört, und uns zu erkennen giebt, wie weit sich

der Mensch verirren kan, wenn der Aberglaube einmal über die Vernunft gesiegt, und sich der Herrschaft über die Seele bemächtiget hat.

Nur eben hatte ich durch meine Vorlesungen mir einige Reputation erworben, welche ich damals gewiß nicht der Güte des Inhalts, sondern blos dem Feuer meines einnehmenden Vortrags verdanken mußte; als ein Mensch sich bei mir zu einem Privatissimo in der hebräischen Sprache meldete. Er war vorher bei meinem Vater gewesen, der ihn aber wegen überhäufter Arbeit an mich verwiesen hatte. Dieser Mensch war seines Handwerks ein Kirschner, hatte eine Frau und fünf Kinder, besaß ein Vermögen von sechs bis acht tausend Thalern, und lebte im Thüringschen. Sein Name war, Kuhl. Es war eine lange, rappeldürre Figur, mit einem schmalen und übermäßig langen Gesicht, kleinen Augen, stumpfer Nase, breitem Maule, und kohlenschwarzen Haaren. Stupidität kündete seine Stellung, sein Gang, und jede Mine seines Gesichts. Und in seiner Seele lag jede, ihm lebhaft gewordne, sinliche Idee, wie Blei.

Mein Herr Magister, so war ohngefähr seine Anrede, die Gnade Gottes hat mich ergriffen, daß ich der Welt Buße predigen sol. Und Gott der Herr hats mir eingegeben, daß ich bei Ihnen hebräisch lernen sol. Ich gebe funfzig Thaler, wenn sie mich fertig machen, daß ich predigen kan. Ich bitte Sie sehr, nehmen Sie mich an. Ich wil Tag und Nacht sizzen und lernen.

Ich wuste anfangs nicht, was ich zu dieser Erscheinung sagen solte. Denn ein Narr dieser Art war mir noch nicht vorgekommen. Ich fühlte meine Pflicht, diesen Menschen von seiner Schwärmerei zu heilen, fühlte aber auch auf der andern Seite den Reiz der funfzig Thaler, welche in meiner Lage eine sehr wichtige Summe ausmachten. Dies bewog mich, mit dem Menschen mich einzulassen, mit dem Vorsaz, alles zu versuchen, um ihm seine Narrheit auszureden, aber auch, wenn er unheilbar seyn solte, die funfzig Thaler mir nicht entschlüpfen zu lassen, weil ich voraussezzen konte, daß ein anderer doch den Vogel einnehmen würde, wenn ich ihn fliegen ließe. Und so began unter uns ohngefähr folgendes Gespräch. Man sezze vor-

aus, daß die Fragen, die seine Person betrafen, schon vorausgegangen waren.

Ich. Sein Vorhaben befremdet mich, mein lieber Kuhl. Ich wolte Ihm wol rathen, daß Er es erst noch reiflicher überlegte.

Er. Der Mensch muß nicht überlegen, wenn der Geist ihm Gottes Willen kund gethan hat. Fleisch und Blut kan das Reich Gottes nicht ererben. Der natürliche Mensch vernimt nichts von dem, was des Geistes Gottes ist.

Ich. Ja, ich gebe zu, daß wir mit unserer Vernunft Gott selbst nicht meistern müssen, wenn er uns seinen Willen einmal offenbaret hat. Aber weiß Er auch gewiß, das es Gottes Wille ist, daß Er ein Prediger der Buße werden sol?

Er. (freudig, mit einem lebhaften Aufblik zu Gott) Ja, das weiß ich gewiß.

Ich. Aber woher weiß Er das so gewiß? Hat Er Gott gesehn, und mit ihm geredet?

Er. Eben daher, woher es die Apostel wußten, die Gott auch nicht gesehn, und mit ihm geredet hatten. Der Geist Gottes hat mirs eingege-

den, und dieses innere Licht fühl ich, und sein Drang ist unwiderstehlich.

(Ich bitte meine Leser vorauszusezzen, daß ich damals noch orthodox war, und daß sie sich daraus die Verlegenheiten erklären müssen, in die ich hier gerieth, und welche mich nöthigten, da, wo mich der Schwärmer gepakt hatte, abzuspringen, und auf etwas anders überzugehen, ohne ihn gründlich widerlegt zu haben.)

Ich. Die Apostel waren freilich ihrer göttlichen Eingebung gewiß. Aber Er hat doch keinen Grund. —

Er. (hizzig einfallend) Eben so viel wie die Propheten, und Apostel. Jeremias klagt dort, daß er nicht habe predigen wollen, daß er aber ein Brennen in seinem Leibe gefühlt habe, dem er nicht widerstehen konte. Das hab ich auch. Aber so was kan man niemanden sagen, wie einem da zu Muthe ist. Die Apostel kontens auch nicht, und habens niemanden gesagt, und haben doch behauptet, daß sie den Geist Gottes hätten. Die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geist.

Ich. Aber, lieber Freund, solte denn hierbei kein Irthum möglich seyn? Wie wenn Ihn seine Einbildung getäuscht hätte?

Er. So könte man auch bei den Aposteln fragen.

Ich. Ja, aber die Apostel haben sich durch Wunder legitimirt.

Er. Die könte ich auch thun, wenns Gottes Wille wäre.

Ich. Wie aber, wenn ich Ihm zeigte, daß es gar nicht Gottes Wille seyn kan, daß Er ein Prediger werde? Wie alt ist er?

Er. Vierzig Jahr.

Ich. Nun seh Er einmal, in diesem Alter ists ja gar nicht möglich, das alles noch zu erlernen, was zum Predigtamte erfodert wird. Und unmögliche Dinge kan ihn ja Gottes Geist nicht geheissen haben?

Er. (lächelnd) Ei, bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Ich. Aber es ist doch über alle Kräfte der Natur, die der weise Gott weder zerstört, noch verändert, noch gewaltsam vermehrt.

Er. Der Glaube ist auch über die Kräfte der Natur. Und wissen Sie nicht, daß Gott ihn den Kindern durch die Taufe schenkt?

Ich. (erröthend und stokkend) Ja — aber — der Glaube — ist doch. —

Er. (einfallend) Kan Gott den Kindern ohne Naturkraft den Glauben schenken; so kan er auch mir in meinem Alter so viel Gelehrsamkeit schenken, als ich brauche, ein Prediger der Buße zu werden. Also machen Sie sich darüber keine Sorge, sondern nehmen mich nur getrost in die Lehre. Trauen Sie es Gott zu, daß er durch Sie mehr ausrichten wird, als Sie natürlicherweise im Stande seyn würden.

Ich. Aber wozu wil Er erst hebräisch lernen? Ein Prediger hat das so nöthig nicht. Er macht sich den Weg zu seinem Ziele lang, und beschwerlich.

Er. Thut nichts, Herr Magister. Hebräisch muß ich lernen. Der Geist hat michs geheißen. Er hat mir gesagt, daß ich, wie die alten Propheten, reden, und Königen und Fürsten die Wahrheit sagen sol.

Ich. Lieber Kuhl, Er wirds sehen, daß das Ding nicht geht. Er ist warlich nicht im Stande, alles das zu lernen, was das alte Testament zu verstehen nöthig ist. Und dann braucht Er ja vor allen Dingen auch Philosophie, um richtig und ordentlich denken zu lernen.

Er. Nicht daß wir tüchtig sind, etwas gutes von uns selber zú denken — verstehen Sie das Herr Magister? — sondern unsere Tüchtigkeit ist von Gott — Lehren Sie mich nur hebräisch. Ich bezahle funfzig Thaler. Und Philosophie werd ich auch schon lernen. Der h. Geist wird mich alles lehren.

Ich. Aber wozu wil Er sein schönes Brod verlassen, sein Handwerk vernachläßigen, das Ihn zum nuzbaren Mann machte, sich seinem Weibe und Kindern entziehn?

Er. Wissen Sie wol, was Christus sagt? Wer nicht verläßt Vater und Mutter, und Weib und Kind, und Häuser und Aekker um meinet willen, der ist mein nicht werth?

Ich. Wir haben ja aber schon Lehrer gnug, lieber Kuhl, welche Buße predigen. Und Gott

hat doch seiner Kirche die Macht gegeben, ordentliche Prediger zu berufen und anzustellen, warum wil er sich eindrängen?

Er. Ich dränge mich nicht ein. Gott hat mich berufen. Und Prediger genug, sagen Sie? O das sind stumme Hunde, wie Esaias sagt. Deswegen schikt mich Gott, daß ich reden sol, weil diese schweigen.

Ich. Aber lieber Kuhl, Er wird schwerlich Erlaubniß erhalten zum Predigen. Nach Kurfürstlicher Verordnung wird Ihm die Kanzel nicht gestattet werden können.

Er. O, o, der Kurfürst wird wol müssen! Kein Kurfürst und kein Kaiser kan der Macht Gottes widerstehen. Gott wirds ihnen schon lehren, wenn er seinen Knecht sendet. Dafür sorge ich nicht. Der Gott, der mich berufen hat, wird auch die Kanzel mir öfnen. Christus hats seinen Jüngern allen und also auch mir verboten, sich vor Königen und Fürsten zu fürchten. Hat nicht Johannes dem Herodes zum Troz gepredigt?

Jezt sahe ich, daß mit dem Menschen nichts anzufangen war. Er war in seiner Bibel so be-

wandert, daß er mich mit Sprüchen ängstigte, und alles, was ich ihm sagte, sogleich mit einer Schriftstelle widerlegte. Und meine Orthodoxie selbst brachte mich dabei in die größte Verlegenheit. Denn da mußte ich immer selbst die albernsten Dinge zugestehn, aus denen er hernach folgerte.

Da ich also den Menschen inkurabel fand, dachte ich, es sey besser, daß ich die funfzig Thaler nähme, als ihn einem andern Docenten in die Hände spielte. Denn noch nie hatte ich für ein Kollegium Bezahlung erhalten, sondern war froh gewesen, wenn ich Zuhörer bekam, die mich umsonst hören wolten.

Aber was für ein schrekliches Stük Arbeit hatte ich mit diesem Stoknarren! Ich solte ihn hebr. Grammatik lehren und er verstand nicht, was Grammatik, was Nomen, was Verbum, was Regel hieß. — Vier volle Wochen brachte ich mit ihm zu, ehe er die Buchstaben begrif. Und doch lernte er nie richtig lesen, und zum analysiren kam es gar nicht. Ich analysirte ihm selbst beständig vor, ohne je von ihm verstanden zu werden.

Sein eigner Fleiß war unbeschreiblich. Aber er war auch ganz nuzzenlos. Denn alles, was er vermochte, bestand im Vokabellernen. Und das trieb er mit einer Geduld, die alle menschliche Erwartung übertraf. Er saß gewöhnlich auf einer Kammer, wo wir unser Holz hatten, am Fenster und memorirte an einem halben Duzzend Worte ganze Tage so, daß er die Worte Millionenmal laut wiederholte. Da saß er stundenlang und betete, Af der Vater, der Vater Af, Em die Mutter, die Mutter Em, Af der Vater, der Vater Af, Em die Mutter, die Mutter Em. — So trieb's der arme Thor, bis das halbe Jahr zu Ende und die funfzig Thaler verdient waren.

Indessen hat der Mensch, bei aller der unglaublichen Mühe, die ihm jeder Schrit zu seinem Ziele kostete, dennoch ausgehalten. Er gerieth hernach zu Crusiussen, welcher ihn in seiner Schwärmerei bestärkt haben mochte. Denn er nahm bald alle Kollegia bei Crusius an und stopfte von dem philosophischen und prophetischen Krame des Mannes so viel Brokken in sich hinein, als hinein wolten. Und man hat mir sogar gesagt, daß der Mensch jezt auf Leipziger Kanzeln sich hören lassen darf.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Mein Rükfal.

Beinahe wäre ich selbst wieder an die Ketten der Schwärmerei angeschmiedet worden, welche ich seither nur stükweise an den Händen getragen hatte, die aber doch die Macht der Vernunft schon zerbrochen zu haben schien.

Mein ehemaliger Obergeselle in der Fürstenschule, Pallmann, kam jezt unvermuthet nach Leipzig, nachdem ich seit mehrern Jahren gar keine Nachricht von ihm gehabt hatte. Er war in dieser Zeit in Klosterbergen gewesen und hatte da als Lehrer gearbeitet, unter der Leitung des bekanten Abt Steinmez. Man kan sich die Freude nicht groß genug vorstellen, die ich empfand, da mein Pallmann in mein Zimmer trat und mich umarmte. Es war, als wenn ein Engel Gottes mir erschien.

Ich hatte auf der Schule diesen Mann ausserordentlich geliebt, und seine unverkenbare Geschiklichkeit, vorzüglich aber seine Tugend, sein

sanftes, liebevolles, edelmüthiges Betragen, seine feinen Sitten, und seine merkliche Pietät und Gottesfurcht hatten mir ein so unbegränztes Vertrauen zu ihm eingeflößt, daß seine Worte für mich Orakel waren. Was Pallmann sagte, glaubte ich, was Pallmann that, hielt ich für recht, was er mir rieth, befolgte ich, wofür er mich warnte, das verabscheute ich.

Man denke sich diese Liebe und dieses Zutrauen, und sezze nun, daß Pallmann bei Steinmezzen ein volkomner Schwärmer geworden war, und jezt anfing, auf mich zu wirken. Was muste da wol auf ein so weiches Herz und auf einen so feurigen und zur Schwärmerei gestimten Geist, wie ich hatte, für ein Eindruk entstehen?

Pallmanns Mine, war die Mine eines Engels. Ein sanftes Schmachten lag in seinen Augen, welches jezt die Schwärmerei erhöht hatte. Die Liebe und Wahrheit selbst glaubte man zu hören, wenn er sprach. Und nun stelle man sich vor, wie dieser Mann, gleich nach den ersten Begrüßungen, mich mit den Worten anredet. „Aber „mein Herzensfreund, wie stehts um das Heil

„Ihrer

„Ihrer Seele? Sie kennen mein zärtliches Herz:
„Sie wissen, daß ich Sie wie meine Seele liebe:
„Sie begreifen also, daß ich ohnmöglich gleich=
„gültig bei Ihrem Seelenzustande seyn kan. Ha=
„ben Sie mich noch so lieb, wie ehemals, so schlie=
„ßen Sie mir Ihr Herz auf und reden ohne Scheu
„mit mir. Vielleicht bin ichs, den Gottes Gnade
„Ihnen sandte, Sie als eines seiner schönsten
„Werkzeuge vollends auszubilden."

Er sah bei diesen Worten mich zärtlich an und harrte meiner Antwort. — Ich verfärbte mich. Mein Herz glühte von dem Wunsche, ein guter und gottgefälliger Mensch zu seyn: aber mein Gewissen sagte mir auch, daß ich nicht vol=kommen war. Blizschnel dachte ich jezt meinen Leichtsin im Handeln, meine Nachlässigkeit im Stu=diren, meine oft übermäßige Munterkeit in Ge=selschaften, und — meine zuweilen, obgleich äus=serst selten vorgefallenen Fehltritte in puncto pun=cti. Indem das alles im Moment mir vor Augen schwebte, antwortete ich ihm getrost: Freund, ich hoffe, daß ich, obgleich kein volkomner, doch noch wol ein guter Mensch bin. Wenigstens bin ich

jezt auf gutem Wege. Ich werde immer fleißiger und arbeitsamer, und kämpfe mit aller Macht gegen gewisse Versündigungen, welche der Jugend eigen sind.

Hier zitterte merklich eine Thräne in seinem Auge. Mein Bruder, sprach er, mit kummervollen Tone, Sie sind noch nicht auf gutem Wege. Es wird Ihnen noch manchen Kampf kosten, das sehe ich schon. Aber ich wil Ihnen meine Hand reichen, wenn Sie sie nicht verschmähen. Sie kennen den einzigen Weg noch nicht, der zur Volkommenheit führt. Sie hängen noch an sich selbst, wollen noch ihren Werth in eignen Tugendwerken finden: da werden Sie nie zu derjenigen Ruhe und Freudigkeit gelangen, welche uns hier schon so selig macht.

Ich hatte eine dunkle Vorstellung von dem, was er mir hier sagen wolte. Aber ich wünschte volles Licht. Mein Herz schlug mir — vor Freuden, daß er mir über meine verliebten Thorheiten keine sonderlichen Vorwürfe machte, — aber auch vor Verwirrung über seinen Tadel, der gerade das traf, worauf ich bisher am meisten gehalten,

wornach ich mich am heftigsten gesehnt, was ich aus allen Kräften zu vermehren getrachtet hatte, nämlich meinen Fleiß und mein Bestreben, recht viel gutes zu thun. Ich bat ihn also um nähere Erklärung.

Es thut mir leid, mein Bester, fuhr er fort, daß Sie mich nicht verstehn. Ach, wie fern ist die Gnade noch von Ihnen, da Sie ihre ersten Winke nicht einmal kennen. Wissen Sie, mein Bruder, daß Ihr einziges, einziges, einziges Heil in Jesu ist? Und haben Sie dies Heil nicht, dessen Quelle aus seinen Wunden Ihnen ströhmt; so mögen Sie der fleißigste, der sittsamste, der gelehrteste Mann in der Welt seyn: und Sie sind in Gottes Augen ein Nichts — ein Kind des Satans, ein ewig verlorner Mensch.

Diese mit Rührung gesprochnen Worte unterbrachen eine Thräne, die mir durch Mark und Bein ging. Ach mein Bruder, sprach er weiter, verlassen Sie den löcherichten Brunnen, der kein Wasser giebt. Unsere Gerechtigkeit ist ein unflätig Kleid. Unsere Tugend ist Kehricht. (σκυβαλα Philipp. 2.) Wenn Sie je die Seligkeit schmekken

wollen, die im Gefühl der Liebe Gottes enthalten ist, so müssen Sie erst ganz nakkend und blos werden, sich ganz, ganz des Unflats der eignen Gerechtigkeit entschlagen, nichts haben, nichts wünschen, auf nichts achten, als auf Jesum und seine Wunden. Jesum haben, heist Alles haben. Aber das sag' ich Ihnen, Sie können Jesum nie haben, wenn Sie ihn nicht allein haben. Wer nichts hat, als Jesum, hat Alles. Wer neben Jesu nach eigner Tugend und Werkgerechtigkeit trachtet, hat nichts, und komt in Ewigkeit zu keiner Ruhe, zu keinem Genusse der göttlichen Liebe.

Ich stand sprachlos und hörte den Mann mit bangem Herzen. Er war mir wie ein Prophet, der sein sündiges Volk zur Buße ruft. Ich verstand etwas, aber nicht alles. Die Versöhnungslehre kante ich, und die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, durch den Glauben allein, glaubte ich. Aber so hatte ich mir beide noch nicht ans Herz legen hören. Es war beides bisher bloße kahle Dogmatik gewesen d. h. Formeln, die ich mit großer Ehrfurcht festgehalten, aber noch nie so auf mich angewendet hatte, wie sie hier mein

Pallmann anwendete und zwar mit einer Herzlichkeit und Wärme, die mir seinen Vortrag unwiderstehlich machte.

Mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens gelobte ich jezt meinem Pallmann, den bessern Weg zu betreten. Aber er bat, mir nicht zu schmeicheln, als ob es ein leichtes sey. Er beschrieb mir die Fesseln der eignen Gerechtigkeit, die ich bisher getragen hatte, fürchterlich fest. Er beschwor mich, nicht auf eigne Kräfte zu bauen. Die Gnade Jesu allein, sprach er, muß Sie retten. Beten, flehen, winseln Sie ohne Aufhören, bis Ihr Jesus komt, und Ihr Herz besiegt. Ihre Krankheit ist hartnäkkig. Es sizt nichts fester im Sünder, als der Stolz auf eignes Gute. Das Herz sträubt sich gegen die Entäußerung und Wegwerfung alles eignen Verdienstes. Sie dürfen also gar nicht hoffen, daß es so geschwind gehen wird. Sie können nichts thun, als beten. Und ich wil, ach mein Bruder (mich umarmend) ich wil mit Ihnen beten, daß die Gnade Sie ergreife und durch Jesu Blut reinige von allen Ihren Sünden.

Pallmann ging. Ich verschloß mich in mein Zimmer. Ich betrachtete meinen Zustand als gefährlich. Ich faßte die heiligsten Entschliessungen. Ich betete mit Inbrunst über eine Stunde. Nach dem Gebet schien mirs leichter ums Herz. Im Grunde wars freilich nur meine natürliche Stimmung, welche schwermüthige Gedanken nicht lange wirken ließ. Ich hatte mehr Muth als Pallmann wolte, daß ich haben solte. Ohne es selbst zu wissen, war mein Vorsaz, alle meine Kräfte anzustrengen, um ein noch besserer Mensch zu werden.

Aber nun war mein Kopf in einer Art von Verrükkung. Die Idee, Jesus allein: ich nichts — verließ mich nicht mehr. Ich that, was alle Schwärmer thun. Mein ganzes übriges Leben blieb, was es war, im Fleiße, in der Art des Studirens, in geselschaftlichem Umgange u. s. w. nur daß alle meine Religionsideen sich auf die hernhutischen Floskeln jezt einschränkten und von meiner Phantasie täglich und stündlich wiederholt wurden. Jesus allein: ich nichts!

Ich war schon, was ich meinen Lesern unten erzählen werde, Katechet an der Peterskirche ge-

worden, und hatte angefangen, ganz vernünftig zu predigen. Aber nun began ich zu schwärmen. Nun handelten von Stund an alle meine Predigten von Jesu, so wie in meinem Herzen, oder vielmehr in meiner Phantasie nichts war, als Jesus und seine Wunden. Nun ermahnte ich meine Gemeine mit dem dringendsten und rührendsten Flehen und Bitten, nichts zu haben, nichts zu wollen, als Jesum. Nun schrie ich, mit wirklich redlicher Gutmeinung, auf sie hinein, daß sie um Gotteswillen, alles von sich werfen und nirgends, nirgends als in Jesu ihre Ruhe, ihren Werth, ihre Seligkeit suchen möchten. Nun eiferte ich gegen den Werth der Tugend und prieß allein den Werth des Verdienstes Jesu.

Mein Pallmann lobte mich, und dieses Lob war mir süßer, als alles. — Er war meine tägliche Gesellschaft und bereicherte mich immermehr mit der Sprache der Wundenschwäzzer und erwärmte meinen Eifer, sie in der Welt überal erschallen zu lassen. Und so trieb ich mein Wesen, vol des hohen Frömmigkeits- und Weisheitsdünkels, der allen Schwärmern eigen ist, ziemlich ein halbes Jahr lang.

Endlich aber kam ein Zufal, der den Strohm der Thorheit, der mich ergriffen hatte, ein wenig hemte. An der Peterskirche, wo ich Katechet war, diente ein Bettelvogt, welcher algemein in dem Rufe stand, daß er ein exemplarisch frommer Mann sey, Tag und Nacht bete, und sich beständig mit Predigern über sein Seelenheil bespreche. Dieser Mensch hatte den unglüklichen Gedanken gefaßt, der bei der Pallmannschen Theorie, zumal in einem schwachen Kopfe, sehr leicht entstehen konte, daß die Gnade ihn noch nicht ergriffen habe, ohngeachtet er schon viele Jahre lang darum gefleht und gewinselt hätte, und er war dadurch auf die Grille gekommen, daß ihn Gott gänzlich verstoßen habe. Dieser Mensch ward endlich schwermüthig und ersäufte sich.

Diese Geschichte machte erstaunend viel Eindruk auf mich. Ich unterfing mich, darüber zu philosophiren. Ich trug meinem Pallmann allerlei Bedenklichkeiten vor. Er konte mir sie nicht befriedigend heben. Kurz, meine Wundentheorie gerieth in Stokkung und — da Pallmann bald darauf Leipzig verlies und seine Unterredungen

mich nicht mehr in Odem sezten, so fieng ich bald an, gemacher zu gehen und — die Quelle meiner Schwärmerei schien almälig zu versiegen.

Ich hatte den Mann nachher immer bedauret, daß sein gutes Herz und sein gesunder Kopf von dem Steinmez verhunzt worden war. Freilich hatten auch körperliche Beschaffenheiten, wie bei allen Schwärmern, die es von ganzem Herzen sind, einigen Antheil. Seine Gesichtsfarbe gab es schon zu erkennen, daß er ein dikkes Blut und zähe Säfte hatte. Und bei solchen Personen wird man allemal dies finden, daß sie Hang zur Schwermuth und schwermüthigen Vorstellungen haben. Denn dikke Säfte machen ein Drängen und Stokken des Bluts, davon die sinlichen Ideen, welche ich mir ziemlich materiel denke, kompakt, dik und schwer beweglich werden, welches alsdann verursacht, daß diese Ideen die übrige Masse der Vorstellungen niederdrükken, ein kralles Licht erhalten, und das herschende Triebwerk der Gefühle, Neigungen und Handlungen des Menschen werden, so daß die reine Vernunft gar nicht mehr zur Wirksamkeit gelangen kan.

Dieser Pallmann ist wenig Jahre darnach, in seiner Heimath, bei seinem Vater gestorben. Er hat nie eine Beförderung gesucht, weil ihm die Kirche Christi zu verwildert, und ihre Lehrart zu verdorben schien, als daß er mit Wolgefallen in ihr ein Lehramt hätte verwalten können. Denn wirklich verachtete er alle Orthodoxie, und ärgerte sich über die Menschen, die in dem theologischen Krame ihrer Glaubensartikel wühlten, und solchen Plunder zur Seligkeit für nöthig hielten. Denn nach seiner Meinung musten alle Prediger eben so wol allen ihren theologischen Flitterstaat wegwerfen, und Jesum allein haben, wie er von jedem Christen verlangte, den Flitterstaat der eignen Gerechtigkeit von sich zu stoßen, und — Jesum allein zu haben.

Dreißigstes Kapitel.

Beförderung, Schriftstellerei, und Inquisition.

Ohngefähr im Jahr 1762 wurde ich Katechet an der Peterskirche. Dieses Amt war das reizen=

de Ziel aller jungen Männer in Leipzig, welche sich der Gottesgelahrheit gewidmet, und nur einigen Muth hatten, sich, über den gemeinen Weg der Kandidäten zur Pfarre, emporzuschwingen. Es waren zwar nicht mehr als vierzig Thaler Besoldung damit verbunden, und dafür muste man oft ein Jahr lang den Burgemeistern und Rathsherrn hofiren, den stolzen und beim Vorsteher sehr hoch angeschriebenen St. Petri-Küster kascholiren, die Ausreuter komplimentiren, und dann — wenn man die hohe Ehrenstelle endlich errungen hatte, alle sechs Wochen eine Predigt, und alle vierzehn Tage eine Kinderlehre halten, und — alle Neujahrstage in corpore herumziehen, und den Konsuln, Prätoren, Aedilen und Kirchenvorstehern einen Neujahrwunsch beten. Auch mußte man von diesen vierzig Thalern, sich stäts in feiner schwarzen Kleidung und netten Stuzperükke halten, und im Mantel und Schleppchen einhergehen. Dennoch aber war diese Stelle der süsseste Gedanke, und heisseste Wunsch so manches jungen Mannes, weil er in derselben sich geehrt, in allen Familien zutrittsfähig, und bei jeder Schönen der Aufmerksamkeit würdig sahe.

Es waren solcher Katecheten sechs, welche die Nachmittagspredigten zu versehen hatten, und über die ganze Bibel von Mose an, bis zu Johannis hoher Offenbahrung, predigen, d. h. alle Sonntage ein Kapitel nach dem andern, in Form einer Predigt, kommentiren mußten.

Ich erwarb mir gleich anfangs Beifal, und meine Kirche war gewöhnlich so vol, wie die Frühpredigten meines Vaters. Aber eben dies verursachte bei meinen Kollegen Neid, weil die Kirchenstühle bei ihnen meistentheils leer blieben. Wir versuchten zwar, die unter uns entstandenen und von mehrern Ursachen erzeugten Mishelligkeiten dadurch zu heben, daß wir ein Kränzchen errichteten, und uns verbanden, einander freundschaftlich alle vorfallende Gelegenheiten zum Misvergnügen zu eröfnen, und gemeinschaftlich sie abzuthun, allein die gute Absicht wurde durch Einen und Andern schlechthin vereitelt. Ein gewisser Kühnöhl, war besonders auf meinen Kanzelapplausus so erbittert, daß er so gar auf meinem Zimmer, da ich das Kränzchen hatte, über meinen Beifal spottete, und mir ins Gesicht sagte, daß ich meine Predig-

ten aus dem Massillon ausschriebe. Das ist der Mann, den ich hernach in meinen rhetorischen Vorlesungen immer zum Muster der guten Kanzelexegese angeführt habe, besonders einer Predigt halber, in welcher er das Evangelium von der Speisung der 4000 Mann erklärte, und erst weitläuftig untersuchte, (aus den Alterthümern: de tritura et pistura veterum) wie groß die Brode gewesen seyn könten, mit denen Jesus so viel Menschen gespeiset hat, und zulezt das große Resultat heraus brachte, daß, wenn man auch (statt Groschen-, und Viergroschen-Brode — nach Leipziger Maasstab) Guldenbrode annehmen müßte, es dennoch ein wahres göttliches Wunder verbleibe.

Ich fing als Katechet auch schon an, Schriftsteller zu werden. Zwar hatte ich schon vorher, noch als Student, ein paar Bogen drukken lassen, unter dem Titel: de usu linguae arabicae, worinnen ich auf eine höchst armselige Art zeigte, daß die arabische Sprache zur Erläuterung des Hebräischen brauchbar sey und, neben bei, den Ritter Michaelis beleidigte, indem ich äußerte, daß man in Leipzig eben so gut arabisch lernen könte, als in

Göttingen: welches auf zwei junge Männer anspielte, die eben damals nach Göttingen gereist waren, um das Arabische bei Herrn Michaelis zu lernen: dafür der brave Göttinger Ritter über den Leipziger Knaben sich hermachte und, in einer Recension, so blutrünstig schlug, daß alle Welt das Maul aufsperte, den Knaben für einen Dümkopf hielt, und nichts mehr von ihm lesen wolte. — Aber der Beifal, den das Leipziger Publikum meinen Predigten schenkte, schien mir jezt für den Beifal zu bürgen, den das deutsche Publikum meinen Schriften schenken würde. Und so faßte ich, dem Göttinger Ritter zu Truz, wieder Muth, hervorzutreten, und zu versuchen, ob ich auch als Schriftsteller glänzen könte.

Ich hatte damals viel Umgang mit dem berühmten Friedrich Teller, mit dem ich bei Crusius alle meine Collegia gehört hatte. Dieser Mann war wirklich Genie, und hatte dabei einen eigen beissenden, und dabei ganz eigentlich frechen und unverschämten Wiz. Und ohngeachtet er zu der Zeit noch keine Kazzen leiden konte, deren er hernach, als Prediger in Zeiz, sechs und zwanzig

hielt, bis ein Konsistorialbefehl sie auf zwölf herunter sezte (sintemal er sogleich in Ohnmacht sank, wenn ein dergleichen Thier, auch ihm unwissend, im Zimmer war) so hatte doch seine Seele die allergrößte Aehnlichkeit mit den Kazzen. Denn er schonte seinen besten Freund nicht, wenn ihn die Spottlaune überfiel: und in allen Geselschaften ergoß sich sein Uebermaas von Galle in ein bitteres Losziehn auf alles, was nur irgend eine tadelhafte Seite hatte. Ich hörte also fast täglich seinen Wiz belachen, und fand daran so viel Wolgefallen (denn den bösen Grund des Herzens bemerkte ich nicht) daß ich meinem Wiz eine gleiche Richtung zu geben began. Und wirklich habe ich, von dieser Zeit an, in meinem Karakter diesen Zug erhalten, daß ich an der persönlichen Satyre Wolgefallen fand, und gern Andere über menschliche Thorheiten zu lachen machte: was mich in der Folge zu mancher Ungerechtigkeit verleitet, und manchen Feind mir zugezogen hat.

Die erste Erfahrung davon machte ich schon in Leipzig, ohne dadurch abgeschrekt zu werden. Ich haßte den Hofrath Bel, als meines Vaters

ältesten Feind, und verachtete den Prof. Gottsched, als einen stolzen Idioten. An diesen beiden Kleinmännern versuchte ich zuerst mein satyrisches Talent, um zu sehen, ob ich in Friedrich Tellers Geiste zu schreiben, und das Publikum zu amüsiren vermöchte.

Das Produkt hieß: Zwei Briefe an den Magister Carl Friedrich Bahrdt. Ich schrieb diese Briefe, mit Tellers Beihülfe, an mich selbst, um mich desto besser als Autor zu verbergen. Der satyrische Inhalt, und besonders die kleinmeisterischen Sticheleien auf Bel und Gottsched, verdienen keiner weitern Erwähnung. Aber das wichtigste dabei war, daß ich durch diesen ersten Austritt ins Gebiet der Satyre, der Inquisition in die Hände fiel. Und das ging so zu.

Ich hatte mit möglichster Behutsamkeit den Druk in Delitzsch, einem Landstädtchen ohnweit Leipzig, selbst veranstaltet, hatte dem Verleger, Herrn Heinsius, kein Wort davon wissen lassen, damit er mit gutem Gewissen sagen könte, daß ihm der Drukort unbekant sey: hatte den Druker durch den damaligen Superintendent v. Wichmannshausen

sen zum Schweigen verpflichtet: Kurz, ich hatte mich, meiner Einbildung nach, von allen Seiten gesichert. Aber die Brochüre war kaum drei Tage in Leipzig, und hatte einige Sensation erregt, als Herr Bel, damaliges Mitglied der Bücherkommission, das Ding sogleich in Untersuchung zog, und, aus der Besichtigung des Papieres, und dessen Zeichens, den Papiermüller, und, durch den, den Drukker herausbekam. Und so wurde der H. M. Bahrdt mit leichter Mühe aus seiner Verborgenheit ans Licht gezogen und — citirt.

Mein Schrekken war erschütternd. Ich hatte noch nie vor Gericht gestanden. — Ich wolte leugnen. Aber die Verhöre der Drukkers, und selbst des H. Tellers, der mich ganz kazzenmäßig verrathen hatte, überführten mich. — Was war zu thun? Ich mußte, um mir die größere Demüthigung einer öffentlichen Bestrafung zu ersparen, zu der kleinern mich entschlüssen, und gute Worte geben. Und so gelang es mir, da Bel und Gottsched, der Genugthuung entsagten, dieser ersten Gefahr zu entrinnen, welche die leidige Schriftstellerei mir zugezogen hatte. — Wolte Gott, es

wären nie grössere gefolgt! — Aber, wie gesagt, ich wurde durch diesen unglüklichen Vorfal nicht muthlos gemacht, und lebenslang bliebs mein Wahlspruch: tu contra audentior ito!

Bald nachher erschien der berühmte Christ in der Einsamkeit, eine der vortreflichsten Erbauungsschriften, welche den Fürstl. Karoladischen Hofprediger, Herr Crugott, zum Verfasser hätte. Weil es den Titel, Christ, führte und damals noch die Aufklärung nur wie die Pest im Dunkeln schlich, und jeder helle Kopf in ecclesia pressa lebte, so entstand in Deutschland augenbliklich ein algemeines Kazzengeheul über dieses Buch — nicht, weil es schlecht geschrieben war, nicht, weil es Irthümer enthielt, nicht, weil es den Kirchenlehren widersprach, sondern — blos weil es die Kirchenlehren nicht — alle enthielt. Man fand darin die allerherrlichsten Gedanken, im schönsten und kräftigsten Ausdruk, von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Tugend. Aber die Priester fanden nicht — Erbsünde, übernatürliche Gnadenwirkungen, Gottheit Christi, Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke u. s. w. Und das ver-

ursachte damals — noch ein Zetergeschrei, davon alle gottselige Matronen histerische Zufälle bekamen.

Merkwürdig wars, daß in Leipzig ein gewisser D. Eichler, Pastor an der Nikolaikirche, dessen Leibe Gott der Herr einen Umfang von fünftehalb Ellen beschert hatte, und der wegen seines Phlegma das Kirchenärar mit den Unkosten belastet hatte, welche ein Siz für ihn auf der Kanzel erheischte, auf den er seine Predigten ablas — gerade zuerst die Stadt Leipzig auf das höllische Produkt des preußischen Naturalisten aufmerksam machte, und vor seinen Gifte warnte.

So bald ich davon hörte, überfiel mich der Feuereifer des Pinehas, und ich beschloß, gegen den Verfasser zu Felde zu ziehen. Als ich aber das Buch las, siegte leider die Natur über die Gnade. Ich konte mich nicht enthalten, das Buch in allem Betracht schön zu finden. Alsbald also stekte ich mein Schwerd in die Scheide, und nahm mir vor, statt den Verfasser zu widerlegen, ihm sein Gift zu nehmen, und das schönste Buch — zu verschönern d. h. mit allen fehlenden Kirchenlehren es

auszuschichten, und auf diese Art es der Christenheit genießbar zu machen.

So erschien denn: der Christ in der Einsamkeit verbessert, und mit neuen Abhandlungen vermehrt, von M. C. F. Bahrdt, Leipzig bei Heinsius. — Es waren aus sieben Bogen zwei starke Bände geworden, wie wenn die liebe Christenheit einen weitern Magen hätte, und reichlicher aufgeschüsselt haben müßte, als die Naturalisten.

Meine Arbeit bestund darinnen. Ich schaltete fast in alle Perioden einige Worte, oft aber auch zwischen die Perioden ganze halbe Seiten ein, welche die Schrift des Hrn. Crugott christlich machen solten d. h. welche bald die Versöhnungslehre, bald die übernatürliche Gnade, bald etwas ähnliches enthielten, und so nach das blos vernünftige Christenthum mit dem kirchlichen, und zwar lutherischen Christenthume verschmolzen. Alsdann arbeitete ich selbst noch verschiedene Abhandlungen aus, und zwar in einem höchst verunglükten poetischen Style, welcher die Orthodoxie begünstigte z. B. von der Hölle.

Daß ich mit meiner Arbeit das Buch verhunzen mußte, war unvermeidlich. Daher fanden sich eine Menge vernünftiger Leute, welche meine Knabenfrechheit tadelten, und unter andern wagte es Herr Lavater, mir, in einem anonymischen Briefe, einen derben Verweis zu geben, daß ich fremde Arbeit gemishandelt hätte. Aber ich war damals zu sehr ein schnaubender Saulus (wie auch meine Vorrede bewieß, in welcher ich den vortreflichen Abraham Teller seines Lehrbuchs halber, zum Scheiterhaufen verurtheilte) als daß mich solcher Tadel hätte bessern sollen. Ich entbrante vielmehr in heiligem Eifer, und schrieb meines Christen zweiten Theil, in welchem ich Herrn Lavaters Brief abdrukken ließ, und ihn neidlich andonnerte, daß er sich unterstanden hätte, meine Gott geheiligten Absichten zu tadeln, und mich in meinen Bemühungen, für die Erhaltung der reinen Lehre, zu stöhren.

Und siehe, beide Theile dieses meines elendesten Produkts fanden ein so ungeheures Publikum, daß Herr Heinsius mehrere Auflagen nach einander machen, und damit seinem Jahrzehend ein

Monument der Barbarei stiften mußte. Ich selbst aber erwarb mir dadurch in der Christenheit so viel Ruhm (das Achselzukken der wenigen Vernünftigen abgerechnet) daß ich als ein aufgehendes Licht der Kirche betrachtet wurde, und einige Jahre darauf von dem Hrn. Pastor Göze aus Hamburg einen Brief erhielt, den ich noch besizze, in welchem er mir meldete, daß die Wahlherren mich mit zu der von Hrn. Archidiakonus Zimmermann, erledigten Stelle erkieset hätten, und ich daher mir gefallen lassen möchte, in Hamburg eine Wahlpredigt zu halten. — Ich schlugs ab.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Ernsthaftere Liebschaften.

Noch zu früh war es; und doch dachte ich schon an eine Verheirathung. Ja ich hatte bereits vor ein paar Jahren daran gedacht, und — großen Gewinn von der Thorheit gehabt.

Noch ehe man mich als Magister begrüßte, (ich gehe in der Chronologie rükwärts, und vorwärts, weil ich in diesem Kapitel alle meine Begebenheiten zusammenfassen wil, die in dieses Fach gehören) erlangte ich die Bekantschaft mit einem Gegenstande, welcher vermögend war, alle meine Wünsche auszufüllen. Es war die älteste Tochter eines Predigers in Rochliz, Namens Schulz, bei welchen mich dessen Sohn einführte, der in der Fürstenschule mein Freund geworden war. Sie war wirklich schön, und hatte dabei Verstand und, was mich immer am meisten gereizt hat, einen edlen Stolz, welcher sie den seltenen Mittelweg zwischen ermüdender Sprödigkeit, und übereilter Hingebung halten lehrte. Dieses vortrefliche Geschöpf bestimte ich in allem Ernst zu meiner künftigen Gattin, und fühlte mich in den zwei Jahren volkommen selig, in welchen ich ihren Umgang genoß (ich ging des Jahres wenigstens viermal nach Rochliz, und blieb zuweilen acht, zuweilen vierzehn Tage da) und das entzükkende Vergnügen schmekte, mich von ihr eben so ernstlich geliebt zu sehn.

Der Gewinn, den ich von dieser ersten ernsten Liebe hatte, war dieser, daß mir jede andere Person ihres Geschlechts gleichgültig wurde, weil meine Phantasie einmal sie, als das Ideal der Volkommenheit gefaßt hatte, und daß ich folglich — was man bei unverdorbnen Menschen allemal finden wird — durch den Gedanken, daß ich ihm schon ganz und allein gehöre, von aller Lüsternheit nach thierischem Genusse auf eine Zeit lang geheilet, und selbst von den seltensten Unregelmäßigkeiten, deren ich mich bisher schuldig gemacht hatte, zurükgehalten wurde.

Und wolte Gott, ich hätte dieses Band nie zerreissen dürfen, das mich so heilsam an ein liebenswürdiges Mädchen gefesselt hatte. Aber schon ihre Vermögensumstände, die den meinigen gleich waren, lehrten mich hernach die Unmöglichkeit, bei dieser Verbindung unserer Herzen zu beharren. Ich sahe auf viele Jahre voraus, daß ich bei allen Ehrenstellen, zu denen ich mir Hofnung machen konte, ohne Besoldung und folglich ausser Stande bleiben würde, eine Frau zu ernähren. So bald ich also Magister war, und Aussicht zu ei-

ner Katechetenstelle und extraordinairen Professur hatte, erkante ich die Nothwendigkeit, entweder unbeweibt zu bleiben, oder durch eine reiche Heirath meiner Armuth zu Hülfe zu kommen.

Ich brach sonach den Umgang nicht nur ab, sondern war auch so ehrlich, es meinem Muthchen in einem Briefe zu verstehen zu geben, daß auf mich keine weitere Rechnung zu machen sey. Und nun blikte ich in den Familien, wo ich Zutritt hatte, umher und suchte den Gegenstand, der mich fesseln konte.

Ich fand ein Mädchen, ganz so wie Muthchen war, mit dem Gesicht eines Engels, mit einem überaus sanften Karakter, mit dem reifsten Verstande und Hofnunglassender Sprödigkeit. Auch mit dieser, sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, hatte ich einige Jahre lang Umgang, gestand ihr oft meine Liebe, die sie so volkommen verdiente, erhielt häufige Merkmale einer gegenseitigen Zuneigung, konte aber dennoch nie zu meinem Ziele kommen, weil der leidige Geiz der Mutter Frankin, Gott habe sie selig, sich immer daran stieß, daß ich, ohngeachtet meiner glän-

zendsten Aussichten, bei der Akademie so wol, als im Predigtamte, doch jezt noch nicht Einkünfte genug hatte, welche ihrem Vermögen das Gleichgewicht hielten.

Mein Vater, der in der Familie fast vergöttert wurde, wagte es endlich selbst, seine Worte für mich bei der Mutter anzubringen, (denn sie war Herr im Hause) aber seine sonst überal unwiderstehlige Art zu bereden und zu bitten, konte die Batterien nicht erobern, welche Barbiel um das Herz der Alten aufgeworfen hatte.

Ich war die entzükkendste Hofnung meines Vaters und, der Gedanke an mein steigendes Glük, das er zu erleben und mit anzusehen sich schmeichelte, war für ihn wahre Begeisterung. Da er also sahe, daß der Kaufmannsgeist seinen Wünschen zuwider war, so rieth er mir zu einer Parthie, bei welcher freilich die Sinnlichkeit sehr wenig, aber der Beutel destomehr seine Rechnung fand. Und ich war wirklich entschlossen, weil er es wünschte, und weil seine Wünsche ohne Ausnahme die meinigen waren, ihm zu Liebe meine Sinlichkeit zu verleugnen, und ein Frauenzimmer

zu heirathen, welches körperlich und geistig kein Frauenzimmer war.

Ich solte die Tochter des großen und reichen Ernesti lieben — welche in Mine, Gang, Redetönen, Talenten, Kentnissen, kurz, überal — Mann war. Sie sprach Latein und verstand griechisch wie ihr Vater: ob sie zu lieben verstand, weiß ich nicht.

Mein Vater beschloß, Vater Ernesti'n gerades Weges um sie zu begrüßen: weil er Jahre lang seine Freundschaft erprobt und unzählige Beweise hatte, daß er auch mir ausserordentlich gewogen war und mich schäzte. Aber der Freund und der Gönner hatte für diesen Antrag keine Ohren. Auch Ernesti dachte kaufmännisch. Ohne Bedenken hieß es, sol ihr Sohn meine Tochter haben, wenn er eine ordentliche Predigerstelle erhält, davon er leben kan. Kurz Vater Ernesti fürchtete, daß sich seine alten Rheinweine mindern oder sonst ein kleiner Abgang sich irgendwo äußern dürfte, wenn er einem ausserordentlichen Professor (der ich damals war) seine Tochter gäbe. Und das zerstörte meines guten Vaters Projekt abermals.

Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich jezt, wenn ich den Gang meiner Schiksale in Leipzig erwäge und die vielfältig mißlungnen Anschläge betrachte, die meinen Vater unaufhörlich beschäftigten, um mich in Leipzig zu erhalten und da zum großen Manne emporsteigen zu sehen, es ganz augenscheinlich finde, daß die Vorsehung mit Absicht alle diese Anschläge vereitelt und alle Versuche mich (wie mans nennt) in Leipzig glüklich zu machen, gehindert hat. Denn es ist mir wenigstens einleuchtend, daß ich in Leipzig nie zu der Aufklärung und folglich nie in den großen Wirkungskreis gekommen seyn würde, in welchen sie mich durch und unter so vielen Widerwärtigkeiten geleitet und (wie ich vor Gottes Angesicht freudig gewiß bin) zum nuzbaren Mann gemacht hat. — Man wird in folgender sehr merkwürdigen Begebenheit dieses bestätiget finden.

Ich gerieth in die Familie des Kammerrath Hoe, welchem mein Vater mit mir sehr viel Proben der herzlichsten Freundschaft verdankt, mit einer Mamsel Mittlerin in Bekantschaft, welche die Frau Kammeräthin absichtlich veranstaltet hatte.

Dieses liebe Mädchen war minder schön als die obgedachten Leipzigerinnen, aber sie war im höchsten Grade angenehm und reizend. Ihr Auge war Liebe und alle ihre Minen sanfte Güte. Wenn sie sprach, bezauberte sie; und wenn man sie handeln sahe, flößte sie Ehrfurcht ein. — Und — daß ich die Schilderung ihrer Reize kurz und gut vollende — sie hatte ein reines Vermögen von 80000 Thalern und war — Waise.

Ich glaubte nichts gewisser, als daß ich hier Sieger werden würde. Alles vereinigte sich für meine Wünsche. Sie schien, gleich bei der ersten Zusammenkunft, mir gewogen und gab mir Merkmale ihrer Zuneigung. Sie wohnte mit ihrer Schwester allein und erlaubte mir, ihr Besuche zu geben. (Ich trug schon, als Substitut meines Vaters, die Leipziger Priesterkrause) Sie empfing mich, wenn ich kam, mit ihrer heitersten Laune. Sie wandelte selbst, sehr bald, den Ton des ceremoniösen Umgangs, in den Ton der vertraulichen Freundschaft. Sie gestattete mir bei jedem Abschiede einen Kuß. Sie ward krank, und ich durfte alle Abende vor ihrem Bette sizzen und von meiner

Liebe zu ihr sprechen. Konte wol eine Hofnung gründlicher seyn, als die meinige? Aber man erstaune.

Nach einigen so mit ihr verlebten Monaten, machte ich ihr einen förmlichen Antrag und — mit sichtbarer Bekümmerniß ihres Herzens antwortete sie mir, daß sie mich wirklich recht sehr liebte, aber daß gewisse Umstände es ihr selbst unmöglich machten, mir ihre Hand zu überlassen.

Alle meine Vorstellungen, alle meine Bitten, alle meine Zärtlichkeit blieb ohne Wirkung. Ich eilte zu meinem Vater, und klagte ihm das Räthsel meiner Liebe. „Sorge nicht, mein Sohn, da du so weit bist, sol sie dir nicht entgehn."

Mein Vater ging selbst und sammelte alle Macht der Reize seiner sanften und unvermerkt hinreissenden Beredsamkeit, Lisetten zu besiegen. Und auch er — kam ohne Hofnung zurük.

Und was in aller Welt, werden meine Leser sagen, konte das Herz dieser Schönen so unbesiegbar machen? Ich denke noch mit Schmerzen daran; denn ich liebte sie so innig, als ich noch keine geliebt hatte. Ihr Vater hatte auf seinem Ster-

bedette ihr befohlen, ja keinen Gelehrten zu heirathen, sondern sich, was er selbst wär, einen Kaufmann zu wählen. Und die gute verständige Lisette hielt ein so unverständiges Gebot, aus irrendem Gewissen, für so verbindend, daß sie ihrer eigenen Neigung entsagte und allen Gründen widerstand, mit welchen mein Vater sie wegen dieses Punktes aufzuklären suchte. — Kurz, es solte nicht seyn, daß ich in Leipzig mich festsezte. Die Vorsicht hatte mir eine andere Laufbahn bestimt, die mein guter Vater mehrere Jahre nachher mit voller Resignation für weise Fügung erkante, die aber meiner guten Mutter, noch jezt manche kummervolle Stunde verursacht.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Ein origineller Geizhals.

Der Ruhm, den mir der verbesserte oder vielmehr verstümperte Christ in der Einsamkeit erworben hatte, machte mich kühn genug, auf der

Schriftstellerbahn fortzuwandeln, und weder die Censuren der algemeinen Bibliothek noch die Geisselungen der Klozzischen Zeitungen und Journale zu achten.

Zwar fühlte ich innigst die Schmach, welche Kloz mir in dem bekanten triumviratu theologico, anthat, die er seinen actis litterariis einverleibte, und worinnen er mich mit Göz und Ziegra und Friedrich Teller zusammenstelte, und als einen orthodoxen Einfaltspinsel dem Hohngelächter des Publikums preiß gab. Und ich bin gewiß, daß diese Züchtigungen unvermerkt ihre heilsame Wirkung bei mir gethan und die ersten Keime desjenigen Ehrgeizes in mir hervorgebracht haben, durch welchen ich in der Folge immer mehr und mehr mich gewöhnte, das Erniedrigende der Fesseln des Kirchenglaubens zu empfinden, und zu einem freyen Gebrauche der Vernunft emporzustreben. Indeß war vor jezt die Wirkung aller Censuren nur schwach und bestand, mehr in einem gewissen Eifer, Korrektheit und Geschmak in meine Schriften zu bringen, als ihren Inhalt vernunftmäßiger einzurichten.

Ich

Ich schrieb noch eine Samlung heiliger Reden, die, wo ich nicht irre, auch noch H. Heinsius, als die erste Hebamme der rechtgläubigen Produkte meines Geistes, ins Publikum befördert hat: und bald darauf gab ich zwei einzelne Predigten über den Frieden der Seele heraus. — Aber ich wil mit allen diesen Dingen meine Leser nicht aufhalten, weil sie kein Interesse haben, und weder die Geschichte meiner Schiksale noch meiner Seele erläutern. — Unterhaltender wird ihnen folgende Erzählung seyn.

Es lebte damals ein alter D. Laurenzius in Leipzig, welcher als ein reicher Mann bekant war. Er hatte weder Weib noch Kind noch nahe Verwandte und ließ daher jederman die Möglichkeit — sein Erbe zu werden. Es begreift sich, daß der Wunsch, diese Möglichkeit zu realisiren, manches fromme Herz erwärmt und theils zu Erweiterungen des Morgen- und Abendsegens theils zu Liebkosungen des alten Rechtsgelehrten verleitet haben mag.

Aber der D. Laurenzius erregte und erhizte selbst diese Wünsche. Er erleichterte jedem seine Bekantschaft. Wer ihn haben wolte, zu dem kam er. Und jedem, der ihn mit einer guten Mahlzeit erquikte, sagte ers geradehin, mit der andächtigsten Mine, daß ihn Gott mit Vermögen gesegnet habe und daß er — ihn, den wolthätigen Wirth — im Testament bedenken werde.

Ich habe in meinem Leben keinen scheuslichern Heuchler und sklavischern Filz gesehen als diesen Mann. Er ist mir in beiden Lastern so sehr Original geworden, daß ich von ihm stäts die Begriffe und Zergliederungen der Heuchelei und des Geizes abstrahirt habe, wenn ich als Moralist sie zu schildern hatte.

Es reichen nicht zwanzig Familien, die ich kenne, denen er seine Erbschaft mit den größten Eidschwüren zugesagt hat, blos, um von ihnen recht fleißig traktirt und mit Kuchen und Wein, den man ihm noch ins Haus schikte, versorgt zu werden. Denn der Mann war so Sklav seines Geldes, daß er zitterte, wenn er einen Groschen für seine Nothdurft ausgeben solte. Die Geld=

ßkke stunden, wie der Gott der Israeliten, vor ihm, der ihn auf der Stelle niederdonnern wil, sobald er sich ihm nähert und mit einem Blik oder einer Berührung ihn entheiligt.

Zu Hause lebte er wie der ärmste Mann. Er hielt weder Magd noch Bedienten, weil er theils sie nicht ernähren zu können glaubte, theils in beständiger Angst war, bestohlen zu werden. Er wohnte in einem der größten Häuser (Amtmannshof genannt) welches sein eigen war, im Hofe, in einem schlechten Seitengebäudchen, hatte vier kleine Zimmer in der Reihe und hielt stäts alle vier Thüren verschlossen, welche er von dem hintersten Zimmer bis an seine Treppenthür zu passiren hatte, damit die Diebe, die seiner Phantasie immerdar vorschwebten, doch erst vier Thüren sprengen müßten, ehe sie zu seinen Mammon kommen könten. Selten ließ er sich eine Portion Essen bringen: und von der lebte er wenigstens drei Tage. Er genoß weder Bier, noch Wein, noch Koffe. Kurz, sein Leben zu Hause war ein beständiger Fastag. Aber wenn er zu seinen Erbschafts-Laurern gebeten wurde (die man im Juvenal ge-

zeichnet findet) so aß er wie ein Scheundrescher und trank wie ein Domherr.

Dieser Mann ließ sich einst in unserm Hause anmelden. Mein Vater kante ihn noch nicht einmal dem Namen nach und verwunderte sich höchlich, über diesen unerwarteten Besuch. Der Doktor erschien in einem schwarzen Kleide und einer ganz krausen, weissen, und ungeheuren Allongenperükke mit drei Zipfeln. Die Treppe herauf keichte er, als ob er eben im Begrif wäre, ins Reich der Todten zu wandern. Bei seinem Eintrit bedekte Andacht sein Gesicht und sein Auge war schmachtend, wie wenn er vor dem Kommunionaltare stünde. Beim Niedersezzen wolte er durchaus an der Thür bleiben, wie wenn er sich für den unwürdigsten Diener unsers Hauses hielte und einem so heiligen Diener Gottes, wie mein Vater war, sich nicht alzusehr nähern dürfte. Kurz, der ganze Mann war Gottesfurcht und Demuth. Mein frommer Vater ward für ihn eingenommen, aber meine Mutter hatte mindern Glauben an ihn.

Ich habe mich lange gesehnt, hub er endlich devot und seufzend an, noch vor meinem Ende einmal so viel Kräfte zu sammeln, um Ihnen, verehrungswürdiger Mann, meine unbegränzte Verehrung an den Tag zu legen. Ich bin gewiß, daß Sie eines der theuersten und schäzbarsten Werkzeuge der göttlichen Vorsehung sind, und über unsere Stadt Leipzig ganze Ströhme des geistlichen Segens ausgießen. Ich habe oft über das viele Gute nachgedacht, welches Sie an so viel tausend Seelen durch ihr Amt stiften, und ich komme heute, es Ihnen zu gestehen, daß mirs Gott in den Sinn gegeben hat, einen kleinen Theil derjenigen Vergeltung zu übernehmen, welche unsere ganze Stadt ihnen schuldig ist. Die unbegreifliche Vorsehung hat mich unwürdigsten mit einigem Vermögen gesegnet und es ist ein gewiß göttlicher Drang in meinem Herzen, dem ich nicht widerstehen kan, Ihnen allein dieses zuzuwenden, und Ihnen damit den Rest ihrer Tage zu erleichtern, und Ihre lieben Kinder zu versorgen u. s. w.

Mein Vater erstaunte ob dieser Rede. Sein Herz fühlte kindlichen Dank gegen Gott, der in

seiner sorgenvollen Lage, ihm einen Wolthäter erwekt hatte, welcher ihn aus so manchen Verlegenheiten retten und seinem lastvollen Leben Erleichterung schaffen solte. Er bezeugte also dem ehrwürdigen Greise (Laurenzius gab sich für einen zwei und siebziger aus) für seine gute Meinung seine Dankbarkeit und erkante es für ein Merkmal seines vortreflichen Herzens, daß er dem Winke Gottes folgen und eine Familie beglükken wolle, welche eine Verbesserung ihrer Umstände so sehr bedürfte.

Von Stund an also ward eine zärtliche und feste Freundschaft geschlossen, und wir alle wetteiferten, den Alten zu liebkosen und uns seiner Liebe zu versichern. Wir behielten ihn zum Abendessen. Er ward nach und nach munter. Er that, als wenn er weder essen noch trinken könte, und ließ sichs doch, auf stätes Röthigen, vortreflich schmekken. Er sezte sich zu meiner Schwester: er nannte sie seine Braut: und bat um Erlaubniß, diese im Testamente besonders bedenken zu dürfen.

Hätte mein guter Vater andere Leute gefragt, so würde er bald den Heuchler entdekt haben.

Aber weil er den Neid fürchtete, so hielt er die neue Bekantschaft geheim und erfuhr erst spat, daß er geäft worden war.

Es vergingen mehrere Wochen, in welchen wir den alten Geizhals mehrmals recht köstlich futterten, ohne daß er der Erbschaft wieder gedachte. Endlich aber nahm sichs mein Vater heraus, ihn mit der Beichtvatermine zu erinnern, daß, wenn er einmal die redliche Absicht gefaßt habe; er sie auch, durch Abfassung seines Testaments, volziehen möchte. Der Alte machte Einwendungen, gab Ursachen des Aufschubs an, mußte aber doch endlich einen Termin sezzen, binnen welchen das Testament aufgenommen werden solte.

Der Termin verstrich: mein Vater bat ihn zum Essen und schärfte ihm das Gewissen: und nun fing der alte Heuchler an, zu fokern und neuen Aufschub zu erschleichen. Und da mein Vater mit Nachdruk in ihn drang, quengelte er endlich mit tiefen Seufzern gewisse Verbindlichkeiten heraus, die ihn nöthigten, Gewissens halber, einen Theil seines Vermögens anders anzulegen und erbietet sich zu 12000 Thalern, welche binnen vier Wo-

chen meinem Vater zugesichert werden solten, vermittelst Schenkung unter Lebendigen. Mein Vater nahm gern diesen kleinen Theil der ganzen Summe von 80000 Thalern an, und entließ ihn mit religiösen Ermahnungen zum Worthalten.

Nach vier Wochen bestelt mein Vater eine Commission vom Rathhause, welche das Instrument verfertigen solte, und bat die Commissarien nebst dem Laurenzius zum Essen. Aber an dem Tage der Bestellung schikte der Alte ganz frühe, und ließ uns sagen, daß er todt krank sey, und heute nicht kommen könne.

Nun merkte mein Vater seine Tükke. Denn er hatte in dieser langen Zeit doch hie und da geforscht, und gehört, daß dieser Mann mehreren schon seine Erbschaft versprochen hatte. Er ging also noch an demselben Tage zu ihm, und fuhr ihm mit dem ganzen groben Geschüz des mosaischen Gesezzes auf den Hals. Er recitirte ihm alle Stellen der Bibel, worinnen über die Lügner und Heuchler Flüche ausgesprochen, und sie vom Himmelreiche ausgeschlossen werden. Kurz, er ängstete den alten Bösewicht dergestalt, daß er in

Bußthränen zerfloß, und — auf 8000 Thaler herunter akkordirte.

Es ward nun ein neuer Termin gesezt, wo vor einer Commission die Schenkung volzogen werden solte. Und siehe, vier Tage vorher komt der alte Sünder, dem Trennung von seinem Mammon mehr als Todesangst kostete, und zittert und weint, und jammert wie ein Unsinniger, und klagt über Gewissensangst, und wil meinen Vater überreden, daß sein ganzes Vermögen, bei genauer Untersuchung nicht mehr als 4000 Thaler betrage.

Hier, fieng mein Vater erhizt an, Sie sind der schändlichste Heuchler, den je die Sonne beschienen hat. Gehen Sie mit ihrem verfluchten Gelde, wohin Sie wollen, und kommen mir nicht mehr vor meine Augen. Ich habe Sie nie darum gebeten; ich habe mich nicht, wie andere Narren, um Ihre Bekantschaft beworben. Sie sind selbst mit der Mine der Gottesfurcht in mein Haus gekommen, und haben mir ihren Hundsvoigtschen Mammon angeboten. Aber ich sehe nun, daß sie mich, wie andere ehrliche Leute, betrogen haben, um von meiner Armut sich manchmal satt zu fres-

sen, weil Ihr verfluchter Geiz Sie wie der Teufel besessen hat, und an Sklavenketten führt, daß Sie sich zu Hause nicht satt essen. Ich wil nun nichts mehr von Ihnen wissen: aber ich wil alle Menschen öffentlich, und von der Kanzel vor Ihnen als vor einem Diebe warnen, der den Leuten Wein und Braten stiehlt, und sie mit seiner Erbschaft blendet, damit sie die Dieberei nicht merken sollen.

Mit diesen Worten stand mein Vater auf, und wolte den Schurken sezzen lassen. Aber nun fing der Mensch an, ärger als vorhin zu zittern, und zu beben, that meinem Vater einen Fußfal, und bat ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verstoßen, und die 4000 Thaler anzunehmen. Das erbärmliche Winseln des Alten, in welchem jezt Scham, Gewissensbisse, und Furcht, vor öffentlicher Beschimpfung, so wie vor der Beendigung aller bisherigen Schmarozereien, mit demjenigen Geizze kämpften, der ihm die Trennung von seinem Gelde so folternd und qualvol machte — bewog meinen Vater, sich noch einmal erbitten zu lassen, unter der Bedingung, daß noch an dem heutigen Tage alles volzogen würde. Und das geschah denn end=

lich. Den Nachmittag erschien der Alte in unserm Hause, vor einer Commission, und volzog die Schenkung eines Kapitals von 4000 Thaler, welche als erste Hypothek, auf einem Hause stunden.

Ich werde nie diesen Menschen vergessen, der mir so oft durch den Anblik der Wirkungen seines Geizzes Schaudern verursacht hat. Denn ich habe selbst, ein Vierteljahr, in seinem Hause gewohnt, ohngefähr zu Anfange der Zeit, in welcher er mit meinem armen Vater seine Komödie zu spielen begann. Da habe ichs mit Augen gesehn, wie unglükselig ein Geizhals ist, und wie ohnmöglich für die Laster es noch positive Strafen geben kan, welche die Theologen Hölle nennen, wenn alle Laster sich so bestrafen, wie der Geiz.

Es ist schreklich, wie elend dieser Mensch lebte. Es war nicht anders als wenn ein Satan ihn leiblich besäße, und seine Phantasie zwänge, an nichts zu denken, als an sein Geld, nichts zu wünschen als Geld, nichts zu lieben als Geld, nichts zu fürchten als den Verlust seines Geldes. Tag und Nacht war der Mann in unaufhörlichen Sorgen. Jedes Rauschen eines Blattes, jedes Knarren einer

Thür, jeder Luftstos schrekte ihn auf, daß er horchte, ob Diebe kämen und, nach seinen Geldsäkken sahe, ob sie noch da wären. Sein Schlaf war halbes Wachen. Er schlummerte nur und fuhr hundertmal auf, und horchte, ob etwas sich bewege. Ja er stieg alle Nächte wenigstens einmal auf, ging durch alle seine Zimmer, und sahe nach, ob sie verschlossen waren: ging so gar in seine alte Küche, deren Inhalt nicht zwanzig Thaler werth war, und zählte das Zinn und Steingut durch. Kurz, er lebte ohne allen Lebensgenuß, in ewiger Furcht und Aengstlichkeit.

Beim größten Hunger, den er mir ein paarmal klagte, getraute er sich nicht, einen Groschen anzurühren, und ihn seinen Säkken zu rauben. Er kam mehr als einmal, wenn ich mein Frühstük aß und bat — nur um einen einzigen Bissen Semmel: er esse sonst nie, nie: nur eben jezt stosse ihm eine kleine Uebligkeit zu: ein einziger Mundbissen sey genug: mehreres würde ihm tödlich seyn: er würde sich gern eine Semmel holen lassen, aber er habe bei Gott keinen Heller Geld im Hause, und es würde auch Sünde seyn, weil doch das

übrige hernach liegen bleiben, und umkommen müste. Und wenn ich ihm eine halbe Semmel aufdrang, so verschlang er sie, mit dem seligsten Wolgeschmak.

Zwanzigmal hab' ichs mit angehört, wenn Domestiken kamen, und ihm Geschenke brachten, wie er da erst ängstlich an die Gatterthür schlich, und nachsahe, obs Diebe waren: wie er dann andächtig freundlich die Thür öfnete, den Kuchen und Wein in Empfang nahm, und nun anfing: ach liebes Kind, sage sie ihrer Herrschaft viel tausend Dank, daß sie einen armen Mann so erquikt: — ach — wie gern wolt ich ihr ein paar Groschen Trinkgeld geben, aber sieht sie, ich wil keinen Antheil an Gott haben, ja warhaftig, ich wil ewig verdamt und verloren gehn, wenn ich einen Dreyer Geld im Hause habe, aber — sag sie mir doch ihren Namen, ich wil sie in meinem Testamente bedenken: gewiß, ich wil sie nicht vergessen.

So hat der Mensch sich tausendmal in seinem Leben verschworen, und vermessen, und — was wirklich merkwürdig ist — er war dennoch dabei

ein äußerst religiöser Mann, der ganz nach seinem Catechismo, Teufel und Hölle und Zorn Gottes, und alles das glaubte, womit die Prediger die Leute von wissentlichen Sünden abzuhalten meinen. Man sieht also hier abermals, daß positive Religion nicht den mindesten Einfluß auf Moralität hat.

Der Mann starb bald hernach, eben so, wie er gelebt hatte. Er lag ohngefähr vierzehn Tage, und war nicht im Stande, einen andern Gedanken zu fassen, als sein Geld. Alle Augenblik fragte er die Wartfrau, ob auch die Küche zu, ob auch die Treppe schon verschlossen sey? Das einzige konte er denken. Was man sonst mit ihm sprach, und selbst, was der Priester ihm vorsagte, war wie zum Stein geredt. Seine Seele hatte für alles andere Sinn und Fassungskraft verloren. Der Geistliche verließ ihn auch gar bald, und er starb ohne Communion.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Lohn der Gutmüthigkeit.

Ich kan vor Gottes Angesicht mir das Zeugniß geben, daß meine ganze Seele für Menschenliebe gestimt ist. Einem Menschen Freude machen, ist mein schmakhaftestes Vergnügen. Und ein Leiden mindern oder abwenden, macht mir wahre Seligkeit. So war ich von Jugend auf gesint. Und ich habe diesen Carakter durch mein ganzes Leben nicht verleugnet, so oft ich auch, durch die traurigsten Folgen, von der schnellen Entschlossenheit, jeden Leidenden zu helfen, abgeschrekt worden bin.

Es ist ermüdend, gemeine Beispiele zu lesen, sonst würde ich viele von noch lebenden Zeugen bestätigte beibringen können, welche diesen besten Zug meines Herzens augenscheinlich machen würden, auf den ich selbst am stolzesten bin, und dessen Wirkungen ich nie bereut habe, ohngeachtet noch nie mich erinnere, dafür mich belohnt gesehn zu haben.

Indessen eines kan ich nicht übergehen, weil es mir wenigstens das merkwürdigste meines Lebens geworden ist, wo mein Herz in seinem Eifer zu helfen sich erschöpfte, und mit dem scheuslichsten Undanke belohnt wurde.

Ein gewisser M. H.... (ich nenne ihn nicht, weil er noch lebt, und ein hochberühmter Professor ist:) war mein Freund, so wie ich der seine. Dieser H.... hatte einen Stiefvater, welcher ihn filzigt behandelte, und sein eignes Vermögen verzehren half. Er klagte mirs oft, aber ich konte seiner Noth nie abhelfen, denn ich war ärmer, als er selbst.

Durch seine Bekantschaft mit Kloz, erhielt er endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, sich in der Welt anzubringen, den Ruf zu einer ausserordentlichen Professor der Geschichte in ...... über welche er eben so sehr sich freute, als seine auf ihn haftende Schuldenlast ihm dabei Kummer machte.

Eines Morgens kam er auf meine Stube, und erzählte mir mit Thränen und Händeringen sein Glük und seine Verlegenheit. „Liebster Bahrdt, was

was fang ich an, sprach er, ich habe eine Vokation, und kan nicht aus Leipzig. Ich habe leider fünfhundert Thaler Schulden, und muß fürchten, daß wenn mein Abzug ins Ausland ruchtbar wird, daß meine Kreditoren mich festhalten, und durch eine öffentliche Prostitution mich meines Glüks berauben. Schaffe um Gottes willen Rath, daß ich das Glük nicht verliere, welches vielleicht das einzige ist, was mir den Weg zu größern Aussichten bahnt." — H.... war von Schmerz und Unruhe durchdrungen.

Mich rührte sein Anblik. Ich fühlte die innigste Theilnehmung an seiner Verlegenheit. Meine Freude über seine Versorgung war so groß als die seinige; wie konte mein Kummer über seine Gefahr geringer seyn? Und doch half mein Mitleid zu nichts, als daß ich sein Leiden nur desto stärker empfand, und seine Klagen vermehrte. — „Wie kan ich lieber H.... dich retten, antwortete ich, da ich selbst nichts habe, als meine vierzig Thaler Katecheten-Besoldung?"

Aber H.... ließ nicht ab, mir anzuliegen, und mit den Schilderungen seiner Noth mir das

Herz immer schwerer zu machen. — Wir berathseten uns lange, und konten kein Mittel entdekken. Er hatte keinen Kredit und, wer solte mir Geld anvertrauen? Und doch — half ich.

Das erste, wozu ich mich erbot, war dieses, daß ich bei seinen Schuldnern gut sagte. Und diese waren froh, statt eines schlechten und unsichern Zahlers einen Bürgen zu erhalten, welcher wegen seines Amts und wegen seiner Familie ihnen sicher gnug schien. Alsdann ging ich in einige Familien, wo ich Freundschaft genoß, und borgte Kleinigkeiten zusammen. Und so brachte ich es nach und nach dahin, daß mein Freund mit allen seinen Gläubigern aus einander gesezt war, und mit Ehren seine Stelle antreten konte.

Die Versicherungen seines Danks waren rührend, und seine Versprechungen, mich ein halbes Jahr nachher meiner Bürgschaft zu entledigen, und das Geborgte wieder zu bezahlen, waren so feierlich, als sie je gegeben worden sind. Das geschah zu Michael.

Ostern kam heran. Ich schrieb ihm. Er antwortete mir nicht. Ich beklagte mich über seine

Kälte, und zeigte Aengstlichkeit. Endlich antwortete er und — warf mir Grobheit und Zudringlichkeit vor. Mit einem Worte, Herr H.... ließ mich sizzen und, durch seine auf mich eindringenden Gläubiger in eben die Verlegenheit gerathen, aus welcher ihn meine thörigte Gutmüthigkeit gerettet hatte.

Aber nicht genug, H.... verließ mich nicht nur, sondern er ward sogar mein Feind. Er vermehrte Klozens Feindschaft gegen mich, indem er meinen Karakter bei ihm schwarz zu machen suchte. Und da er jezt Mitarbeiter seiner Zeitungen und Journale war, so ergrif er jede Gelegenheit, mich im Publikum herabzuwürdigen, und die Ehre dessen zu schanden zu machen, welcher für die Erhaltung der Seinigen sich aufgeopfert hatte.

Mag man da wol Muth behalten, sich für seine Mitmenschen zu verwenden, und in Unglük ihnen beizustehen, wenn man durch solchen Undank abgelohnt wird? Aber ich verlor den meinigen nicht. Man erlaube mir eine Begebenheit anzuschließen, welche sich einige Jahre später ereignete.

Ich war Professor in Erfurt, als eben dieser H.... in neue Verlegenheit wegen seiner Leipziger Schulden gerieth. Einer seiner Kreditoren hatte ihn in .... verklagt, und eine Schuldfoderung anhängig gemacht, welche durch meine Vermittelung bereits getilgt worden war. H.... schrieb an mich, bezeugte die aufrichtigste Reue über seinen ehemals bewiesenen Undank, und schmeichelte mir mit der Betheurung, daß er mein edles Herz für unfähig hielt, ihn seiner vorigen Vergehungen wegen zu hassen, und mich durch Verweigerung einer Gefälligkeit zu rächen, durch die ich ihm jezt den allerwichtigsten Dienst leisten könte, und welche er von meiner Großmuth mit zuversichtlichem Vertrauen erwartete.

H.... hatte sich nicht geirrt. Mein Herz war keiner Rache empfänglich. Ja, ich fühlte eine heimliche Freude darüber, daß ich jezt Gelegenheit hatte, ihn zu beschämen, und mich ihm von einer Seite zu zeigen, von welcher er vieleicht nie einem Sterblichen bekant worden ist.

Bereit, seine Bitte zu erfüllen, erhielt ich einen Besuch vom Professor R...., dem ich meine

ehemahligen Verhältnisse gegen H.... erzählte und meinen Vorsaz entdekte, großmüthig an den Undankbaren zu handeln, und ihm aus der Noth zu helfen. R.... widerrieth mirs. Trauen Sie dem Menschen nicht, sagte er. Es ist keine gute Ader in ihm. Er ist ein Epicuri de grege porcus, das mit Klozen säuft, und ihn durch seine Unverschämtheit liederlicher macht, als er war. Seine Seele kennt kein Wolwollen, und wird hinterher über eben die Gutmüthigkeit spotten, um die er sie jezt so schmeichelnd angesprochen hat.

Aber R.... Warnungen machten wenig Eindruk auf mich. Verdient ers nicht, dacht ich, so bedarf ers doch. Und es wäre schlecht, wenn ich ihm eine Gefälligkeit verweigerte, welche ich mit so geringer Mühe und Aufwand ihm erzeigen kan. Er wird wenigstens, wenn er auch nie mein Freund wird, doch aufhören, mein Feind zu seyn.

Ich ging vor Gericht, bat um Abnehmung eines Eides, wegen der durch mich geschehenen Tilgung der gedachten Schuld, ließ ein Protokol darüber aufnehmen, bezahlte einige Thaler Unko-

sten, und schikte dem H . . . . alles, was er nöthig hatte, sich seinen Kläger vom Halse zu schaffen.

Mit den wärmsten Ausdrükken dankte mir H . . . . und bat mich inständig, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, wo er mir seine Freundschaft erproben könte. — Der ganze Brief war mit Schmeicheleien und Versprechungen, und sehnsuchtsvollen Wünschen angefült, mir dienen zu können.

Ich traute diesen blendenden Liebkosungen, und schrieb ihm, daß ich von einem Freunde ein Manuscript geschenkt bekommen hätte, dazu ich mir einen Verleger wünschte: (denn ich war damals noch in so armseliger Reputation, daß es schwer hielt, ein Honorar für meine Schriften zu erhalten:) und bat ihn also, mir dazu behülflich zu seyn.

Augenbliklich antwortete H . . . . daß er einen Verleger für mich habe, welcher mir zwei Thaler für den Bogen geben wolle. Das Buch hieß: Freimüthige Betrachtungen über die Religion für denkende Leser, und war von einem gewissen Herrn v. Gerstenberg, einem privati-

sirenden Philosophen in Erfurt. Der Verleger war der Buchdrukker F.... in Halle.

Ich sandte an H.... das Manuscript, und machte nun froh die Rechnung auf etliche dreißig Thaler, die mir bei meiner damaligen sehr großen Armuth zu statten kommen solten. Das Buch wurde gedrukt. Und ich fand schon Recensionen davon in Zeitungen, ohne noch selbst ein Exemplar, geschweige Geld, erhalten zu haben. Ich fragte bei H.... an, und erhielt keine Antwort. Ich schrieb an F.... selbst, und — dieser erwiederte in einem ziemlich plumpen Briefe, daß ich ja selbst Herrn H.... gestanden hätte, daß das Buch nicht meine Arbeit sey: wie ich denn für fremde Arbeit Geld fodern könne? er lege also hiermit für meine Bemühung einen Luisd'or bei, nebst einem Exemplare von der Schrift, die ich ihm zum Druk geschikt hatte: damit könte ich zufrieden seyn. —

Das war das Ende von der Geschichte. Herr H.... hatte das Geld, (vielleicht mehr, als er mir versprochen,) in Empfang genommen, und dem Wein oder H.... wirth zu lösen gegeben,

und F...., mit dem er in Verbindung stand, beredet, mich auf die gedachte Art abzufertigen. — Verdiente der Mann nicht, daß ich ihn nennte?

Vier und dreißigstes Kapitel.

Angenehme Aussichten.

Ohngeachtet aller mislungenen Versuche, mich durch eine reiche Heirath in Leipzig festzusezzen, vereinigte sich doch alles, für meine und meines Vaters Wünsche, und begründete die froheste Hofnung, daß ich in Leipzig seiner Bahn folgen, und nach und nach zu den größten Ehrenstellen hinaufsteigen würde.

Der Beifal, den meine Predigten fanden, (ich rede jezt vornehmlich von den Jahren 1764 bis 66,) war ausserordentlich. Es leben noch Leute in Menge, welche mich ehemals gehört haben, und sich des erstaunenden Zulaufs erinnern, der meine Kirche fülte. Eine Stunde vor-

her zogen schon Menschen nach der Peterskirche, die keine festen Plázze hatten, um bequemer sizzen oder stehen zu können. Und es gab sogar eine Menge Personen, welche anfiengen, mich meinem Vater vorzuziehen, und Inhalt, Styl und Deklamation bei mir volkomner zu finden.

Ich wurde, nachdem ich eine Zeitlang Katechet gewesen war, aber schon sehr häufig für meinen Vater die Frühpredigten versehen hatte, ihm im Amte förmlich substituirt und erhielt bald darauf eine ausserordentliche Professur. Beides vermehrte eben so sehr mein Ansehen im Publikum, als es die Zahl derer vergrösserte, welche schon längst auf mein alzufrühzeitiges Glük, so wie auf meinen Applaus eifersüchtig gewesen waren, und die es ganz eigentlich erbitterte, daß ein Mensch im achtzehnten Jahre schon den Katheder betrat und im zwei und zwanzigsten Professor war, da mancher andere zehn und zwanzig Jahre erst magistriren mußte, ehe er den leidigen Professortitel sich erringen konte — nach dem Sprichwort: Lipsia vult expectari.

Mein Eifer im Studium der Philologie, dadurch ich meine waklichte Theologie haltbarer zu machen gedachte, wurde jezt immer größer. Noch spat lernte ich bei Abraham Tellern das syrische und nahm bei Reisken privatissima über griechische Autoren.

Mein größter Schade war, daß ich keine einzige lehrreiche Geselschaft hatte. Mein ganzer Umgang war mit Kaufleuten, welche mich meiner Talente wegen ehrten, und meiner guten Laune halber mich gern in ihren Zirkeln sahen. Aber unter diesen Leuten konten weder meine Kentnisse noch mein Geschmak, noch meine Sitten sich ausbilden. Der kaufmännische Ton war Grosthun durch Schmausereien: und alle Unterhaltungen bestunden in L'homberspiel. Und wer es aus Erfahrung weiß, was Umgang für Einfluß auf den Menschen hat, und wie erstaunend die Fortschritte sind, die man macht, wenn man beständig unter Leuten von verschiedenen Fachen der Kunst und der Wissenschaft lebt und mit denen sich unterredet: wie schnel man da Lükken der Erkentniß ausfüllen, in der Litteratur sich bereichern, von gewissen Vor-

urtheilen geheilet werden, seinen Geschmak vervolkomnen, seine Urtheile berichtigen, seine Sitten veredeln kan; der wird es begreifen, daß ich bei meinen Leipziger Geselschaften unendlich viel verloren habe.

Ich selbst war nicht Schuld an diesem Verluste. Die Leipziger Gelehrten haben schon längst den Vorwurf auf sich gezogen, daß sie nicht gesellig sind. Es herrschte, wenigstens zu meiner Zeit, eine gewisse Grandezza unter den Professoren, daß ein Magister und selbst ein extraordinärer Professor, zu gar keinem freundschaftlichen Umgange mit ihnen gelangen konte. Und im Ganzen war auf der Universität der Geist des Mistrauens, der Eifersucht, und der Kabale so algemein, daß ein vertrauter oder auch nur natürlicher Umgang nicht möglich war.

Ich hatte damals sehr vertrauten Umgang mit einem gewissen Kaufmann Schmidt, der ein sehr rechtschafner und freundschaftlicher Mann war. Seine großen Geschäfte hielten ihn beständig zu Hause und machten ihn zulezt hypochondrisch. Seine weit jüngere, aber nicht schöne Frau

mußte daher ihren Garten sehr oft ohne ihn besuchen und sich an meiner Geselschaft begnügen. Und, wie die Leipziger Herren und Damen sind, die nicht anders als beim Kubach sich Karessen erlauben und alle, die ohne Kubach frey und öffentlich konversiren, verbotner Lust beschuldigen und über Unheiligkeit seufzen, ich kam unter ihnen mit Madam Schmidt in einen algemein geltenden Verdacht. Aber ich kan versichern, und meine Leser wissen, daß ich mich nicht schone, wenns die Wahrheit erfodert, daß die gute Frau unschuldig war.

Ich habe schon gesagt, daß ich als junger Mann überhaupt enthaltsamer gelebt habe, als man es von meinem Feuer hätte vermuthen sollen. Und ich denke, wenn man sich einst die Mühe geben wil, beim Ende meiner Lebensgeschichte zu berechnen, wie unermüdet ich von meinem neunzehnten Jahre an, wo ich mich völlig fixirte, gearbeitet, und meine Nerven durch studiren angestrengt habe, und dann sieht, was ich noch in meinem funfzigsten Jahre an Kopfarbeit leiste, und mit welcher Lebhaftigkeit des Geistes und

Stätigkeit ich — noch mitten im Gefängnisse — thätig bin, der wirds a priori einsehen, daß ich nie ausgeschweift haben kan.

Daß ich immaculatam juventutem bis zu meiner Verheirathung behauptet hätte, verlange ich niemanden zu bereden, und es wird es von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa keiner verlangen, daß mans von ihm glauben solle. Aber eine Mäßigkeit kan ich von mir prädiciren, welcher vielleicht wenige meines Alters sich werden rühmen können.

Noch damals hatte ich vom Gebot die sonderbaren Begriffe, daß es eine positive Kraft habe, nicht nur die Enthaltsamkeit zu befördern, sondern sogar völlige Entwöhnung zu bewirken. Und ich kan es betheuern, daß ich in dieser kindischen Meinung mich, zumal seitdem ich den Ornat trug, erstaunend damit gequält habe. Gewiß habe ich täglich, und oft stundenlang gebetet, und mir die Kraft, den Trieb der Natur gänzlich zu unterdrükken, zu erkämpfen gestrebt. Und wenn ich dann alle natürlichen Mittel angewendet, meine Phantasie bezähmt, durch Diät mein Blut be-

ruhigt, durch Arbeitsamkeit meine Kräfte erschöpft und so — oft sechs bis sieben Wochen mich standhaft erhalten hatte, und nun gewiß meinte, daß das Gebet seine Wirkung gethan habe, (denn so schwach ist der einmal an positive Religion gewöhnte Mensch, daß er die augenscheinlichsten Wirkungen der Natur übersieht, und die Erscheinungen lieber übernatürlichen Kräften zuschreibt) so versank ich oft in Kummer und Schwermuth, wenn denn endlich doch der alte Adam sich wieder meldete und seine Rechte behauptete. Da ging denn der Bußkampf von vorne wieder an, und die Gebete wurden verdoppelt und — es blieb — bei der Mäßigkeit und kam, wie natürlich, nie zur Entwöhnung.

Diesen meinen irrigen Vorstellungen von der übernatürlichen Gnade muß ich ohnfehlbar noch eine andere Erscheinung zuschreiben, die mir damals manchen geistlichen Kampf verursachte. Sie bestand darinnen. Bei aller Lebhaftigkeit meines Geistes und bei der größten Leichtigkeit, mit welcher ich damals schon arbeitete, trafs sichs dennoch sehr oft, daß mich bei Koncipirung meiner Pre-

digten plözlich eine Angst überfiel, die ich nicht überwinden konte. Es kam mir auf einmal der Gedanke ein, du wirst nicht fertig werden: du wirst nicht im Stande seyn, das Thema auszuführen: diese Predigt wird erbärmlich 2c. Und nun mochte ich mich hinsezzen und denken und mich anstrengen, wie ich wolte; es kam mir kein brauchbarer Gedanke. Ich saß oft den ganzen halben Tag und brachte keine halbe Seite zu wege. Was ich schrieb, strich ich wieder aus. Und je näher endlich die Zeit kam, wo das Konrept fertig seyn mußte, um memorirt zu werden, desto mehr nahm meine Beängstigung überhand, so daß ich wol eher noch des Sonnabend Abends meinem Vater schreiben und ihn bitten mußte, für mich zu predigen. Und doch war ich an sich selbst so geübt und arbeitete so glüklich und leicht, daß weit öfterer mein Vater, des Sonnabends spat mich bitten konte, seine Predigt zu übernehmen (wir predigten, da ich sein Substitut war, Sontag um Sontag) und nie eine abschlägliche Antwort erhielt. Auch habe ich oben es schon erzählt, daß ich meinem Vater unzählige sehr weitläuftige Dispositionen gemacht habe, die mich nie über eine

Stunde Zeit kosteten, über welche er, wie er mir sagte, weit leichter extemporirte, als über seine eigenen. —

Ich erkläre mirs so. Mein System verleitete mich, den lieben Gott als ein wilführlich handelndes Wesen zu denken, welches, wie ein Pädagog mit der Ruthe in der Hand, den Menschen bald züchtigt, bald losläßt, je nachdem ers darnach gemacht hat. Wenn ich also einmal gesündigt, oder nicht andächtig genug gebetet hatte; so fiel mir das zuweilen, ob schon dunkel, mitten in der Arbeit ein und es associirte sich damit die Idee des Zuchtmeisters. Da ich nun auf meine Naturkraft nichts rechnete, sondern alles der Gnade zuschrieb, so ward mir natürlicherweise sogleich angst, wenn meine Arbeit (zufälligerweise) stokte und die Gedanken nicht fließen wolten, daß mich Gott jezt verlasse, und seinen Segen entziehe. Denn es begreift sich, daß ein Mensch, welcher sich bei seinen Arbeiten von einer höhern Kraft abhängig sieht, gegen die er nichts vermag, allen Muth verlieren muß, so bald er glaubt, daß jezt diese höhere Kraft ihn verlassen habe.

Uebri-

Uebrigens hatte ich auch damals ein vorzüglich saures Stük Arbeit. Mein Vater hatte den Einfal bekommen, die ganze christliche Moral in einer zusammenhängenden Reihe von Predigten mit mir abzuhandeln. Ich mußte zu diesem weitläuftigen Unternehmen nicht nur den Plan ausarbeiten, sondern fast zu allen Predigten den Entwurf machen. Da konte denn freilich wol auch das lastende und sklavische dieser Arbeiten (wo jedes Thema, wenn es an der Reihe war, ins Frühevangelium hineingezwängt werden mußte) zu jener Aengstigkeit etwas beigetragen haben.

Am Ende dieser Epoche, wo ich in der Exegese immermehr Licht bekam und die Schwäche der dogmatischen Beweise einsehen lernte, schrieb ich: laute Wünsche des stummen Patrioten, (mit dem Motto aus dem Esaias: mich, die lebendige Quelle verlassen sie, und machen sich allenthalben ausgehauene Brunnen, die doch löchericht sind und kein Wasser geben) welche ich hernach in Erfurt erst zum Druk beförderte und auf eine sonderbare Art darüber in eine zweite schriftstellerische Inquisition gerieth. In dieser Schrift eiferte ich

schon sehr ernstlich gegen die elenden Beweise der Theologen und drang auf das Studium der Philologie — freilich noch immer in der guten Meinung, daß sich die Lehrsäzze meines Lutherthums dabei behaupten und nur mit bessern exegetischen Gründen versehen lassen würden.

Ganz zulezt, ehe ein plözlicher Zufal alle meine schönen Aussichten in Leipzig verdunkelte und meines guten Vaters reizende Hofnungen welken machte, erhielt ich den obgedachten Antrag nach Hamburg, an Zimmermanns Stelle.

Ich hatte unzählige Freunde, viele Verehrer und Schäzzer meiner Gaben, und keinen einzigen Feind durch Beleidigung, sondern alle durch Eifersucht und Neid.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Der erste Orkan meines Lebens.

Im Jahr 1767 im Herbst — es ist der offenherzigste Bericht — pocht's an meine Thür und, auf mein herein! erschien eine Frau, in ganz ehr-

bärer Gestalt und bat um Erlaubniß, mich allein zu sprechen. Ich führte sie in mein Kabinet, wo ich studirte, unbekant mit ihrem Anbringen und doch — mit klopfendem Herzen, wie wenn Unglük mir ahndete, aber natürlich, weil ein Besuch dieser Art mir unerwartet und unbegreiflich war, und weil man von unvermutheten Vorfällen, welche das Gute nicht gleich im Schilde führen, immer übels zu ahnden pflegt.

Mein Herr Professor, hub sie an, nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich Ihnen etwas unangenehmes melden muß. Sie werden sich erinnern, daß Sie an dem und dem Tage ein gewisses Frauenzimmer bei mir gesprochen haben. Dieses Frauenzimmer befindet sich schwanger und giebt sie als Vater an. Sie werden sich also dieser unglüklichen Person annehmen, und sie gehörig versorgen.

Ein anderer in meiner Lage (man denke sich nur — mein Amt — meinen Beifal — meinen Vater — meine Aussichten) würde halb todt hingesunken seyn, bei solch einer Zeitung. Ich — sank nicht. Aber das Herz schlug mir ein wenig, wie, wenn ich mein Todesurtheil vernommen hätte,

und jezt es Zeit wäre, zu zeigen, daß ich Manns gnug sey, um sterben zu können. Ich antwortete ihr ganz gesezt, daß ich sie nicht kenne. Und das war wahr.

G. Das kan wol seyn, daß Sie mich nicht kennen. Aber das Frauenzimmer, das Sie ohne mich gesprochen haben, werden Sie wol kennen.

Ich. Auf die Art, wie Sie sagt, kenne ich keines.

G. Eine kleine untersezte Person in rosenfarbnem seidnen Korset und Rok und einer Zobelmüzze — solten Sie die nicht kennen?

Ich. Nein.

G. Die von der Haynstraße mit Ihnen nach dem Barfüßergäßchen gegangen ist?

Hier fiel mirs erst ein. Der Vorgang war dieser. Ich hatte den Sommer über oft ein Geschöpf in dieser Gestalt bemerkt, wenn ich des Abends aus meinen Gesellschaften nach Hause ging ohne auf sie zu achten. Sie war mir mehrmalen begegnet, und hatte sich, bald vor mir, bald neben mir, und stäts im nettesten Anzuge gezeigt, und

mir nach und nach den Gedanken beigebracht, daß Sie das absichtlich thue und — was die Eitelkeit leicht sich träumen läßt, — eine Neigung zu mir habe. Aber da ein Bürgermädchen, dafür ich sie hielt, auch bei der größten Schönheit, für meinen Stand nicht war, so nahm ichs wenig zu Herzen, bis ich — einmal — im Jubel — vom ältesten Rheinweine begeistert, — aus einer Gesellschaft nach Hause ging und alle meine Sinne offen waren. Da erregte ihr Anblik meine Aufmerksamkeit und — ihr rasches Vorbeigehn und Anstoßen mit einem ehrerbietigen „Vergeben Sie, mein Herr!" verursachte in mir eine solche Erschütterung, daß mir ein unwilkührliches „Guten Abend" entfuhr, welches sie stille stehn machte. Sie fragte, wo ich hin wolte — ich antwortete — sie fragte etwas anders — kurz, ich begleitete sie nach Hause, ohne sie selbst und das Haus gekant zu haben.

Das muß sie seyn, dachte ich jezt bei dem Antrage der Frau, und nun kont ich, im höchsten Grade unerfahren, und ganz unbekant mit dem, was in großen Städten Prellerei heißt, weiter

keinen Entschluß fassen als den, mich kurz und gut mit der Alten zu vergleichen, und mir mit Geld die ganze Geschichte vom Halse zu schaffen. Sie ward nach langem handeln mit mir über 200 Thaler einig, welche in vierteljährigen Terminen zu 25 Thalern bezahlt werden solten. Ich gab ihr einen Wechsel. Sie schied mit Zeichen der Freundschaft. Und ich war so ruhig, als wenn nichts vorgegangen wäre.

Nach wenig Tagen kam ein alter Student zu mir, der sich mit allen möglichen Merkmalen der Ehrerbietigkeit als meinen Verehrer und Freund ankündigte und mir, nach einigen Umschweifen, gestand, daß er gekommen sey, mich von einem großen Unglük zu retten, wenn ich ihm erlauben wolte, offenherzig mit mir zu sprechen. Ich versicherte ihn, daß mir jeder wilkommen sey, der Freimüthigkeit zeigte. Und er — ließ sich also vernehmen:

Ich weiß, lieber Herr Professor, daß an dem und dem Tage die gottlose Godschepsky bei Ihnen gewesen ist, und Sie um einen Wechsel von 200 Thalern geprelt hat. Dieses scheusliche Weib

hat schon manchen vornehmen Mann und manchen begüterten Bürger ausgeschelt, und hat es jezt drauf angelegt, Sie nicht blos ums Geld zu bringen, sondern auch Sie und Ihre ganze Familie zu beschimpfen. Und ich muß Ihnen sagen, daß der Hofrath Bel, Ihres Vaters alter Feind dahinter stekt, der das Weib selbst dazu angereizt und ihr zehn Luisdo'r versprochen hat, wenn sie Sie in die Falle lokken könte. Es ist ihr gelungen. Sie hat Ihre Gesellschaften auskundschaftet, und eines ihrer niedlichsten Mädchen herausgepuzt und seit Johannis schon Ihnen von ihr aufpassen lassen. Und da Sie endlich verleitet worden sind, ein einzigmal ihr Haus zu betreten, so hat sie Ihnen die Schwangerschaft des Mädchens vorgespiegelt und den Wechsel abgelokt, den sie jezt allenthalben vorzeigt, und auf Anstiften des Hofraths, der sie zu diesem Streiche gedungen hatte, zu Ihrer Beschimpfung benuzt. Wollen Sie also Ihre Ehre retten, so müssen Sie auf das eiligste den Wechsel wieder in Ihre Hände zu bekommen suchen. Haben Sie den, so lassen Sie sie die Treppe hinunter prügeln, wenn sie wieder komt. Die Kanaille hat nichts für sich. Sie kan Ihnen

nichts beweisen. Und sie wird folglich nichts gegen Sie unternehmen können, wenn Sie ihr nur Muth zeigen.

Dieser Vortrag sezte mich eben so sehr in Angst, als er mich für die Redlichkeit des Menschen einnahm. Ich dankte ihm also herzlich für seine Freundschaft und bat ihn, mir zu rathen, wie der Wechsel zurük zubekommen sey. Ganz leicht, sagte er. Lassen Sie der Frau nur sagen, daß Sie ihr da und da den Wechsel auszahlen wolten, so wil ich mit Ihnen an den Ort hingehen, und wenn sie den Wechsel hervorzieht, um ihr Geld dagegen in Empfang zu nehmen, so wil ich mich des Wechsels bemächtigen, ihn vor Ihren Augen zerreissen, ihr ihre Prellereyen ins Gesicht sagen und ihr erklären, daß ich alle ihre Spizbübereien entdekken und der Obrigkeit anzeigen würde, wenn sie Ihrer Ehre im mindesten zu nahe treten solte. Ich kenne die Bestie und bin mehrere Jahre bei ihr aus und eingegangen. Sie kan und wird sich nicht unterstehen zu muchsen, wenn sie an mir denjenigen erblikt, der um alle ihre Geheimnisse weiß, und es in der Gewalt hat, sie der Inquisition zu überliefern.

Das leuchtete mir ein: und die Angst ließ mich auch nicht lange Ueberlegungen anstellen. Ich umarmte meinen Retter, und versprach, mich ihm ganz zu überlassen, und — wenn er die Sache glüklich zu Ende brächte, ihm alle nur mögliche Proben von Erkentlichkeit zu geben.

Der unglükliche Plan ward ausgeführt. Wir bestelten den weiblichen Satan in die Vorstadt in ein mir unbekantes Haus, und ließen ihr die Auszahlung des Wechsels ankünden. Sie kam und hatte den Wechsel bei sich. Es war Abends neun Uhr. Der Student hatte seinen Degen mit. Ich hatte mich in die Kammer verborgen. Er fragte die Godschevsky, ob sie den Wechsel bei sich habe, und sezte hinzu, daß ich gleich kommen, und ihr das Geld bringen würde: und da sie die Frage bejahte, verlangte er ihn zu sehn. Aber der Satan ahndete Arges. Sie erklärte, daß sie das Papier nicht eher herausgeben würde, als bis das Geld aufgezählt, und zum Einstreichen bereit sähe. Daraus entstand Wortwechsel. Der Student ward hizzig, warf ihr die Prellereien vor, zog den Degen und hub an, sie zu fuchteln. Das

Weib wehrt sich. Er wirft den Degen weg, und fält über sie her, holt glüklich den Wechsel aus ihrer Tasche, zerreißt ihn, öfnet die Kammerthür, und sagt ihr: „Da Bestie, das ist der ehrliche „Mann, den du hast prellen wollen, du hasts mit „mir nun zu thun: ich bringe dich an den Gal„gen, wo du einen Laut von dir giebst." Der Lärmen ward groß, doch kamen wir glüklich fort, und schienen nun unsern Zwek erreicht zu haben.

Ich lebte einige Tage lang in aller Ruhe, und hielt das Ungewitter für gänzlich vorüber. Aber den vierten Tag drauf kam Abends, spat noch, der Kap. 16. gedachte Hellmann, eben da ich in meines Vaters Hause war, in einer Bestürzung, welche von einer Art von Wuth, und Verzweiflung begleitet war, und ließ mich herausrufen. „Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht. Ists wahr, daß ein Mädchen auf Sie bekant, daß Sie ihr einen Wechsel gegeben, daß Sie der Kupplerin den Degen auf die Brust gesezt, und ihr den Wechsel wieder genommen haben? die ganze Stadt ist in Bewegung. Ich komme aus zehn Häusern. Ich habe allenthalben widersprochen. Aber es

hilft nichts mehr. Jeder sagts für gewisse Wahrheit." Dabei rannten ihm die Tränen von den Wangen, denn er fühlte meine Entehrung wie seine eigne. „Ihre Freunde fuhr er fort, wollen alle ganz verzweifeln. Gott, warum haben Sie sich keinem offenbart. Die Sache wäre so leicht abzuthun gewesen, daß kein Mensch nichts erfahren hätte." — Er lamentirte, daß mir das Herz hätte zerschmelzen mögen. — Ich tröstete ihn vergeblich mit der Versichrung, daß die Hälfte des Geredes Lügen sey.

Den Tag drauf kam das Gerücht vor meinen Vater, welcher in Ohnmacht sank. Meine Mutter war trostlos. Unser ganzes Haus war einer zerstörten, und geplünderten Festung ähnlich. Der Glanz unserer Familie war erloschen. Die Freude war aus allen Gesichtern verbant. Jedes war in sich selbst verschlossen, und vermochte seinen Harm nicht auszusprechen.

Nun kamen alle meine Freunde, die mir warhaftig bei ernstem Nachsuchen nicht zehn Thaler gegeben haben würden, und machten mir bittere Vorwürfe, daß ich ihnen nichts gesagt hatte. Je-

der versicherte, daß er gern fünfhundert Thaler herbeigeschaft hätte, um die Sache in der Stille beizulegen. — Hab's in meinem Leben vielfältig erfahren, wie viel das „ich hätte gern" im Falle der Wirklichkeit, und Gegenwart gilt.

Mein Vater nahm den andern Tag Extrapost, und fuhr nach Dresden zu seinem redlichsten Freunde, den er an dem damaligen Bürgermeister, jezigen Minister v. Gutschmidt hatte, und hofte durch diesen würdigen und viel vermögenden Mann eine gänzliche Niederschlagung der Sache zu bewirken, und ich — mußte noch an demselben Tage in der Hauptkirche katechisiren, um mich dem Volke mit der Mine der Ruhe zu zeigen, und die Gährung zu mildern. Aber alles war vergeblich. Die schöne Ceder war gefält, nicht vom mächtigem Arm eines Edlen, sondern — von einer Kuplerin, und einem Trunkenbold!!

Mein Vater kam, ohne Hofnung, von Dresden zurük. Der vortrefliche Gutschmidt hatte dem Harme des würdigsten Vaters eine Thräne des Mitleids geweiht, aber auch seine Ohnmacht gestanden, ihm zu helfen, weil die Sache schon so

weit hinein verdorben, und so ruchtbar geworden war. — Denn die Godschevsky war, vermuthlich auf Anrathen des Bel, bereits vor die Universitätsgerichte gelaufen, und hatte mich angeklagt, daß ich — ihr den Degen selbst auf die Brust gesezt, und einen Wechsel von 200 Thaler gewaltsam abgenommen hätte.

Hier war also weiter nichts zu thun, als daß ich mein Amt freiwillig niederlegte: und so bald dis geschehen war, erfolgte von Hofe die Abolition.

Das unglükliche Geschöpf, welches sich zur Prellerei hatte brauchen lassen, mußte durch ein langes Gefängniß elend werden. Die Kuplerin selbst aber, die Rad und Galgen verdient hatte, kam leidlich durch — ist aber ein paar Jahre hernach in Dresden an einer schreklichen Krankheit gestorben, bei welcher die Würmer einige Wochen lang an ihrem lebenden Körper sich satt zehrten. — Meinerwegen hätte sie auch ruhig sterben mögen!

Aber ists nicht seltsam, daß in unsern aufgeklärten Zeiten noch ein so schauderhafter Grad von Unmenschlichkeit in unsern Gesezzen, so wol als

unsern Konventionen herscht? Das Andenken dieser meiner Geschichte hat mir mehrmalen Gelegenheit gegeben, darüber Betrachtungen anzustellen.

Was ist es wol anders als Konvention, wenn Millionen Menschen, von denen man theils es weiß, theils mit Zuverläßigkeit voraussezzen kan, daß sie die bürgerliche Regel der Ehe übertreten, und ausser derselben, ihre Naturkraft beschäftigen, aber so, daß die Wirkungen dieser Beschäftigung unsichtbar bleiben, ihre bürgerliche Ehre behalten, und hingegen die wenigen, die eben dasselbe thaten, aber so, daß die Wirkung davon ohne ihre Schuld, sichtbar wurde, sie verlieren? denn nach der physischen und moralischen Natur der Dinge ist doch im Grunde beides gleich. Der, welcher mit sichtbarer Wirkung etwas thut, ist doch nicht hassens= oder lobenswerther als der, welcher es mit unsichtbarer Wirkung thut. Warum haben also in aller Welt die Menschen die Gewohnheit unter sich eingeführt, und hängen noch jezt an derselben, die mit der unsichtbaren Wirkung nach ihrem Stande und Verdiensten zu schäzzen, und zu ehren, und hingegen die mit der

sichtbaren Wirkung, ohngeachtet ihres Standes, und ihrer Verdienste, zu hassen, zu verabscheuen, zu schänden, und ihre Ehre und Glükseligkeit zu Boden zu stürzen? Kan eine Konvention barbarischer seyn?

Und eben so sonderbar scheinen mir in solchen Fällen die bürgerlichen Gesezze zu verfahren. Unsere Regenten dulden die größten Ausschweifungen ihrer Unterthanen. Sie lassen Verschwender die größten Summen durchbringen, durch deren beßre Verwendung ihre Kinder zu nüzlichen Gliedern des Staats gemacht werden könten. Sie lassen Beamte die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten begehen, durch welche die Unterthanen ihrer menschlichen Rechte beraubt, und ausgeplündert werden. Sie gestatten öffentliche Dirnen, durch welche das tobendste Gift der Venusseuche sich über tausend nuzbare Menschen verbreitet, und die schreklichsten Verwüstungen anrichtet. — Aber wenn ein Mensch, wäre er auch das nuzbarste, und ehrwürdigste Mitglied des Staats, durch solche Dirnen verleitet, sich einmal irreführen ließ, und ihnen Gelegenheit gab, eine sichtbare Wirkung davon

auf ihn zu bekennen; dann sind diese so duldsamen Gesezze auf einmal grausam, und lassen diesen Menschen ohne alle Rettung verloren gehen, ja sie zwingen ihn, unter den Foderungen solcher Dirnen zu erliegen, und ein Opfer ihrer Bosheit zu werden. Gewiß ist es mehr als Barbarei, daß noch in allen Staaten jene Prellereien öffentlicher Freudenmädchen, und Kuplerinnen gestattet, und begünstiget werden. — So billig es ist, wenn ein Mann, der ein sittsames Geschöpf, von unbescholtener Familie, in die aus jener Konvention entstandene Entehrung stürzte, durch die Gesezze angehalten wird, sie entweder zu ehelichen oder zu versorgen, so schändlich unbillig ist es, wenn eben diese Rechte den feilen Buhlerinnen zugestanden werden. Aber leider kommen solche Reste von Albernheit, und Barbarei unserer Gesezgebung her, weil die Legislatoren Stubengelehrte sind, und nicht hinlängliche Erfahrungen gemacht haben, auf welche sich gute Gesezze gründen müßen. Wüsten, sähen sie die Greuel, welche, in allen Städten beinahe, durch solche Prellereien der Kuplerinnen verübet werden, und wie so mancher rechtschafne Mann, der aus Furcht vor der Schande die Sache ver-

verschweigen, und sich plündern lassen muß, (weil er einmal weiß, daß doch die Klage der Kuplerin wenigstens angenommen, und er in Weitläuftigkeiten verwikkelt wird) dadurch völlig zu Grunde gerichtet wird, daß er vielleicht einmal in seinem Leben, durch eine fröliche Geselschaft begeistert, die er spat in der Nacht verließ, eine Thorheit beging, oder wol gar durch die frechste Behandlung einer herumstreifenden Buhldirne zu ihr hingerissen wurde; sie würden längst verordnet haben, daß feile Dirnen mit solchen Anklagen nie gehört werden solten, um endlich einmal die Furcht vor denselben zu vernichten, und jene Prellereien zu verhüten, welche schon so viel nüzlichen Menschen Gesundheit, Ehre und Vermögen gekostet, und so viel Familien zerrüttet haben.

Noch eine andere Betrachtung könte ich hinzusezzen, die mir eben so ernstlich ist, wie die vorige. Aber ich wil meine Leser nicht mit Betrachtungen ermüden, da sie Geschichte verlangen. Das Thema werden sie finden, wenn sie die Erzählung nachsehen wollen, in welcher ich ihnen oben das Schiksal meines ehemaligen Lehrers geschildert habe. Jäger war mir eben so ein Räthsel, wie ich mir selbst jezt ward.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Wanderung ins Ausland.

Kaum hatte acht Tage lang die tausendzüngige Fama meine Geschichte auf den Fittichen des Windes in Deutschland umhergetragen: kaum hatten sich alle die Mäuler wieder geschlossen, welche die scheusliche Freude über den Unfal beneideter Menschen aufzusperren pflegt: kaum war der Jubel der Buhlschwestern in Priester- und Laienhäusern verwittert, den die Nachricht von der Menschlichkeit eines geglaubten Heiligen hervorgebracht hatte; so war schon die Hülfe für den niedergebeugten, und zertrümmerten Jüngling da, welche die Vorsicht, selbst durch einen Feind, mir bereitet hatte.

Ich erhielt von einem gewissen Advokaten Drechsler aus Naumburg einen Brief, in welchem derselbe mir im Tone der Freundschaft berichtete, daß er von Herrn Geh. Rath Kloz, den Auftrag habe, mir zu sagen, daß mein Unglük mich mit ihm ausgesöhnt habe, und daß er bereit sey, mein thätigster Freund zu werden,

wenn ich Vertrauen zu ihm fassen, und mich seiner Vermögenheit dazu bedienen wolte.

Diese Nachricht war mir ausserordentlich rührend. Ich konte mich der Freudenthränen nicht enthalten. Die schnelle Hülfleistung der Vorsicht auf der einen, und die unerwartete Grosmuth meines Feindes, auf der andern Seite durchdrangen meine ganze Seele. Und dieses entzükkende Gefühl ward durch die Theilnehmung meines guten Vaters, und meiner vortreflichen Mutter erhöht.

Ich reiste augenbliklich nach Halle zu Herrn Kloz, und blieb vier Wochen in seinem Hause. Wir errichteten die herzlichste Freundschaft, und er — brachte es durch seine Correspondenz, in welcher er damals fast mit allen Ministern an allen Höfen stund, am Kurmäynzischen Hofe dahin, daß ich mit zween seiner intimsten Freunde, und (damaligen) Waffenträger, Herr Riedel, und Meusel, eine Vokation als ordentlicher Professor der Philosophie nach Erfurt erhielt.

Schwerlich hat es in neuern Zeiten einen Gelehrten von so mittelmäßigem Range gegeben, wel-

cher zu einem so algemeinen Ansehen sich hat emporschwingen können, wie es Klozen gelungen war. Ich bin Augenzeuge von den grossen und oft seltsamen Verbeugungen, welche die grössten Minister, Staatsmänner und Gelehrte in Briefen ihm machten, und von der Macht, die er dadurch hatte, in allen Gegenden Deutschland durch seinen Tadel zu zerstören und durch sein Lob und Empfehlung zu beglükken. Gewiß hat Kloz eine zahllose Menge junger Leute befördert und — was ich für reine Wahrheit halte, — sehr viel gute und helle Köpfe in Aemter gebracht, welche, ob schon nicht allemal durch gründliche Gelehrsamkeit, doch durch ihren aufgeklärten Geist, auf die Nation gewirkt haben, und darunter mancher nicht versorgt worden seyn würde, wenn er den damals noch gewöhnlichen Weg hätte gehen sollen, auf welchem nur pecora orthodoxa versorgt zu werden pflegten.

Zwei Dinge habe ich an Klozen, beständig bedauret: einmal, daß er sich zu früh einfallen ließ, ehe er selbst durch fortgeseztes Studium volle Reife seiner Kentnisse erlangt hatte, mit einem Lessing, anzubinden, und dadurch seinen Ruhm, und sein

Ansehen mit einem male ins Grab zu strekken: und dann — daß er sich zu leichtsinnig nicht nur von seinen jovialischen Freunden zu muthwilligen, und oft ungerechten Mishandlungen durch Recension, sondern auch von liederlichen Geselschaftern, wie H. und S. wären, zu Ausschweifungen verleiten ließ, welche seine Maschine so frühzeitig zerstört haben. Ein Mann war er wirklich, welcher herrliche Geistesanlagen besaß, mit denen er ein recht gutes Herz verband, das nie aus eigner Neigung böses that, und Menschen beschädigte, sondern, nur durch Verführung, sich zu Handlungen leiten ließ, die seinen Carakter verdächtig gemacht haben.

Im Jahr 1766 vertauschte ich meinen priesterlichen Ornat mit einer Beutelperükke, und einem Degen, und wanderte froh von Leipzig nach Erfurt, um mein Heil in einer neuen Welt zu versuchen.

Nie werd ich die Thränen, und den Jammer vergessen, die es, besonders meiner guten Mutter gekostet hat, da sie die stillen aber entzükkendsten

Freuden ihres Lebens dahin welken, und mich meine Kanzel verlassen sahe, vor welcher sie so oft Himmelsseligkeit empfunden hatte.

Gute, vortrefliche Mutter! deine Leiden waren leider noch nicht geendigt, welche der Liebling deines Herzens Dir schuf. Und noch — ach noch kan ich Dich nur auf die Zeiten jenseit des Grabes vertrösten. Noch kan ich Dir keine Hofnung machen, daß Du mich je wieder in dieser Welt in dem Sinne glüklicher sehen wirst, in welchem Dein Mutterherz es wünschet! Mutter! Begieb Dich des Wunsches! Im Grabe ist Ruhe, und jenseit des Grabes — ersazreiche Freude! !

Ende des ersten Bandes.

Halle,
gedrukt bei F. D. Francke.

Anzeige.

Mit Anfange dieses Jahres erscheint eine neue periodische Schrift, welche sich durch ihr inneres und äußeres sehr vortheilhaft auszeichnet:

Deutsche Monatschrift fürs Jahr 1790. gr. 8. mit Kupfern. Berlin bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

Vier Hefte machen einen Band, dieser enthält einen Haupttitel mit einem Kupfer, das größtentheils irgend einem großen und verdienten deutschen Manne gewidmet sein wird. Der Inhalt dieser periodischen Schrift wird algemein sein, und alles Wissenswürdige umfassen, ohne irgend ein Fach menschlicher Erkentniß auszuschließen. Alles gemeinnüzzige und zeitwichtige gehört vorzüglich in ihren Plan, und das wieder in einem höhern Grad, wenn es Deutschland, oder die Brandenburgischen Staaten betrift. In Absicht auf Form, wird Schönheit, Mannig-

faltigkeit, klassische Sprache und gute Anordnung der Stücke, das beständige Augenmerk der Herausgeber sein; der Verleger aber hat sich bemühet, ihr ein solches äußere zu geben, daß sie in dieser Rüksicht keiner andern deutschen Zeitschrift nachstehen darf. Freimüthig und bescheiden ist der Grundsaz der Verfasser, und fremde Theilnehmer werden ihnen dann willkommen sein, wenn sie denselben Grundsaz haben und mit Liebe für gleiche Gegenstände mit ihnen arbeiten wollen.

Das erste Stük enthält:

1) Feier des Jahres 1789. von Hr. R. Fischer. 2) Friedrichs Religionssystem; historische Einleitung von demselben. 3) An die Juristenfacultät zu Wittenberg. 4) Ueber den Gemeinsinn von H. C. R. Streithorst. Drei kleine Epigrammen von Hn. Deurer. 5) Sophiens Denkmal. a) Sophiens Character, von Hr. von Göckingk. b) Briefwechsel mit Mendelsohn. c) Arindas, eine Erzählung von Madame Schwarz. 6) Ueber die Boulewards von Herrn Rath Schulz.

Das zweite Stük enthält:

1) Freude des Patrioten von Hr. Rector Fischer. 2) Aber wo wil das endlich hinaus? von demselben. 3) Ueber Simplicität, von Hr. von Rochow 4) Ludwig der 16te und Brunn. 5) Ueber die Boulevards in Paris, von Rath Schulz. 6) Die Befreiung von Malta von Hr. von Kleist. 7) Accursius.

Das dritte Stük enthält:

1) Rinaldo und Armide. Von Hr. Kramer. 2) Ueber die ältern Römer. Von Hr. Prof. Nachtigall. 3) Friedrichs Religionssystem. Fortsetzung. 4) Zur eilften Strophe des ersten Gesangs der Eroberung von Malta, von Hr. Kanon. Gleim. 5) Gedanken über Verbrechen, Zurechnung und Strafen. 6) An Eschenburg. Von Hr. Rector Fischer.

Das vierte Stük enthält:

1) Joseph der zweite, von Hr. Rect. Fischer. 2) Als Kaiser Joseph der 2te gestorben war, von Hr. Kanon. Gleim. 3) Ueber die ältern Römer, Fortsetzung. 4) Was ist Gott? von Hr. Kanon. Gleim. 5) Schreiben aus Rom, von Hr. Prof. Moritz. 6) Ueber Protestantismus von * *. 7) Auch noch ein Beitrag zur Kentniß der türk. Kriegsverfassung, von L. 8) Anecdoten aus dem Leben des Kardinals Richelieu von St. 9) Grundsätze der holländischen Censur von L. 10) Antonio Vargas, von F. 11) Friedrich der einzige, von einem Brennen.

Das zu diesem Bande gehörige Kupfer ist von der Meisterhand unsers Chodowiecky und der Gegenstand desselben Friedrich der Große! jedes Stük kostet 8 Gr.

Bahrdt, D. C. F. System der moralischen Religion zur Endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker gr. 8. 2 Bände. Neue wohlfeilere Ausgabe.

Dessen Geschichte seines Gefängnisses, nebst Urkunden und Aufschlüssen über deutsche Union. 8.

Bibliothek kleinerer Original-Werke der Deutschen. 2. Bände 12. auf Post und Drukpapier.

Hartmann, J. D. über die frühere Bildung der Jugend auf Schulen. 8.

Pockels, C. F. Beiträge zur Menschenkentniß, in Rüksicht ihrer moralischen Natur. 3tes Stk. 8.

Die Prinzessin von Cleves. Ein Seitenstük zur Zaide von Friedr. Schulz. 8.

Recke, Frau von der, und Sophie Schwarz Gedichte. 8.

Schmid, Klamer Eberhard, neue poetische Briefe. 8.

Schulz, Friedr. Geschichte der großen Revolution in Frankreich. Mit Kupfern, zweite vermehrte Auflage.

Schulz Fr. und Kraus, Beschreibung und Abbildung der Poißarden in Paris. 4. Mit einem illuminirten Kupfer.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geschichte

seines

Lebens, seiner Meinungen

und

Schicksale.

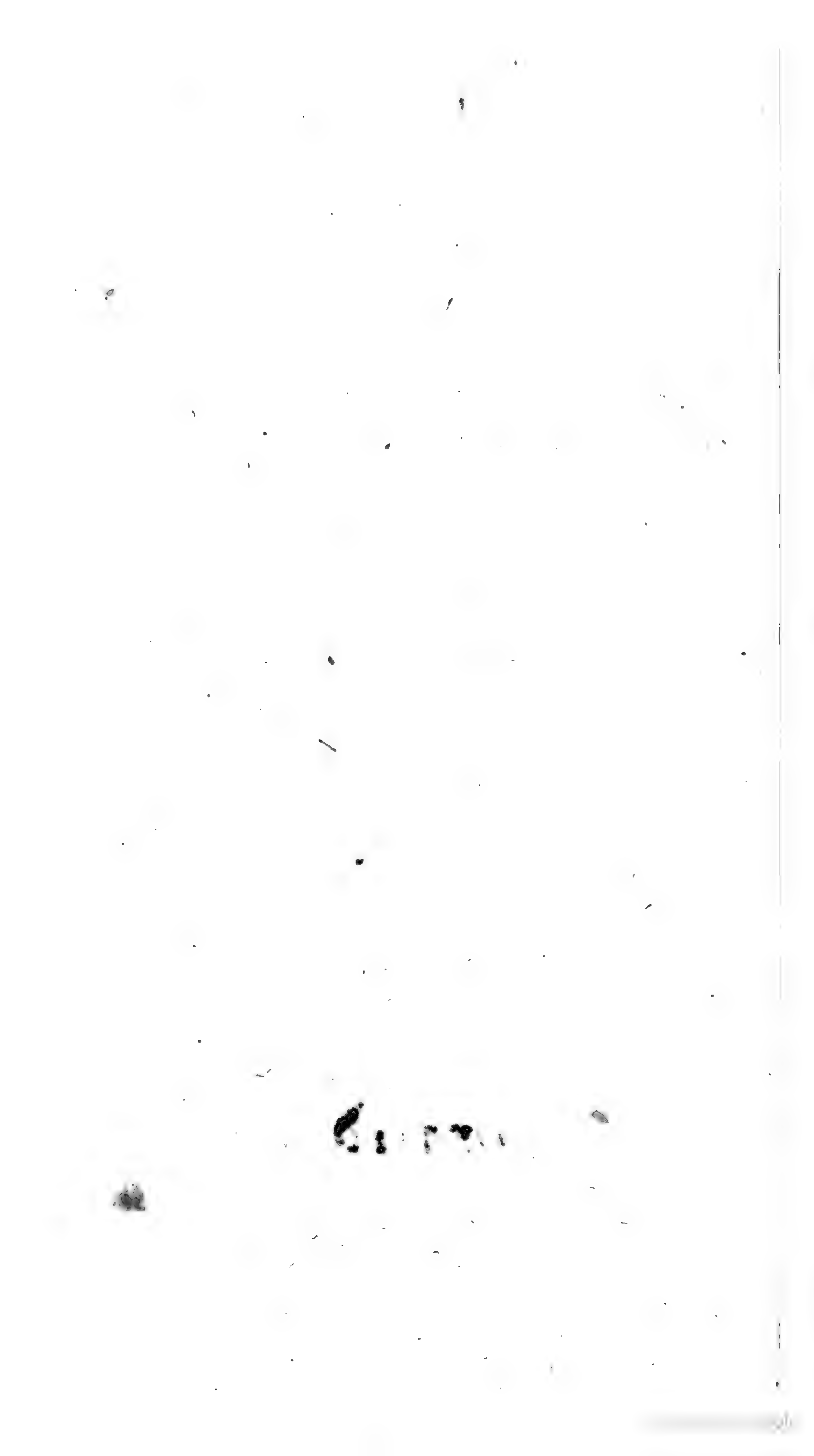
Von

ihm selbst geschrieben.

Zweiter Theil.

Draud

Berlin, 1790.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.



D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beschreibung

von ihm selbst.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Erster Eintritt in Erfurt.

Ich hatte Leipzig, die harmvollen Abschiedsaugenblikke im våterlichen Hause abgerechnet, mit frohem Herzen verlassen und — schon auf dem halben Wege nach Erfurt vergessen. Meine Seele, immer voll froher Aussichten und angenehmer obgleich unbestimter Erwartungen, konte nie von Unglůksschlågen niedergebeugt werden, und im Grunde hatte auch Leipzig nichts fůr mich, was mir die Trennung håtte schwer machen können: ich hatte gegenseitig so wenig wahre Freude genossen, und durch meine armselige ökonomische Lage sowohl, als durch die Verfolgungen des Neides und der Eifersucht so viel Veranlassungen zum Kummer gehabt, daß ich nicht anders als mit einer Art von Wonnegefůhl in meine neue Welt

eintreten konte, in welcher ich zwar noch gar keine Glükseligkeit vor mir sahe, aber sie doch hoffen zu dürfen, mir schmeichelte.

Ich bezog freilich in Erfurt keinen Gehalt und mußte meinem guten Vater durch einen Zuschuß zur Last fallen, aber ich rechnete auf Beifall in meinen akademischen Vorlesungen, und auf immer besser werdendes Schriftstellerverdienst. Hauptsächlich aber ankerte meine Hofnung besserer Zeiten, in den mir unbekanten Wellen der Heirathsgedanken. Es ging mir, wie Tausenden meiner Art: ich rechnete auf eine reiche Parthie. Und alle meine Rechnungen machte ich mit solcher Zuversichtlichkeit, als ob ich mich gar nicht verrechnen könte. Daher kam es, daß ich mitten in meiner Armuth und, bei wirklich finstern Aussichten, so vergnügt war, als ob ich mich mitten im Glanz und Ueberfluß befunden hätte.

Herr Kloz hatte mich dem Herrn Riedel, der kurz vorher als Professor mit dreihundert Thalern Gehalt nach Erfurt war vocirt worden, empfohlen und eine engere Freundschaft zwischen uns zu

stiften gesucht. Aber Riedel war der Mann nicht, der zur herzlichen Freundschaft taugte. Er war flatterhaft, eminiesüchtig, und dem Vergnügen zu sehr ergeben, als daß er Zeit gehabt hätte, für einen Freund zu leben. Auch war sein ganzes Betragen nicht nach meinem Geschmack. Ich mochte so gern, wie er, die Welt geniessen: aber ich liebte doch ein gewisses gesetztes Wesen, und bestrebte mich, im gesellschaftlichen Leben eine gewisse Würde zu behaupten. Er hingegen war, damals wenigstens, fast eigentlicher Haselant und affektirte, ein Mensch zu seyn, der sich um die ganze Welt nicht bekümmerte und überall nur seiner Laune folgte. Er behandelte alles, die wichtigsten Anliegen seiner Freunde selbst, mit Spott und Scheckerei. Früh um acht Uhr fand man ihn schon bei der Weinflasche, und einer Theetasse, und es schmeichelte ihm, wenn man erstaunte, daß er so früh schon Wein trank, und seinen Wiz belachte, ihn aus Theetassen zu genießen. Seine ganze Unterhaltung war Wiz, Satyre, Spott, Schnurren, Boksprünge, Karrikaturhafte Verzerrungen des Gesichts und ein alle Augenblik wiederkommendes Lachen, davon ihm das Gesicht braun wurde.

Kein gutes Vorurtheil kan es für die damaligen Herren und Damen von Erfurt seyn, wenn ich sagen muß, daß Herr Riedel zu meiner Zeit den Ton angab. Er ward in ganz Erfurt für den gelehrtesten und wizigsten Mann gehalten, und wo er in eine Geselschaft eintrat, bekamen alle die Maulsperre, um die Riedelschen wizigen Einfälle recht einzunehmen, deren jeden er einige Minuten vorher mit lauter Lachen ankündigte.

Dieser Herr Riedel sollte nach Klozens Wunsch mein Freund, mein Rathgeber, meine ganze Stüzze werden. — Von Leipzig aus bat ich ihn, mir eine Wohnung und Köchin zu miethen, weil ich gleich meine eigne Menage machen wolte. Er übergab zum Glük dies Geschäft einer Freundin, die es so gut ausrichtete, als ich es wünschen konte. Ich fand ein ganzes, neu gebautes Haus, von sieben Stuben mit einem Garten, und bezahlte dafür nicht mehr als funfzig Thaler. Es lag der Kaufmannskirche gegenüber, deren Prediger, Herrn Salzmann, ich mir hernach zum Beichtvater wählte.

Bei meiner Ankunft war Herr Riedel der einzige Mensch in Erfurt, mit dem ich in einiger freundschaftlichen Verbindung stand. Ich eilte also zu ihm und — verlor allen meinen Muth, da ich einen Mann erblikte, der dem wildesten Jenaischen Studenten glich. Die Herren Meusel und Herel, welche sich bemühten, in seinen Ton einzustimmen, so wenig er ihnen natürlich war, vermehrten mein Schrecken, das ich empfand, mich von so wilden Leuten aus diesem Stande überfallen zu sehen. Ich fühlte mich unfähig, diese Volkommenheit der Genie's-Sitten sogleich zu erreichen, und spielte daher eine ziemlich lächerliche Figur.

Riedel führte mich zuerst bei dem Regierungsrath Genau ein, welcher damals das Vertrauen des Kurfürsten hatte, und in Erfurth, vornehmlich in Universitätssachen das Faktotum war. Ich nahm mich zusammen, um vor diesem Manne mit Anstand zu erscheinen: aber auch hier verrükte mir der Jenenser mein Konzept. So wie wir eintraten, schob er mit burlesken Verbeugungen mich ins Zimmer, brußte mit kirschbraunem Gesicht,

und schrie, da bring ich den Bahrdtius, der in Leipzig dem Scheiterhaufen entgangen ist, um sich hier abzukühlen. Herr Genau war ein gesezter Mann, schien aber die Riedelsche Spasmacherei zu toleriren, weil sie einmal in Erfurt algemeinen Kredit hatte. Er ließ Herr Riedeln batiniren und sprach mit mir ernsthaft. Aber was ich auch that, im Tone des Mannes zu bleiben, so wurde ich doch immer von Riedels Wize so unterbrochen, daß ich nicht im Stande war, einen gesunden Diskur zu führen.

Von da führte mich Riedel in ein Haus ein, welches damals das lüsterste in Erfurt war. Man fand da die beste Küche, die meiste Pracht, den größten Aufwand, die zahlreichsten Gesellschaften. Es war der tägliche Sammelplaz derer, welche sich für die Inhaber der wahren Gelehrsamkeit, des richtigsten Geschmaks, des ächtesten Wizes, und des reinsten Patriotismus hielten.

Aber nie habe ich ein Haus gesehen, wo die Frechheit und Schamlosigkeit so originel sich gezeigt hätten. Ich war auch schon in lustigen Ge=

sellschaften gewesen und liebte sie: aber hier war ich wie ein Kind, und ward auch wie ein Kind behandelt. Man sahe, daß der Ton, der hier herrschte, mir neu war, daß er mich bestürzt machte, daß er mir ein Air von Blödigkeit und Verlegenheit gab, und man fand es daher nöthig, mich so lange zu hänseln, bis ich in Oden gesezt seyn und mit der Gesellschaft gleichen Schritt zu halten gelernt haben würde. Es bedurfte leider keiner langen Zeit, denn ich war gelehrig.

Bei der ersten Einführung kam mir Madame Bolmann entgegen. Riedels Aufreissen der Thüre und sein Geschrei: da habt ihr den Teufelsbraten und, der Dame lautes Auflachen mit dem Zuruf: komm liebes Bahrdtchen, wir haben uns lange schon auf dich gefreut, nebst einem Kusse, gleich dem vollmäulichten Kusse eines Freudenmädchens — war ein Moment. Ich stand wie versteinert. Ich spannte meine Besonnenheit an, um mich als einen Mann von Welt zu zeigen. Ich trat hüpfend ins Zimmer. Ich preßte mich, wizig zu seyn. Ich kriegte die Dame beim Kopf und herzte sie. Aber alles glich meiner ersten Predigt

in Tauche. Man sahe das Talent: aber auch die Jugend, die Unerfahrenheit, den Mangel der Uebung. Ich ward lächerlich, und Riedel sagte es der Dame vor meinen Ohren: er muß noch erst werden: Sie müßen Geduld mit ihm haben.

Ich kam denselben Tag in einer Art von Betäubung nach Hause. Ich hatte bisher in kleinen kaufmännischen Zirkeln gelebt und mir war es jezt, als ob ich heute in die große Welt eingetreten wäre. Denn ich konnte nur, was ich in Leipzig und Erfurt gesehen hatte, vergleichen. Also dachte ich, das sey der Bon-Ton, und schämte mich, daß ich so verlegen erschienen war, wie ein Mensch, der vom Dorfe zum erstenmale in die Stadt kommt.

Ich war in der ersten Zeit täglich im Bolmannschen Hause und mußte auf diese Art meine natürliche Delikatesse und Schamhaftigkeit verloren gehen lassen. Denn der Herr Kammerrath, den ich den zweyten Tag erst kennen lernte, war vollends gar der General aller Cyniker. Er fand mich, da er ins Zimmer trat, bei seiner Dame

sitzen, und kreelte mir (man denke sich eine Maschine von zehn Zoll und mit einem Domherrn-Bauch) sogleich eine Schweinerei entgegen, die ich in meinem Leben nicht gehört hatte. Und die Dame, die mich errôthen sahe, lachte hoch auf und gab mir einen Kuß, daß es klatschte.

Doch ich will diese Schilderung abbrechen. Man erlaube mir die Geschichte dieses Hauses nur mit wenig Worten zu vollenden. Der Herr Kammerrath Holmann hatte verschiedne öffentliche Kassen unter Händen, und es war ihm im siebenjährigen Kriege gelungen, einige glückliche Entreprisen zu machen. Das leztere hatte ihm zu vielem Gelde verholfen: das erstere aber hatte der Eifersucht über den Glanz seines Hauses (er war der einzige lutherische Rath des Kurfürsten) die Waffen zu seinem Untergange bereitet. Nach drei Jahren, kurz, ehe ich Erfurt verließ, wurde er von seinen Feinden gestürzt. Man reschersch irte seine Kasse und (ich habe nie untersuchen können ob er unschuldig oder schuldig war — und Frau Fama trug sich mit widersprechenden Sagen) sein Bildniß ward an den Galgen geschlagen. Die Dame

schlich sich in die Verborgenheit und — die Familie ging aus, wie ein Licht.

Mein Karakter verlor übrigens in dieser neuen Welt nichts: aber mein äußerliches Betragen bekam eine Farbe, die meinen Stand nicht kleidete. Und wie konte es anders kommen? Ich habe fast drei Jahr in Erfurt gelebt, und beinahe unausgesezt in einem Zirkel, in welchem Schamhaftigkeit und Delikatesse unbekante Dinge waren, wo stäts die große Glocke geläutet, und oft eine Ehre darin gesucht wurde, wenn einer den andern an Unverschämtheit übertreffen konte.

Immer werde ich es bereuen, daß ich hier die Erfahrung machen mußte, daß die Geselschaft die Sitten bestimt. Mein Ohr gewöhnte sich sosehr an Gespräche über Dinge, die der Wolstand zu erwähnen verbietet, daß meine Phantasie von widrigen Bildern und Worten überfloß, und mein Gefühl gegen alle Häßlichkeiten dieser Art wurde dermaßen abgestumpft, daß ich zulezt völlig gleichgültig, und das Reden und Hören solcher Natürlichkeiten gewohnt wurde, und daher auch an an-

dern Orten und in bessern Geselschaften unvermerkt ihren Ton anstimte.

Ich habe Jahre lang an mir arbeiten müßen, die Empfindlichkeit gegen Verlezzungen der Delikatesse wieder herzustellen. Und der Schade, den ich mir anfangs zuzog, daß man mir eben so freye Handlungen zutraute, wie man meinen Wiz fand, und daß meine Feinde daher Gelegenheit nahmen, meinen moralischen Karakter verdächtig zu machen, dieser Schade, sage ich, ist geblieben, ob ich gleich den Fehler hernach erkante und floh, und obgleich selbst damals mein geselschaftlicher Ton nichts weniger als der Maßstab meines Karakters und meines Lebens war.

Zweites Kapitel.

Schilderung meiner neuen Welt.

Der Sommer, womit ich meine Laufbahn ausser dem Vaterlande begann, ward ziemlich thatlos zugebracht. Ich kam an, da die akademischen

Vorlesungen bereits ihren Anfang genommen hatten: und fand es daher nicht thunlich, noch erst meine gelehrte Bude aufzuschlagen, und neue Waren feil zu bieten.

Auch gerieth ich wirklich zu tief in den Taumel der Geselschaft, daß ich ein halbes Jahr verbeilassen mußte, ehe ich zu mir selbst kam und meines Kopfes und meiner Zeit Meister werden konte. Nur des Morgens fand ich zuweilen einige Stunden, wo ich mich auf meine Wintervorlesungen vorbereiten, und zu schriftstellerischen Arbeiten Entwürfe machen konte. Die meiste Zeit brachte ich unter meinen jovialischen Freunden zu, und suchte dabei mein Terrain kennen zu lernen. Ich wil meinen Lesern in möglichster Kürze erzählen, was ich fand.

Die Stadt hatte wenig Annehmlichkeiten für mich. Ihre Größe steht mit ihrer Volksmenge in zu wenig Proportion. Sie hat drei Stunden im Umkreise, und enthielt doch damals kaum 16000 Einwohner. Eine Pest am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sie entvölkert. Daher fand ich eine

Menge leer stehender Häuser und, an den bewohnten, ungeheure Gärten, wie man sie in großen Städten gewiß selten finden wird.

Die Gegend um Erfurt schien mir ebenfals nichts reizendes zu haben. Der einzige romantische Ort war der sogenannte Steiger, eine Anhöhe mit Waldung bedekt, wo das Auge durch Aussichten bezaubert wurde. Ausserdem fand sich kein einziger Plaz, wo man sich durch Promenaden vergnügen und seines Gleichen finden konte. Kein öffentlicher Garten war in und ausser der Stadt, wo Personen von Stande hingehen und für ihr Geld Vergnügen, Leibesbewegung und Geselschaft geniessen konten. Man mußte sich blos mit selbst veranstalteten Zirkeln im Hause begnügen, und diese waren wenig genießbar, so wie in Erfurt das geselschaftliche Leben nicht viel schmakhaftes hatte, weil die Mischung von Katholiken und Protestanten, davon erstere die Dominante Parthei waren, eine gewisse Zurükhaltung erzeugte, welche die Freimüthigkeit und Natürlichkeit erstikte, die die Seele der Freuden des geselligen Lebens sind.

Das beste an Erfurt für mich — war die Wolfeilheit. Ein ganzes schönes Haus mit Hofraum und Garten wird man an keinem grossen Orte für funfzig Thaler haben können. Und so war nach Proportion alles übrige. Ich hätte mit vierhundert Thalern eine Familie unterhalten wollen.

Aber das allerkläglichste war die Universität. Der gute und weise Joseph Emmerich that zwar eben damals alles, was ihm möglich war, um sie in Aufnahme zu bringen. Aber die katholische Kabale und — der Mangel an einem dauerhaften Fond legten ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg.

Freilich wäre Erfurt gerade der Ort, in welchem eine der blühendsten Universitäten entstehen könte. Wie bequem ist seine Lage, so fast mitten in Deutschland, wo alles Fuhr- und Postwesen sich gleichsam durchkreuzt. Wie erwünscht wäre die Mischung von Protestanten und Katholiken, um junge Männer von allen Religionspartheien dahin zu ziehen, und von da aus Toleranz zu verbreiten. Wie angemessen die Geraumigkeit

des

des Orts, die Menge Gärten in der Stadt, die Wolfeilheit der Wohnungen und der Lebensmittel!

Aber es kan aus Erfurt nichts werden, weil kein Kurfürst freye Hände hat, die bisherige Verfassung zu verändern, und die alten Herren nie eine Veränderung belieben werden. Die sogenanten professores antiquae fundationis sind alle gewissermaßen unabhängig. Ihr Besoldungsetat, ihre Stellen, ihre Zahl, ihre akademischen Verhältnisse, alles muß bleiben wie es ist, und wenn es noch so albern wäre. Der Kurfürst kan nichts als neue Professoren machen (novae fundationis) und aus seiner Kasse besolden, aber er kan sie nicht der Universität einverleiben.

Ich ward ordentlicher Professor der Philosophie, aber ich führte blos den Namen, wie Wieland, Riedel, Meusel, Herel u. a. aber wir gehörten nicht zur philosophischen Fakultät, wir wurden zu keinen Versamlungen der Fakultät eingeladen, wir hatten nichts bei Promotionen zu thun, kurz, wir waren Professoren ausser der Universität, und lebten im Grunde als Privatdocenten.

Als ich nach Erfurt gekommen war, führte mich Herr Riedel auf den Rathskeller, um mir ein öffentliches Haus zu zeigen, wo man Gesellschaft finden könte. Wir traten in ein schmuziges Zimmer, und sahen, bei einer hölzernen Bierkanne, einige Leute mit großen meerschaumnen Köpfen sitzen und dampfen, welche ich für Philister hielt: denn ihr Anzug, ihre Physionomie, ihre Attitüde, ihr Ton, alles war so kras ärfsch, wie die Pufbohnen des Orts. Und siehe, es waren Professores. Ich wil sagen, wie das zuging.

Die philosophische Fakultät in Erfurt besteht aus drei Kollegien: dem Collegio Saxonico, portae coeli und einem dritten, dessen Namen ich vergessen habe. Jedes Kollegium besteht aus drei Professoren, deren jeder ohngefähr 60, 70 höchstens 80 Thaler Einnahme hat, aber dabei alle bürgerliche Freiheiten und Immunitäten genießt, so daß er abgabenfrey, alle bürgerliche Gewerbe treiben kan. Diese Professoren wählen unter sich selbst einen neuen, wenn einer abgeht, ohne daß sich der Kurfürst darum zu bekümmern hat. Da meldet sich denn zuweilen ein alter Erfurter, welchem es

um die bürgerlichen Freiheiten und einen honorigen Titel zu thun ist, er sey Bierbrauer, Weinschenke, oder des etwas und zahlt den alten Herrn zwei auch dreihundert Thaler für die Wahl, und — wird Professor. So erklärte mirs Riedel.

Man wird begreifen, daß bei dieser Verfassung, wo auch nicht einmal eine protestantische theologische Fakultät, sondern nur Professoren der augspurgischen Konfession, ohne Siz und Stimme in dem Concilio professorum, geduldet werden, kein Kurfürst im Stande ist, große Männer dahin zu ziehen und durch sie die Akademie in Aufnahme zu bringen. — Zu meiner Zeit belief sich die Zahl der Studenten in allem kaum auf funfzig: und darunter waren gewiß zwanzig, die Wielands Name hingezogen hatte.

Ich kam 1766 nach Erfurt, und schon 1770 waren alle neue Professoren wieder fort, und alle Einrichtungen zerstört, die Joseph Emmerich gemacht hatte. Und in diesen wenigen Jahren hatte unser Quasikurator der Reg. Rath Genau mit so viel Kabalen und Intrigen zu kämpfen, welche die

Feinde neuer Einrichtungen anzeddelten, daß er sein Leben durch Aergerniß wenigstens um zehn Jahre verkürzte.

Die neuen Professoren machten damals eine ordentliche Parthei aus, welche mit dem aufgeklärten Kurfürsten, dem würdigen v. Grosschlag und Benzel in Mainz, dem Stadthalter v. Breitenbach, und einigen Räthen in Erfurt nebst der ganzen jungen Brut heller Köpfe (Isenbiehl, Molitor ꝛc.) welche durch das Licht des Hofes mit angezündet wurden — der Gegenstand des Hasses und der Verfolgungssucht waren. Und es war merkwürdig, daß an einem Tage der ansehnlichste Theil der Parthei an reichen Tafeln schmaußte, und krank wurde, und einige — darunter der Kurfürst und der Stadthalter waren, gleich hinter einander starben. — Freilich hatte Emmerich zu viel protestantische Aufklärung: wie konte er dem Schiksale entgehen, das allen Ganganelli's beschieden ist?

Aber wenn auch wir alle geblieben und Emmerichs Anstalten von Dauer gewesen wären, so hätte doch die Universität sich nie zu einiger Blüthe

erhoben. Denn man hatte uns gewählt, wie die meisten Regenten und Kuratoren wählen d. h. nach den Eingebungen der Frau Fama und der großen Zeitungsposaune. Das ist der erbärmliche Maasstab, nach welchem unsre Ministers ihre großen Männer messen, denen sie die besten Pensionen geben, und die der Universität oft so viel nüzzen, als die fünfte Seite der Violine. — Ich wil mich mit meinen damaligen Herrn Kollegen die Musterung passiren lassen.

Drittes Kapitel.

Ein Stük aus dem Almanach.

Herr Riedeln hab' ich schon gezeichnet. Als Gelehrter konte er gar nicht nüzzen, denn er war ein bloßer so genanter schöner Geist. Keine einzige Wissenschaft, selbst Philosophie hatte er nicht gründlich und systematisch studiret. Er war ein Genie, und was er als Genie bei der flüchtigsten Thätigkeit leisten konte, das leistete er. Er las daher

wenig Kollegia, und auch diese, weil er gar keine Stätigkeit hatte, so unordentlich als möglich.

Herr Meusel war, wie ich, noch Jüngling. Ein vortrefliches Herz, ein edler Karakter, eine gesezte Aufführung machte ihn mir und allen, die ihn kanten, liebenswürdig: aber, selbst im Fache der Geschichte noch lange der Mann nicht, der er jezt ist, hatte er noch nie sich im Vortrage geübt, und konte also als Docent noch keine große Figur machen.

Herr Herel war gar nicht gekommen, um den Professor zu spielen. Er war ein Jüngling von großem Genie und fast unglaublicher Belesenheit in den Schriften der Römer und Griechen (wir schrieben oft Stellen, aus den obskursten griechischen Schriftstellern ab und schikten sie ihm zu, um ihn zu versuchen, und er schikte augenbliklich die Stelle zurük, mit beigeschriebnen Namen des Autors und der Zahl des Buchs oder Kapitels, wo sie stand) der nur sich allein zu leben beschlossen hatte. Sein Vater, ein Nürnberger Rathsverwandter besaß ein Vermögen von 80000 Thalern und, bei diesem Vermögen, wolte der Sohn

sich unabhängig machen. Er zog also blos nach Erfurt, und nahm eine Professur an, um mit Ehren zu privatisiren. Sein Karakter war edel und freundschaftlich, aber sein Herz war so an das Geld gefesselt, daß er zitterte, wenn er einen Groschen ausgeben solte. Bei gefüllter Börse ging er mit einem durchlöcherten Hute, und oft sahe man die Rockärmel in gleichem Zustande. Das Frauenzimmer flohe er und, wenn ihm eine Dame auf der Gasse begegnete, hielt er den Chapeau bas vors Gesicht, um sie nicht zu sehen. Die Siegel samlete er von Briefen, und erweichte sie hernach an Feuer, um sich eine Stange daraus zu drehen und kein Siegellak kaufen zu dürfen. Er hat, so viel ich weiß, nie Kollegien gelesen.

Herr Wieland war ohnstreitig die wichtigste Akquisition für Erfurt, wenn man auf die eigentliche Größe des Mannes Rüksicht nimt. Aber wenn man den großen Mann von den akademischen Docenten abstrahirt und die Akquisition darnach mißt, wie viel der Mann auf dem Katheder leisten konte; so stand der erste Dichter der Nation am unrechten Orte, und diente der Universität blos

zum Staate. — Ich bitte beiläufig die Leser sich des vorigen Kapitels zu erinnern und es zu denken, wie sich der vereckunde Wieland im Bollmannschen Hause ausnehmen mußte. — Er und Herr Meusel waren auch da die seltensten Gäste.

Ich — war ebenfals noch Jüngling — in Kentnissen, Erfahrung, und Uebung. Mein lebhafter Geist und eine Masse vereinzelter Ideen, Urtheile, Gedankenreihen, nebst einem kleinen bischen griechischen und orientalischen Wörterkrams, war mein ganzer Reichthum. Noch hatte sich in mir kein System in irgend einer Wissenschaft gebildet, und durch eigne Verarbeitung festgesezt. Noch war ich in der Geschichte seicht, in der Philosophie unvolständig, und in der Exegese ein Nachbeter des Grotius, Klerikus und einiger ähnlicher Männer, die mir in Leipzig mit auf die Spur geholfen hatten. —

Was konte die Universität von fünf solchen neuen Professoren für Vortheile ziehen? Wenn Joseph Emmerich ein Seminarium von jungen Professoren hätte machen wollen, da hätte er gut

gewählt gehabt. Wenn er aber, durch uns, Studirende herbei ziehen und die Akademie in Flor bringen wolte, da hatte er sich gewaltig verrechnet. — Freilich möchte er auch auf die alten Herren mit Rüksicht genommen haben, aber auch unter diesen war keiner, der sich mit Ehren laut machen konte. Ich wil die erträglichsten nur nennen: denn viele lasen gar keine Kollegien, sondern lebten bei Bier und Tobak so im Verborgnen, daß ich sie nie habe kennen lernen.

Unter den Philosophen that sich ein Diskantist hervor, Namens Hesse, dessen größtes Talent die Bescheidenheit war. Er unterstand sich nie, von irgend einer Wissenschaft zu sprechen. Blos den Namen der Mathematik wagte er bisweilen zu nennen, wenn er sein Fach uns zu verstehen geben wolte. Aber wir wußtens auch alle, warum er so bescheiden war. Uebrigens hatte er ein grosses Vermögen, liebte die Geselschaft, und that sich mit seinem Weibe gütlich.

Neben ihm muß ich des Kontrasts wegen den Bürgermeister Hadlich stellen, welcher bei der

trübseligsten Ignoranz, der gröste Schwäzzer war, bei dem man nicht zum Worte kommen konte. Weil er als Professor keine Dienste zu leisten im Stande war, so suchte er sich durch Projekte, wenigstens in Erfurts Ringmauern berühmt zu machen. Eines seiner wichtigsten war, von seinem Torfe, den er zuerst gegraben haben wolte, erst Papier, hernach auch sogar Patrontaschen zu machen. Davon, wie er keklich versicherte, schon allein nach Portugall 40000 Stük bestelt wären. Immer fehlte es nur an einer Kleinigkeit, die große Erfindung zu realisiren.

Unter den Schotten-Mönchen gabs auch einige Professoren der Philosophie, darunter ein Mann (wo ich nicht irre, le Grand) von vortreflichem Karakter und guten mathematischen Kentnissen war.

Von den Aerzten kam mir keiner zur nahen Beantlizzung, ausser einem gewissen Nonne, dessen Gelehrsamkeit sehr mager war, der aber in Absicht auf Intrigen seinen Mann stelte. — Zwei Brüder Rumpel sind jezt Männer von Werth, aber damals fiengen sie erst an, emporzukeimen.

Ueber die Juristen kan ich nicht viel sagen. Schorch war Invalid und Henne konte vor vielem Fett nicht viel Eier legen. Ist also hier nichts zu recensiren.

Die armseligsten waren die Professoren der A. Konfession. Sie hatten alle Predigerstellen, weil mit der Professur gar keine oder doch nur etwa funfzig Thaler Besoldung verbunden war.

Der Senior Besserer suchte die ganze theologische Gelehrsamkeit in der Veränderung der hebräischen Punkte. Diese Metaphysik hatte er so horiebel studiret, daß er alles andere dabei vergessen und sich wirklich in die Einbildung gesezt hatte, daß dies Studium die Centralwissenschaft des Theologen ausmache. Als ich bei ihm mit meinem Vater einst einen Besuch ablegte, wars seine erste Anrede, daß er mir als einem jungen Manne zur Prüfung ein hebräisches Wort vorlegte, welches ein Kateph-Patach enthielt, und mir dies Kateph-Patach als Räthsel aufgab, wie es hieher komme? Und da ich es nicht zu wissen und so gar nichts zu achten versicherte, zukte er mitleidig die Achseln.

und sagte hernach meinem Vater im Vertrauen, daß es mir noch sehr fehle.

Auf ihn folgte, der Rangordnung nach, Herr Schmitt, welcher mein heftigster Antagonist wurde, wie ich unten berichten werde. Er las Dogmatik nach dem Beier, wie sein Gedächtniß auf Universitäten sie ehemals gefaßt und behalten hatte. Weiter vermochte er nichts. Aber tükkisch und beissig war er, und paßte, wie Franzo in Halle, auf alle Worte und Säzze, die sich in Erfurt als Kontrebande Waaren zum Nachtheil der privilegirten Orthodoxie einschleichen wollten.

Ein eben so eifriger Zelot, doch mit etwas mehr Verstand ausgestattet, war Herr Vogel, welcher nach Starkens Synopsis exegetische Kollegia las und — mich im Bunde mit Schmitt verkezzern half.

Der einzige lobenswerthe unter allen war Herr Schellenberg. Sein Karakter war edel und seine Theologie liberal. Aber er lebte im Stillen, ließ sich seine bessern Einsichten nicht merken, rieth überal zum Frieden, und verabscheute im Herzen die Klopfechtereien seiner Kollegen. Ich habe un-

erwartet helle Einsichten bei ihm gefunden. Er wäre mein liebster Umgang gewesen, wenn ich ihn nicht hätte mit vielen Besuchen verschonen müssen, um ihn nicht bei der Gemeine durch mich in Verdacht zu bringen. Er liebte und schäzte mich, wie ich ihn. Aber unsere Freundschaft durfte nicht laut werden — aus Furcht vor den Jüden, wies dort heißt.

Viertes Kapitel.

Mein häusliches Leben.

Sehr bald ward ich das tägliche Schmausen im Bollmanschen Hause überdrüssig, und immer mehr fühlte ich, bei einsamen Nachdenken über mich selbst, das unwürdige der Lebensart, in welche ich da gerathen war. Aber ich hatte einmal, da ich zu der obgedachten Parthei der Aufgeklärten mich halten mußte, keinen andern Zirkel, in dem ich die unentbehrlichen Erhohlungen des geselligen Lebens hätte genießen können. Und so vermochte ich

zu meinem Besten nichts zu thun, als ihn seltner zu besuchen.

Ich fing an, fleißig zu studiren und machte immerdar Philologie zu meinem Hauptfache. Dabei blieb aber leider die Philosophie oder das eigne scharfe Nachdenken über Grund und Ungrund der Resultate meiner Dogmatik und Exegese auf der Seite liegen. Nur im vorbeigehen regte sich zuweilen die Vernunft und entdekte, mit flüchtigen Blikke, schielende Beweise, falsche Schlüsse und Inkonsequenzen der Theologie. Aber es kam zu keiner fortgesezten und scharfen Prüfung meines Systems. Ich bearbeitete damals mein altes und neues Testament so, daß ich über alle Bücher nach und nach exegetische Vorlesungen halten konte, und fing an, blos aus den Quellen der alten griechischen und morgenländischen Uebersezzungen der Bibel und der gleichzeitigen Schriftsteller, dem Josephus und Philo, zu schöpfen, und den Weg einer richtigen grammatischen Erklärung einzuschlagen, auf welchem mir in der Folge zuerst die Augen geöfnet wurden, mit denen ich durch Philosophie und Kirchengeschichte weit früher hätte sehen lernen.

An den langsamen Fortschritten meiner Kentnisse hatte vornehmlich meine Armuth schuld. Diese verursachte theils, daß ich mir keine Bücher anschaffen und mit der neusten Litteratur mich nicht in Bekantschaft sezzen konte, theils distrahirte sie mich durch allerlei Projekte, auf die ich verfallen mußte, um den Mangel einer ordentlichen Besoldung zu ersezzen. Dazu kam, daß ich nicht gewohnt war, mich auf die äussersten Bedürfnisse einzuschränken, sondern mich unglüklich fühlte, wenn ich in Wohnung, Kleidung, Kost, Gesellschaften u. s. w. nicht meinem Stande gemäß, d. h. gleich andern meines Standes„ zu leben vermochte. Und diese meine ökonomische Lage hat zu allen Zeiten mich zurükgesezt. Sie ward die Ursache so wohl meiner alzufrühen und alzuhäufigen Schriftstellerei, als auch so mancher andern zeitverderblichen und auf Erwerb abzielenden Unternehmungen.

Eine derselben, die mich in Erfurt bethörte, war, daß ich beschloß, Tischgänger anzunehmen, in Hofnung, dadurch meinen Tisch wenigstens frei zu haben. Ich war, obgleich unverheirathet, zu die-

ser Unternehmung völlig geschikt, und es fehlte mir blos die Kleinigkeit — einer richtigen Berechnung.

Meine ersten Tischgenossen wurden Herr Meusel, Herel und verschiedene junge Leute, welche sämtlich gestehen mußten, daß man bei mir für sein Geld herrlich bewirthet wurde. Denn ich war selbst ein volkomner Koch. Von Jugend auf war es mir eigen, überal, (wo ich Gelegenheit hatte, etwas zu sehen,) stundenlang zu stehn und zu beobachten. Und ich kan sagen, daß ich nicht blos in der Oekonomie, sondern in allen Handwerks und Kunstsachen, mir Kentnisse gesamlet habe, die mich in den Stand sezzen, nicht nur von den meisten Dingen dieser Art richtig zu urtheilen, — was für Materialien dazu gehören, wie sie verarbeitet, wie die Werkzeuge gebraucht, welche Handgriffe erfodert, wie sie berechnet werden u. s. w. sondern auch selbst Hand anzulegen und mit Geschik sie zu bearbeiten. So war ich auch Koch. Ehe meine Kollegia angingen, gab ich meiner Köchin heraus, ordnete an, wie und wenn alles beigesezt, ob es bei gelindem oder starkem Feuer gekocht werden solte u. d. und wenn sie um eilf Uhr

been=

beendiget waren, legte ich eine Schürze an, und machte die Hauptsachen, die Schmelzung der Gemüse, die Zubereitung der Sosen u. s. w. selbst, um alles recht schmakhaft zu haben. — Freilich waren alle drei Gerichte jedesmal sehr delikat, aber ich hatte auch am Ende des Jahres 250 Thaler Schulden.

Meine Tischgänger hatten die Erlaubniß, zuweilen einen Gast mitzubringen. Einst hörten wir von einem Pfarrer, welcher des Sonnabends, wenn Markt war, mit seiner Magd zur Stadt zog, und eine Heerde Truthüner mit einer Gerte vor sich her trieb, und auf dem Markte verkaufen half. Man sagte dabei, daß er ein filzigter Schmarozer sey, der, wenn er die Ware verkauft hatte, in den Häusern, wo er bekant war, herumschlich, und sich bemühete, zu Gaste gebeten zu werden. Wir beredeten uns, den Menschen einzuladen, und unsere Kurzweil mit ihm zu treiben. Der Pfarrer nahm unsere Jnvite an. Wir füllten einige Karabinchen mit Wein, den wir mit starken Brantewein vermischten. Wir beredeten uns, einander neue Titel zu geben, so daß der eine als

Kirchenrath, der andere als Hofrath, der dritte als Domherr, u. d. ihm vorgestelt wurde. Und unsere Gespräche solten Religionsdispüte seyn, bei denen einer den Freigeist spielen, und den ehrlichen Pastor in Verlegenheit sezzen solte, um den Anfang zu denjenigen Narrheiten zu machen, deren Vollendung wir von dem verfälschten Weine erwarteten. Aber der Pfarrer war wiziger, als wir. Er musterte gleich sehr bedächtig die Menge der jungen Gesichter, und nahm ein gesetztes Wesen an. Er aß, was das Zeug halten wolte, und lachte in seinem Herzen, daß wir ihn so gut fütterten, ohne unsern Zwek zu erreichen. Wir tranken ihm zu, und er leerte alle seine Karabinchen, ohne trunken zu werden. Einige der Gesellschaft wurden es, und begannen ihn ziemlich grob zu attakiren, und er bezahlte sie mit gleicher Münze. Kurz, der Mann nahm sich bei allem, was wir thaten, ihn zu hänseln, so, daß wir nichts ausrichten konten. — Nach der Mahlzeit empfahl er sich, freute sich seiner vollen Ladung, die ihm so wolfeil zugeflossen war, und — da ich ihn bis an die Treppe geleitete, gab er mir noch die Pille zu verschluken: „Mein Herr Kirchenrath, ich danke Ihnen für das

„viele Gute, und bedaure nur, daß ich Sie heute „in einer solchen Gesellschaft habe kennen lernen: „man sagt sonst im Sprichwort: noscitur ex socio. „Ich empfehle mich." Und damit schob der Fuchs die Treppe hinab, und wir — bedauerten es, daß wir Essen und Wein umsonst verwendet hatten.

Solche Schnurren waren der haut gout von Erfurth. Unser lieber Stadthalter, ein Herr von recht gutem Herzen und menschenfreundlichem Karakter, liebte es sehr, wenn seine Gäste bei ihm bis zum Lustigwerden pokulirten, und alsdann aufeinander Attake machten. Er bat täglich Gesellschaft, und wenigstens einmal wöchentlich uns Professoren.

Ich war in Leipzig des Weins nicht gewohnt worden, weil in Sachsen die liebe Accise den Unterthanen Mäßigkeit lehrt, und nahm mich also außerordentlich in Acht, und am sorgfältigsten bei dem Stadthalter: und ich kann sagen, daß es niemanden gelungen ist, mich berauscht zu sehen, ausser dem Stadthalter, der mir ein einzigesmal, und zwar das erstemal in meinem Leben, des rhei-

nischen Nektars mit seinen Liebkosungen zu viel beibrachte.

Bei der Mahlzeit waren die neuen Professoren nebst einigen Schotten, und dem Kammerrath Franz Matthees, einem Schafskopfe vom ersten Range. Die Gesellschaft ward vorzüglich lustig. Und die Attaken wurden so lebhaft, daß der Herr v. Breitenbach vor Lachen Thränen vergoß. Unter andern (um ein Beispiel des Geschmaks zu geben, in welchem gescherzt wurde) fragte der Pater Erhard den Herrn Franz Matthees, ob er Familie habe? Die Antwort war, drei Kinder. O fuhr der Pater fort, sie werden mit der Zeit zehne haben. Wie so? fragte der Kammerrath, erschroken. Ei, wissen Sie das Sprichwort nicht, entgegneten Sr. Hochwürden, ein Narr macht ihrer zehne? — Solche derbe Späßchen wurden stark applaudirt, und durch sie die Pokale in ihrem Gange beschleunigt. Nach der Mahlzeit ward fortgetrunken. Und gerade heute waren Se. Hochwürden Gnaden so aufgeräumt, so freundlich, daß man ihnen nichts abschlagen konte. Es kam eine Gesundheit nach der andern. Endlich zeigte sich die mahlenswürdigste Scene.

Zehn hochgelahrte Männer, die alle, in verschiedenem Grade, volle Ladung hatten, verloren sich almählig aus der Mitte des Zimmers, wo sie um den freundlichen Wirth einen Kreis geschlossen hatten, um ihn durch ihren Wiz zu amusiren, und sein Zwergfel der Verdauung halber zu erschüttern, und gleiteten, einer nach dem andern, an die Wände. Und bald stunden sämtliche Herren fest angelehnt, in verschiednen burlesken Stellungen, jeder mit dem Pokale in der Hand, der Stadthalter in der Mitten, und sein Kammerdiener mit der Flasche in stätem Zirkelgange, um die Gläser vol zu halten, die keiner mehr in Absicht auf Maas und Gewicht zu berechnen vermochte. — Se. Hochwürden Gnaden allein, als viel vermögender Domherr, blieben ihrer mächtig, und hatten das Vergnügen, herzlich zu lachen, da wir endlich, jeder mit verwechselten Stöken und Hüten ihn verließen, und an den Wänden den Weg nach Hause suchten.

Herr Riedel war überall die Hauptperson unter den Lustigmachern: aber bald fing er an, es zu vermeiden, mit mir in Geselschaft zu seyn.

Denn er ward von der Applaudirsucht gequält, bei welcher ich sehr zeitig anfing, ihm nachtheilig zu werden. Schon gewohnt, bei allen seinen Einfällen bewundert, und beklatscht zu werden, konte er es durchaus nicht leiden, wenn ein anderer auch nur ein einzigesmal einen Schein von Ueberlegenheit zeigte. Sein Wiz war in seinen Augen der volkommenste. Und er belachte ihn allemal vorher selbst, ehe er ihn heraussagte. Da ich nun bald anfing, des Spiels kundig zu werden, und die Mutter Natur durch den zunehmenden Muth unterstüzt wurde, fügte sichs sehr oft, daß Riedel den tödtenden Schmerz empfinden mußte, daß sein Wiz unbelacht blieb, und meine Replik die ganze Geselschaft erschütterte. Dis bewog ihn, anfangs mich jedesmal zu besuchen, wenn wir zusammen wohin eingeladen waren, und sich, unter dem Vorwande, er sey heute nicht disponirt, meine Attaken zu verbitten, und hernach, meiner Geselschaft, wenn er konte, ganz auszuweichen.

Der Reg. Rath Genau, merkte nicht blos dieses Misbenehmen, sondern sahe auch, daß unter allen alten und neuen Professoren, und den übri-

gen Honoratioren des Orts Kabale und Absonderung immer mehr überhand nahm, und bekam daher den Einfal, eine große Assemblee zu stiften, auf welcher alle Personen von Stande, mit ihren Damen wöchentlich zusammen kamen, und für vier Groschen des Abends speisen konten. Gute Ordnung und Frugalität machten die Sache beifalswerth. Indessen brachte diese Unternehmung, welche Herstellung der Harmonie, und der Geselligkeit erzielte, mich in neue Bekantschaften und erweiterte, zum Nachtheil meines Fleisses, den Zirkel meines geselschaftlichen Lebens.

Ich fieng an, am Spiele Vergnügen zu finden, und dies brachte mich manche Woche um zwei auch wol drei Nachmittage. Man spielte gern mit mir, weil ich gut spielte, und meine Jovialität, auch beim größten Verluste, behauptete. Am liebsten wählte mich auf den Assembleen Herr Genau, mit dem langen Dechant (wie man ihn nannte — den wahren Namen habe ich vergessen) zu seiner L'hombre-Partie, weil er gerade einen so ruhigen und gelassenen Spieler nöthig hatte. Denn er selbst, sonst der edeldenkendste und räsonnabelste

Mann, war im Spiel so kriklich und heftig, daß nur wenige es bei ihm aushalten konten. Einmal verlor er, durch meine Kunst, ein Spiel, das er für unüberwindlich gehalten hatte. Das erhizte ihn so, daß er erboßt aufschrie: es ärgert mich nur, daß der verfluchte Lateiner mich immer überlistet: und warf die Karten dermaßen auf den Tisch, daß Karten und Leuchter zur Erde stürzten, und die ganze Assemblee alarmirt wurde. — Ich gewan dabei freilich immer Geld, denn ich spielte glüklich und gut, aber meine Zeit war ein ungleich grösserer Gegenverlust! — Doch ist nie ein Spiel mir leidenschaftlich geworden.

Fünftes Kapitel.

Verfolgungen.

Fünf Monat hatte ich in Erfurt, ohne mir bekant gewordne Feinde, und folglich harmlos verlebt. Denn so weit ich in die verfloßne Zeit meines Le-

dens zurükdenken kan; so waren Feinde das einzige, was meinen Hang zur Fröhligkeit stören, und meine heitersten Stunden durch Augenblike des folternsten Schmerzes unterbrechen konte. Ueber alles andere eilte mein Nachdenken flüchtig hinweg, und es waren höchstens düstere (nie qualvolle) Viertelstunden, wo Sorgen der Nahrung in mir aufstiegen, oder wo der Anblik eines boshaften Aufsazzes in öffentlichen Blättern Kränkung meiner Ehre mich fühlen ließ.

Aber Feinde — welche in meinem Wirkungskreise sich hervorthaten, und heimliche Kabalen zu meinem Verderben schmiedeten, zumal wenn sie bei Hofe Eingang fanden, konten meine Ruhe wirklich erschüttern, und mich in gewissen Augenblikken, wo meine Phantasie von Vorstellungen fürchterlicher Möglichkeiten überfloß, und meine Unterliegung träumte, auf das entsezlichste martern.

Und durch solche Leiden fing die Vorsehung jezt wieder an, meine alzugroße Fröhligkeit zu mäßigen, und mir einen Pfahl ins Fleisch zu geben, der Uebermuth verhüten, und den übersließ-

senden Strohm der Lustigkeit in seine Ufer zurük-
bringen mußte.

Ich hatte zu Michael kaum meine akademi-
schen Vorlesungen angefangen, unter denen eine
Anweisung zum theologischen Studium war, als
schon die Wächter des Erfurthischen Zions, Gott
weiß warum? Kezzereien argwöhnten und zu er-
kundschaften suchten. War's, daß sie mich als
guten Kopf für unfähig zu einer ausnahmlosen
Rechtglaubigkeit hielten, oder war's die Sucht,
jeden Fremden, der an einem Orte Brod und Bei-
fal sucht, zu verdrängen, oder war's die algemei-
ne theologische Pest, welche in einem immerwäh-
renden Durste nach Zänkerei besteht — genug, die
Herren Theologen in Erfurt schikten alsobald
Spione in mein Auditorium, welche mir nach-
schreiben, und die Hefte an ein hochwürdiges Mi-
nisterium abliefern mußten.

Schon den vierten Tag hatte ich Nachricht
davon, und bald ward es algemeines Stadtge-
spräch, daß das Ministerium den Professor Bahrdt
beim Kurfürsten anklagen würde, daß er die jun-

gen Leute zu Irthümern verführe. Ich gerieth in ein desto grösseres Erstaunen darüber, je weniger ich mir auf der einen Seite einer Kezzerei bewußt war, da nach meines Vaters Dogmatik, nur hartnäkkige Läugnung und Bestreitung der Grundwahrheiten (art. fid. fundamentalium) Kezzerei hieß — und auf der andern Seite mir kein erdenklicher Grund in meinem bisherigen Betragen gegen die Herren Theologen zu liegen schien, den dieses tükkische Verfahren hätte erzeugen können.

Herr Riedel zwar machte mir Muth, und wezte das Schwerdt seiner Zunge gegen meine Feinde. Und auch Herr Genau schien über die theologische Befehdung zu Hohnlachen. Aber alle andere Leute sahen die Sache für ernsthaft an, und weissagten mir schon Inquisition und Absezzung.

In den Heften, welche von ein paar unwissenden und verrosteten Kandidaten mir waren nachgeschrieben worden, fand sich ein solches Gemisch von wahren, halbwahren, und ganz falschen Säzzen, die ich vorgetragen haben solte, daß es einem vernünftigen Manne hätte grauen mögen, daraus

ein statthaftes Urtheil über meine Rechtglaubigkeit zu fällen.

Eigentliche Dogmatik hatte ich auch nicht vorgetragen (denn theologische Kollegia durfte ich als philosophischer Professor nicht lesen) sondern es waren blos Urtheile, theils über den Werth und die Wichtigkeit einzelner Lehrsäzze, theils Aeuserungen über Bibel, symbolische Bücher u. d. So hatte ich z. B. gesagt, daß manche Theologen die Lehre von der Erbsünde übertrieben, und das natürliche Verderben des Menschen zu groß vorstellten — daß die Lehre von der Gemeinschaft der göttlichen Eigenschaften unter den beiden Naturen in Christo nicht zu den Grundwahrheiten der Religion gehöre — daß die symbolischen Bücher, wegen ihrer Weitläuftigkeit, und mancherlei Fehler, keine bequeme Norm des Glaubens zu seyn schienen rc. Und diese wenigen und unbedeutenden Behauptungen hatten die Nachschreibenden so entstelt, und vornehmlich in so verhunzte Ausdrükke gekleidet; daß die Herren Schmitt und Vogel, als die beiden Hauptinquisitoren, reichen Stof zu haben meinten, mich als einen unbesonnenen und zu=

gleich höchst gefährlichen Menschen zu schildern, und gegen meine Docentenrechte zu protestiren.

Die Vorstellung des Ministeriums gelangte endlich vor die Kurfürstliche Regierung, und es wurde beschlossen, mich darüber zu vernehmen. Aber dies war den Hochwürdigen Herren ungelegen. Denn sie sahen vorher, daß, wenn ich zu einer schriftlichen Vertheidigung gelassen würde, ich mich leicht aus der Schlinge ziehen, und ihren Wunsch, mich zu verdrängen, vereiteln würde. Sie griffen also den Richtern vor, und schikten ihre bei Kurfürstlicher Regierung eingereichte Kezzerklage an die theologischen Fakultäten nach Wittenberg und Göttingen, und verlangten Responsa, durch welche sie alle meine Ausflüchte zu Boden zu schlagen, und mich als einen schon Verurtheilten beim Kurfürsten aufzustellen hoften.

Jezt ward die Sache ernsthafter, und selbst Herr Genau gab zu erkennen, daß ihm dieser Streich Unruhe mache, weil er nicht wußte, wie der Kurfürst es aufnehmen würde, wenn ich von zwei Fakultäten verurtheilt werden solte. Kein

Wunder also, daß ich jezt manche Viertelstunde den Kopf in den Arm legte, und von Grillen geängstet wurde. Zwar verlor ich die Heiterkeit des Geistes bei meinem Studiren so wenig als meine gesellschaftlichen Freuden, aber beide wurden doch häufiger als sonst unterbrochen, und von nagendem Kummer gemindert.

Das Wittenberger Responsum kam zuerst an, und war in einem Tone geschrieben, wie es die schafsköpfigsten Orthodoxen nur schreiben konten. Es enthielt die fadesten Lobsprüche, welche der Wachsamkeit und dem gottseligen Eifer meiner Gegner gemacht wurden. Es billigte die ganze Klage in allen ihren Theilen, und unterstüzte dieselbe mit noch mehrern, ob schon recht himmelschreiend elenden Gründen. Es fälte endlich das Urtheil, daß ich für keinen rechtschafnen Lehrer der Kirche angesehn, und auf dem Katheder geduldet werden könte, so lange ich meine groben Irthümer nicht erkennen, und durch öffentlichen Wiederruf das gegebne Aergerniß aufheben würde.

Etwas glimpflicher, behutsamer und toleranter war das Responsum der Herren Göttinger. Es bekomplimentirte zwar ebenfals das Erfurthische Ministerium mit vieler Artigkeit, und misbilligte höchlich eine Menge der mir schuldgegebnen Aeusezungen: aber es entschuldigte doch auch einige meiner Behauptungen und erklärte mich für fähig, tolerirt zu werden. Uebrigens lief doch die Hauptsache auch hier darauf hinaus, daß man mich zur Rükkehr von meinen irrigen Gedanken ernstlich ermahnen und nicht zugeben solle, daß ich fernerhin die Jugend zu Irthümern verleitete.

So bald beide Responsa bei der Regierung übergeben waren, erschol das allgemeine Gerücht, daß meine Absezzung unvermeidlich sei. Der Pöbel betrachtete mich als einen Verworfnen. Meine Freunde bedaurten mich, und stießen ohnmächtige Schmähungen gegen die verfolgungssüchtigen Pfaffen aus. Und ich — ergab mich in mein Schiksal, und fühlte die ersten Regungen des Hasses gegen Priester und Priesterreligion, der in der Folge immer fester einwurzelte, und endlich

das unzerstörbare Triebwerk meines ganzen thätigen Lebens geworden ist.

Nach vieler Mühe bekam ich die beiden Responsa in meine Hände, und sezte eine weitläuftige Vertheidigung dagegen auf, bei welcher ich mir alle mögliche Gewalt anthun mußte, mich in den Schranken der Ernsthaftigkeit, der Gelassenheit und der Bescheidenheit zu halten. Und diese Schrift, durch Privatbriefe des Stadthalters und des Reg. Raths Genau, so wie durch einen günstigen Bericht der Erfurthschen Regierung unterstüzt, that die erwünschteste Wirkung. Es kam von Maynz die Resolution, daß die Klage unstathaft sey, und daß man meine Gegner zur Ruhe verweisen, mich aber zu mehrerer Behutsamkeit in meinen öffentlichen Vorträgen ermahnen, und zu fernerm Fleiße ermuntern solle.

Sechstes Kapitel.

Krieg.

Nun hatte ich auf einmal Muth meinen Gegnern den Krieg selbst anzukündigen, um mich für ein angstvolles halbes Jahr schadlos zu halten. Ich ließ eine heftige Schrift drukken, in welcher ich die beiden Responsa vornahm, ihre Blössen mit Hohngelächter aufdekte, und insonderheit die Albernheiten des Wittenberger, warhaftig ganz hirnlosen, Gewäsches ohne alle Schonung züchtigte.

Ich nahm in meiner Schrift den Ton des Wittenberger Responsum an, und sprach als ein Theologus, welcher über dasselbe, als über eine Privatschrift (und mehr war's auch nicht, da nicht meine rechtmäßigen Richter, sondern die Kläger das Gutachten eigenmächtig eingeholt hatten) seine Meinung pro autoritate sagt. Und nachdem ich die armselige Fakultät wie unwissende Knaben, und unbefugte Richter behandelt, und alle ihre Schnizzer gegen Logik, und Menschenverstand gerügt hatte, so parodirte ich ihr Urtheil, und erklärte die

sämtlichen Wittenberger Theologen für keine rechtschafnen Lehrer der Kirche, und für werth, vom Katheder relegirt zu werden, wofern sie nicht ihr albernes Responsum wiederrufen, und das gegebne Aergerniß aufheben würden. Die Göttinger ließ ich mit einem Wischer durch.

Dieser kühne Streich machte erstaunendes Aufsehn, und meinem Genau war bange, daß die Wittenberger nicht nur öffentlich antworten, sondern auch bei dem Kurfürsten mich injuriarum belangen würden. Aber zum Glükke hatte die Heftigkeit meiner Schrift in Dresden eine mir vortheilhafte Sensation gemacht. Der erleuchtete Oberkonsistorialpräsident v. Globig, ein Mann, der ganz eigentlich für die Sächsischen Universitäten das war, was der große Münchhausen für Göttingen gewesen ist, fühlte die Schmach seiner Wittenberger so innig, und verabscheute so sehr einen fortgesezten Krieg mit einem so frechen und wilden Gegner, wie ich war, daß er augenbliklich einen vom Kurfürsten unterzeichneten Befehl an die Fakultät bewirkte, in welchem ihr das von keinen rechtmäßigen Richtern verlangte, und so seicht und

intolerant gerathene Responsum verwiesen, und schlechterdings verboten wurde, das Skandal zu vergrößern, und sich in weitere Streitigkeiten mit mir einzulassen.

So mußten die Wittenberger schweigen, ihren Produkt auf sich sitzen lassen, und noch froh seyn, daß ich nicht selbst die Fehde erneuerte, sondern ihre Schande in Vergessenheit kommen ließ. Und so verloren auch meine Feinde in Erfurt alle Hofnung, ihren Muth an mir zu kühlen, und meinen Fall zu bewürken.

Gerne hätten indeß die Herren Ministerialen ihre Rache an mir durch Schriften ausgelassen, wenn ihnen nur die Natur so viel Kräfte verliehn gehabt hätte, als sie von der Gnade vergeblich sich erflehten. Aber ihre Köpfe waren zu strohern, und ihre Hände zu ungeübt, um die Feder gegen mich führen zu können. Der einzige Professor Vogel, hatte einige Quentlein Wiz erhalten, die er für Pfunde ansah, und wagte es, da im folgenden halben Jahre mein biblisches System erschien, gegen mich zu schreiben.

Aber ich — ermannte mich nun desto mehr, und began sogleich eine periodische Schrift, welche einen theologischen Briefwechsel zur Beförderung liberaler Erkentnisse enthalten solte. Ich lud dazu die angesehnsten Theologen ein, erhielt aber so wenig Theilnehmer, daß nur das erste Stük erschien, und das ganze Projekt, davon ich mir großen Ruhm und Geld-Gewinn versprochen hatte, in Stekken gerieth.

Mislungene Unternehmungen haben mich nie abgeschrekt, sondern vielmehr immer zu Erfindung neuer Anschläge ermuntert. Ich bekam jezt den Einfal, meine in Leipzig verfertigten lauten Wünsche des stummen Patrioten drukken zu lassen, wo ich die ganze Theologie wegen schlechter Beweise angeklagt hatte. Denn meine Seele glühte jezt von dem Vorsazze, nun gegen die Theologie ordentlich zu Felde zu ziehen, und ihre Blössen aufzudekken: nicht als ob ich an einer einzigen sogenanten Grundwahrheit des Systems gezweifelt hätte, sondern weil ich nun einmal durch die Intoleranz der Theologen erbittert war, und mir es zur Freude machte, ihre Schwäche zu offenbaren, und sie meine schwere Hand fühlen zu lassen.

Ich glaube gewiß, daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben seyn, und meine Talente blos darauf verwendet haben würde, das morsche Lehrgebäude haltbarer zu machen, und mit philologischer Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Blos dies, daß ich in Leipzig schon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte, und hernach in Erfurt, durch Kabale und Intoleranz, so gemartert und geängstet worden war, flößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxen ein, und machte den Gedanken schon keimen (ob ich gleich ihn damals nie deutlich gedacht habe) daß die positive Religion verfolgungssüchtig mache, und schärfere Prüfung verdiene. Hätte man mich in Ruhe gelassen, und nicht durch stätes Hezzen und Verläumden mich genöthiget, so lange ohne Pension zu leben, und, bei dem Gefühle meines Werths, und meiner Talente, die armseligsten Ignoranten in fetten Pfründen zu sehen, indeß ich mit Armuth und Sorgen kämpfen mußte; so wäre ich vielleicht nie der Gegner der positiven Religion geworden, der ich ward und — bin. Denn ich glaubte mein System da=

mals gewiß von ganzem Herzen, und hätte für die Hauptlehren desselben mein Leben gelassen. Ja, es war, wie ich schon oben gesagt habe, mein ganzes Studium darauf gerichtet, die Lehrsäzze meines Lutherthums durch Sprachkentnisse haltbarer zu machen.

Aber die Vorsehung wolte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viel Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Kezzermachern gereizt, und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgiengen, und die Zerstöhrung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zwek meines Lebens wurde.

Meine lauten Wünsche würden mir damals eben keine sonderlichen Fehden zugezogen, und eben so wenig Aufsehen im Publikum erregt haben, wenn ich nicht, wider mein eignes Vermuthen und Erwarten, durch eine Vignette Lärmen erregt hätte.

Ich wolte gern dem Professor Schmitt eine kleine Beinschelle anhängen, der mir durch seinen mit der größten Unwissenheit verbundnen Stolz so zuwider war, und ließ daher ein Kupfer stechen, auf welchem man einen Pfaffen sahe, vor welchem ein Haufen Volks auf den Knien lag, und das Maul aufsperrte, um seinen für Weisheit gehaltenen Unsinn recht einzunehmen. Das solte den Hrn. Schmitt, und seine für ihn sehr eingenommene Gemeine vorstellen. Da ich mich nun nicht getraute, ihn in der Priesterkrause stehen zu lassen, und daher der Figur eine Bischofsmüzze gab, so ersezte ich diese Unkentlichkeit dadurch, daß ich unter seinem Lehrstuhle das Citatum stehen ließ, [illegible] Tim. 4, 1[illegible] in Hofnung, daß man diese Stelle nachschlagen, und da die Worte lesen, und gehörig anwenden würde: Alexander der Schmidt, hat mir viel böses gethan: Gott vergelte ihm nach seinen Werken.

Aber siehe, meine Hofnung hatte mich getäuscht. Es war gerade die Zeit, wo die Erfurter Bufbohnen reiften, denen man eine nachtheilige Wirkung auf die Seele zuschreibt. Das ärf=

sche Publikum war so stupid, die angeführte Stelle Pauli zu übersehen, sich auf meinen Krieg mit dem Pastor primarius Schmitt, nicht zu besinnen, und — den Mann mit der Bischofsmüzze für den Kurfürsten von Maynz anzusehen, den ich in meinem Leben nicht hätte beleidigen wollen, den ich vielmehr als einen Freund der Aufklärung von ganzer Seele liebte.

Was geschah? Lutherische Priester, und katholische Mönche murmelten einander ins Ohr, man müsse den gottlosen Bahrdt belangen, daß er Se. kurfürstlichen Gnaden pasquillisirt habe. Die Klage wurde eingegeben.

Man denke sich mein Schrekken. Ich war in einem Falle, wo ich mich ohne alle Rettung selbst angeben, und eines Pasquils geständig seyn müßte. Denn ich konte die Klage, daß ich den Kurfürsten affrontirt habe, nicht anders ablehnen, als daß ich bekante, der Professor Schmitt sei gemeint, und durch die Worte Pauli von mir kentlich gemacht worden.

Ich wurde vor die Regierung gefodert. Zu meinem Glükke waren die Regierungsräthe Genau und Streker, beide meine Freunde, diesmal meine Inquisitoren. Ich that mein Bekentniß und die Kommissarien beschlossen, um mich in keinen Proces mit dem Professor Schmitt zu verwikkeln, den Klägern meine Aussagen nicht zu kommuniciren, sondern sie unmittelbar an den Kurfürsten einzuschikken, mit dem Bericht, daß, da man zur Gnüge sehe, daß ich meinen Landesherrn zu beleidigen nie gemeint gewesen sei, man die Protokolle an Kurfürstliche Gnaden habe einsenden wollen, um nicht den kleinen Muthwillen, zu dem die Schmittsche Intoleranz mich verleitet hätte, zu gerichtlichen Weitläuftigkeiten gedeihen zu lassen. Der Kurfürst approbirte dieses Verfahren, und so kam ich mit einem blauen Auge davon. Es kostete mich ohngefähr dreißig Gulden Untersuchungskosten, die ich, als zum Theil Schuldiger, bezahlen mußte.

Siebentes Kapitel.

Biblisches System der Dogmatik.

Die Vignette fing jezt almälig an, in Erfurt ihre richtige Deutung zu finden, und ich freute mich, daß der stolze Alexander sie dulden mußte. Aber mein gefaßter Widerwille gegen die Theologen konte durch die Demüthigung eines solchen Individuums nicht befriedigt werden. Ich faßte den kühnen Entschluß, eine neue Dogmatik zu schreiben, und alle alten Dogmatiken verwerflich zu machen. Das war denn mein biblisches System der Dogmatik, welches damals so viel Aufsehn machte, daß es meine Reputation als Gelehrter begründete, und mich unter die Klasse der verschrienen Theologen versezte, ob es gleich im Grunde noch so orthodox war, daß es der Pastor Götze in Hamburg mit gutem Gewissen hätte unterschreiben können.

In der Einleitung handelte ich von den Quellen der theologischen Erkentniß der heil. Schrift, der symbolischen Bücher, der Kompendien u. d.

und zeigte die Mängel derselben mit Freimüthigkeit an. Ich klagte z. B. über die Unbrauchbarkeit der lutherischen Uebersezzung, weil sie durch die Orientalismen unverständlich würde, u. s. w. Bei den Kompendien und Systemen rügte ich die schwerfällige Form, die Menge, Unverständlichkeit und Unnüzlichkeit ihrer Terminologie u. s. w. In den symbolischen Büchern fand ich fehlerhafte Weitläuftigkeit, Vermengung der Hauptlehren mit den Nebenlehren, unrichtige Begriffe, falsche Bibelauslegung u. d. m.

Nach dieser Einleitung kündigte ich denn ein System der Dogmatik an, welches rein biblisch seyn solte, ohne mich darum zu bekümmern, ob es auch rein vernünftig ausfallen würde. Und doch ward das rein biblische System nichts weiter, als ein System, wie meine subjektive Vernunft es sich aus dem alten Systeme herausgezogen, und gemodelt hatte. Denn wirklich hatte ich so die Bibel noch nicht durchstudirt, und auch wirklich so noch nicht verstanden, wie es hätte seyn müssen, wenn ich ihr Lehrgebäude hätte ausziehen wollen.

In meiner Seele lag das alte theologische System ex praejudicio als wahr, und ausgemacht zum Grunde. Und ich hielt es damals noch für unmöglich, daß das Ganze falsch seyn solte. Ich glaubte an die Authenticität der göttlichen Offenbarung, und hielt die Lehren der Kirche alle für eben so göttliche Wahrheiten, als ich gewiß war, daß sie durch die Offenbarung bestätiget würden. Was ich also zu verbessern gedachte, waren blos Nebenbestimmungen einiger Lehrsäzze. Diese solten in der That vernunftmäßiger werden, nur daß ich mich selbst täuschte, und mich überredete sie biblischer gemacht zu haben.

Denn das geht in der Welt so. Die Menschen finden das allemal in der Bibel, was ihre Vernunft, für war erkannt hatte. Denn natürlich wird keiner in der Bibel etwas unvernünftiges, d. h. seiner Vernunft widersinnisch scheinendes finden. Es wird folglich jeder die Bibel vernünftig erklären, d. h. er wird in jeder Stelle einen solchen Sinn gewahr werden oder, sie so erklären, wie es vernünftig d. h. seiner Vernunft folglich den von seiner Vernunft für wahr gehaltenen Lehrsäzzen der Religion gemäß ist.

Meine Vernunft hatte nun damals noch wenig in meiner Dogmatik geleistet. Sie war noch nicht in ihr Inneres eingedrungen. Sie war, von der heiligen Ehrfurcht gegen die Göttlichkeit des Ganzen verscheucht, nur auf der Oberfläche hingegleitet, und hatte blos die Aussenseiten zu mustern, und zu reinigen sich erdreistet.

So hatte ich z. B. in der Lehre von der Erbsünde entdeckt, daß der gewöhnliche Begrif derselben zu übertrieben sey. Ich hatte durch vernünftiges Denken gefunden, daß es rasend sey, Gott für den Schöpfer des Menschen zu halten, und doch dabei dem Menschen eine angeborne Feindschaft gegen Gott, und habituelle Neigung zu allem Bösen zuzuschreiben. Folglich hatte ich auch hinterher gefunden, daß dieser übertriebene Begrif in der Bibel nicht gelehret werde. Aber das hatte ich noch immer nicht gemerkt, daß in der Bibel nirgends von einer Erbsünde gelehret werde. Die Lehre, sezte ich als wahr voraus, hielt ein angebornes Verderben des Menschen für Schriftwarheit, leitete es noch immer vom Sündenfalle her u. d. m. Nur den Begrif milderte

meine Vernunft, und so gemildert entdekte ihn mein Auge auch natürlich in der Bibel. Und so beredete ich mich, die reinbiblische Lehre von der Erbsünde gefunden zu haben.

Eben so ging mirs mit der Dreieinigkeits-Lehre. Es fiel mir nicht ein, und ich würde mich selbst verabscheut haben, wenn mir es eingefallen wäre, an dem Dogma zu zweifeln, und es nicht für biblisch zu halten. Das saß so fest in meiner Seele, daß in Gott drei seyn müßten, daß ich es noch als Katechet in Leipzig für einen hinreichenden Einwurf gegen die von Herrn Zollikofer mir einstmal mitgetheilten Gründe wider die Persönlichkeit des heiligen Geistes hielt, daß ich ihm entgegnete: „Das kan doch nicht seyn, denn sonst „hätten wir ja keine Trinität mehr, sondern eine „Binität!" wobei der gute Zollikofer mitleidig die Achseln zukte, und erwiederte: ei nu, müssen wir denn eine Trinität haben?

Meine liebe Vernunft hatte also blos angefangen, die Verhältnisse ein wenig zu benagen, in welchen die drei Personen in Gott mit einander stehen

solten. Denn das war ihr doch zu kraß vorgekommen, daß es drei wirkliche, von einander (nicht blos idealisch) unterschiedene Personen seyn, und doch nur ein einfacher Gott seyn solte. Sie hatte die Formeln des schafsköpfigen Athanasius nicht ertragen, und sich so willkührlich und sinnlos vorsagen lassen mögen: „Der Vater ist almächtig, „der Sohn ist almächtig, der heilige Geist ist al„mächtig: und sind doch nicht drei almächtige, „sondern es ist ein Almächtiger." Sie hatte also herumgedacht, wie die von ihr noch für unleugbar gehaltene Gottheit Christi mit der Schrift zu behaupten, aber doch begreiflicher zu erklären sey. Und sie war auf die Gedanken des heiligen Sabellius gerathen, und hatte gefunden, daß sich das noch am besten hören liesse, wenn man sagte, die wesentliche Weisheit Gottes sey in dem Menschen Christo gewesen, und habe in und durch ihn das Erlösungswerk vollendet. Und was war natürlicher, als daß sie diese ihr einleuchtende Vorstellungsart auch den Aussprüchen der Schrift gemäß hielt, und sie für rein biblisch erkannte? — Indessen verstekte ich mich doch dabei so gut ich konte, um meinen Sabellianismus nicht alzu merklich zu

machen. Ich gebrauchte die gewöhnlichen Ausdrükke so, daß ich mich bei einer Klage noch allenfals herausreden, und meinen Glauben an drei Personen in einem Gott behaupten konte.

So mußte ich auch allerlei Wendungen gebrauchen, in der Lehre von den Gnadenwirkungen, um meine auf die Seite der Pelagianer hinkende Vernunft unsichtbar zu machen, und mir es nicht zu sehr merken zu lassen, daß ich das Vermögen des Menschen, welches ich ihm bei seiner Bekehrung zuschrieb, für rein biblische Wahrheit hielt: um nicht öffentlich verkezzert zu werden.

In der Lehre vom Glauben dachte ich auch etwas vernünftiger als sonst. Ich hielt zwar fest an der Ergreifung und Zueignung des Verdienstes Christi, aber ich war doch so gefühlvoll für Tugend und Rechtschaffenheit, daß ich den Eifer in guten Werken oder die thätige Befolgung der Lehre Jesu mit zum Wesen des Glaubens rechnete, und mich auf die Stelle der symbolischen Bücher stüzte, wo es heißt: fides est obedientia erga Evangelium. Und nach diesem mir selbst gemachten Begriffe erklärte

erklärte ich mein neues Testament, und hielt also meine Definition vom Glauben für rein biblisch.

Aber meine größte und wichtigste biblische Wahrheit, die ich gefunden zu haben glaubte, und auf die ich mir so viel zu gute that, als kein König auf seine Krone, hatte die Lehre von der Erlösung und Versöhnung der Menschen mit Gott zum Gegenstande.

Noch in meinem Leben war mirs nicht eingekommen, die Versöhnungstheorie der christlichen Kirche zu bezweifeln, und mit den algemeinen Grundsäzzen der Vernunft oder mit den Aussprüchen der Schrift zu vergleichen, und sie darnach zu prüfen. Und auch jezt fiel mir es nicht ein. Ich sezte als unumstöslich voraus, Gott habe seinen Sohn vom Himmel gesandt, um, durch ein Sühnopfer von unendlichem Werth, die Menschen von der Sünden-Schuld und Strafe dergestalt zu erlösen, daß er allen, welche dieses Opfer sich gläubig zueignen würden, dasselbe eben so zurechnen wolle, als ob sie es selbst geleistet d. h. alle Strafen ihrer Sünden in Zeit und Ewigkeit gebüßt hät-

ten; daß also nun keinem Gläubigen seine Sünden imputirt, sondern um jenes Opfers willen vergeben würden. Das glaubte ich fest.

Nie kam mir die Frage in den Sinn: ob denn auch wol ein Gott sich selbst aufopfern, und die Menschen mit sich selbst versöhnen könne? — ob denn wol ein unendlich liebender Gott, der unveränderlich liebt, der also nie aufhören, und also auch nie wieder anfangen kan zu lieben, je böse werden, und eines Mittels bedürfen könne, wieder gut zu werden? — ob denn wol die Bestrafung eines Unschuldigen, selbst wenn der Unschuldige sie freiwillig übernahm, Gott anständig sei? — ob denn diese Imputation des Verdienstes Christi mit den Zwekken Gottes sich reime: erstlich mit dem Zwekke der göttlichen Strafen, und dann mit dem Zwekke der göttlichen Gesezze? wenn nämlich Gott mit denen dem Menschen gedrohten Strafen ihre Besserung beabsichte, wie er doch dieselben erlassen und eine fremde Strafduldung mir anrechnen könne, durch die ich ja nicht gebessert werde? und wenn Gott mit seinen Gesezzen die Absicht hat, daß ich durch Befolgung derselben ein

zufriedner und glüklicher Mensch werden sol, wie er mir eine fremde Tugend anrechnen könne, da doch nur meine eigne Tugend mich zufrieden, und glüklich machen kan? — ob es denn wol mit der Erfahrung stimme, daß Christus alle Strafen aller Sünden aufgehoben hat, oder ob nicht vielmehr, nach der Erfahrung, alle Strafen d. h. von Gott veranstalteten Folgen der Sünde, auch den Gläubigen noch treffen, und ihm, troz seiner Ergreifung des Verdiensts Christi, seine Thorheit fühlen lassen? — Diese eigentlich wichtigen Fragen kamen mir nie in den Sinn, und zwar darum, weil ich das Dogma selbst nie zu bezweifeln, und einer Prüfung zu unterwerfen mich erkühnte.

Aber die Frage sezte meinen Geist in Thätigkeit, welche blos die Nebensache betraf: was denn Gott wol bewogen haben müsse, die Menschheit mit einem solchen Aufwande von Wundern, und wunderbaren Begebenheiten zu erlösen? Bei dieses Räthsels Lösung gedachte ich den theologischen Lorber verdienen zu können, und zugleich alle meine Vorgänger zu beschämen.

Ich räsonnirte so bei mir selbst. Es ist ausgemacht, daß die Schrift uns Christum als den Versöhner der Menschen mit Gott dargestelt, es fehlt aber unsern Theologen allen an dem richtigen Gesichtspunkte, aus welchem diese erhabne Lehre betrachtet werden muß, wenn sie dem Spotte und dem Zweifel der Freigeister nicht mehr ausgesezt seyn sol. Ohnstreitig irren die am gröblichsten, welche Gründe der absoluten Nothwendigkeit dieses Erlösungswerks aufsuchen. Es fält in die Augen, daß Gott frei handelt, daß er also auch den Rathschluß von der Erlösung der Menschen frei gefaßt haben muß. Hat er ihn nun frei gefaßt, was hat ihn dazu bewogen? Warum wählte er ein so großes und vielumfassendes Mittel? Warum machte er erst vier tausend Jahre lang Anstalten dazu, und ließ den Erlöser erst durch Propheten ankündigen, und durch Typen vorbilden? Warum schikte er seinen Sohn nicht gleich, da die Menschen gefallen waren, und eines Erlösers bedurften? — Warum fand er, ferner, ein so kostbares Lösegeld nöthig? Was bewog ihn, seinen eignen Sohn vom Himmel zu senden, ihn in eine menschliche Natur einzukleiden, ihn so viele Jahre lang

verlachen, verspotten, mishandeln, und endlich prügeln, und hängen zu lassen? Konte oder durfte denn Gott die Sünde nicht frei vergeben, und die Strafe eben so gut erlassen, wie ein Landesherr sie zuweilen erläßt, ohne daß ein anderer sie für den Verbrecher aussteht? — Endlich, wenn der Sündenfal das Werk der Erlösung nöthig gemacht hat, warum ließ er ihn zu, da es doch seiner Allmacht ein leichtes war, ihn zu verhindern? —

Diese Fragen beschäftigten mich jezt, und ich sann Tag und Nacht darauf, wie ich sie lösen möchte. Was die Theologen vor mir darüber gesagt hatten, wolte mir nicht gefallen, und war mir auch nur zum kleinsten Theile bekannt. Denn ich wußte davon nicht mehr als was meines Vaters Hefte enthielten. Theologische Litteratur war mir fremd.

Eines Abends entschlief ich über diesen Gedanken, und sezte träumend (wie ich das schon gewohnt war — besonders des Sonnabends, wo ich gewöhnlich die ganze Nacht hindurch predigte, was ich den Sonntag zu predigen hatte) meine

Betrachtungen fort. Und siehe, im Traume kam mir aus meines Vaters System die gloria Dei, als der finis ultimus aller göttlichen Handlungen vor, und mit ihm der gewöhnliche Begrif, nach welchem die Ehre Gottes in der Summe seiner Vollkommenheiten besteht: damit associirten sich einige biblische Sprüche: darinnen preißt Gott seine Liebe an uns, daß er rc. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen rc. Er hat uns kund gethan den Reichthum seiner Erbarmung rc. Und bei dieser Ideenverbindung kam mir auf einmal der Gedanke ein, daß Gott die Absicht gehabt haben müsse, seine erbarmende Liebe auf eine recht feierliche und einleuchtende Weise den vernünftigen Bewohnern des Weltalls zu offenbaren. Ich freute mich dieses Einfals so sehr, daß ich darüber erwachte, mir Licht anschlug und ihn zu Papiere brachte.

Des Morgens da ich aufstund, war mirs nicht anders, als ob Gott mich einer besondern Erleuchtung gewürdiget hätte. Ich dankte ihm mit kindlicher Einfalt in meinem Gebete, und sezte mich, die neue Idee zu verarbeiten, und mein

ganzes System darauf zu erbauen: gerade so froh und entzükt über die neue Entdekkung, wie mein Vater gewesen seyn mag, da ihm die Hypothese zu seinem Hiob aufgestoßen war.

Meinen Einfal erst zu prüfen, fiel mir nicht ein. Mein lebhafter Geist blikte durchs ganze System hin, und fand überal Harmonie, überal die schönste Zusammenstimmung, überal die leichteste Zweifellösung, bei meiner Hypothese. Und meine Phantasie erinnerte mich an die Merkwürdigkeit, daß sie mir im Traume aufgestoßen war. Kurz, es war mir nichts in der ganzen menschlichen Erkentniß so gewiß, als daß ich hier den rechten Gesichtspunkt erhascht, und den großen Gedanken gefunden hätte, der alle obige Fragen beantworten helfe, welche zu lösen, die Theologen bisher vergeblich sich bemüht hatten.

Ich bildete nun meine Hypothese so aus. Gott hätte allerdings anders verfahren, und die Bewohner des Erdbals auf vielen andern Wegen zur Glükseligkeit führen können. Er hätte den Sündenfall verhüten, er hätte die Sünde ohne

Opfer vergeben können. Aber — so wie Gott das Weltall, und alle die vielen tausend Welten mit ihren Bewohnern, die sich am Firmament wälzen, überhaupt um seiner Ehre willen schuf d. h. um seine herlichen Eigenschaften und Volkommenheiten zu offenbaren; so schuf er jede Welt oder jede Klasse von Welten, wiederum mit der besondern Absicht, eine seiner Eigenschaften und Volkommenheiten besonders zu offenbaren. Wenn er also in gewissen Welten seine Almacht, in andern seine Weisheit, in einer dritten Klasse seine Gerechtigkeit u. s. w. besonders offenbahrt, und bei der Einrichtung dieser Welten, und des Schiksals ihrer Bewohner, zu seinem speciellen Zwekke gemacht hat; so hat er in der Welt, die wir bewohnen, die Offenbahrung seiner erbarmenden Liebe zu seinem speciellen Zwekke gemacht. Denn ob schon seine Liebe, so wie die übrigen Volkommenheiten Gottes überal, und aus allen Geschöpfen, und deren Einrichtung erkenbar ist, so ist doch seine erbarmende Liebe nirgends so sichtbar und anschauend, als in dieser Welt und in der Einrichtung der Schiksale ihrer vernünftigen Bewohner. — Erbarmende Liebe, welch ein er-

habner Gedanke! — Liebe, die für die elendesten, unwürdigsten, tiefgesunkendsten Geschöpfe entbrent, und sie aus ewigem Elende wunderbar rettet! Wie konte diese erbarmende Liebe sichtbarer werden, als sie bei den Menschen unter dem Monde geworden ist? — Nun ist alles Licht, wo sonst Finsterniß war. Nun sehe ich, warum Gott den Sündenfal zugab, und das ganze menschliche Geschlecht in ein so tiefes, schrekliches und ewiges Verderben versinken ließ. Nun sehe ich, warum er seinen eignen Sohn herabsandte, und mit diesem Opfer ihre Sündenschulden bezahlen ließ. Nun sehe ich, warum er das so feierlich machte, und erst viertausend Jahre lang vorher verkündigen ließ. Nun sehe ich, warum Gott für die Erlösung, und Begnadigung der Menschen so viel Aufwand gemacht, und ein so weitgreifendes Mittel gewählt hat. Er hatte unsere Erde in der speciellen Absicht geschaffen, um unter den Menschen seine erbarmende Liebe zu offenbaren: um sie zu einem ewigen Monument seiner erbarmenden Liebe gegen gefallene Sünder zu machen: um unter allen Engeln und Geistern sich von dieser Seite besonders zu verherlichen. — Das, das ihr blin-

den Theologen, dachte ich bei mir selbst, ist der wahre Gesichtspunkt, aus welchem man die Anstalten Gottes zur Erlösung der Menschen betrachten muß, den ihr alle bisher nicht bemerkt hattet, und den Gott mich würdigt, euch bekant zu machen.

Unbeschreiblich war meine Freude, da ich diese Ideenreihe so vor mir sahe. Kein Künstler kan seines Meisterstüks so sich freun. Kein Verliebter kan über das lang gesuchte Jawort seiner Braut so entzükt seyn. — Ich eilte, mit Frohlokken meinem Vater den großen Gedanken mitzutheilen, und empfing mit neuer Wonne seinen Beifall.

Achtes Kapitel.

Partheinehmung und Schriftstellerei.

Ich erwartete nun nichts gewisser, als daß alle Welt die neue Hypothese anstaunen, und jede Zeitung von ihrem Lob vol seyn würde. Aber ich betrog mich. Alle Welt schrie über meine Neu-

rungssucht, über meine frechen Urtheile, die ich von den Systemen, symbolischen Büchern, und Luthers Uebersezzung gefält hatte, über meine unreifen und doch so dreistbehaupteten Verbesserungen theologischer Begriffe: und kein Mensch machte mir ein Kompliment über meine erbarmende Liebe.

Das war mir eben so unbegreiflich als kränkend. Denn ich hatte damals noch ganz honorable Begriffe von der Einsicht und Ehrlichkeit der Journalisten und Zeitungsschreiber, und mußte es also für ein unauflösliches Räthsel halten, daß mein Lob so wenig erschallen wolte. Aber es ging sehr natürlich zu. Ich war ein junger Mann, und empörte mein Publikum schon durch den dreisten Ton, den ich angestimmt hatte. Und wie schon mit meiner Jugend dieser Ton sich nicht vertrug, so ward er durch das Andenken der Leipziger Geschichte noch unleidlicher. Wenn man nun bei diesem Umstande erwägt, daß ich doch wirklich schon in der Dreieinigkeitslehre sabellianerte, in der Gnade pelagisirte, und so in verschiednen Dogmen den keimenden Kezzer blikken ließ; so war es gar kein Wunder, daß damals, wo noch die Ortho-

doxie einen gewissen Respekt in Deutschland hatte, und man ihr nur mit vieler Demuth und Ehrerbietigkeit seine Zweifel vorlegen durfte, wenn man nicht im Lande für infam gehalten seyn wolte, daß, sage ich, damals meine wenigen Abweichungen vom herschenden Lehrbegrif, in deren freimüthigen Darlegung ich Herrn Teller zum einzigen Vorgänger hatte, so übel aufgenommen, und ich möchte sagen, angeschnauzt wurden, daß man darüber alles wirkliche Gute, und Lobenswürdige meines biblischen Systems übersahe, und alle erwarteten Komplimente aussen blieben.

In der That hatte dieser mein erster Versuch manche gute Seite, welche Lob verdiente. Ich erschien schon damals in einem ziemlich korrekten, lichtvollen und körnigten deutschen Ausdrukke. Ich hatte die Dogmen von ihrer schwerfälligen Terminologie befreit. Und wo ich nicht aus Vorurtheil fest geglaubte Ideen vortrug, sondern selbst gedachte Urtheile darlegte, da war mancher sehr wahre, gründliche und Geisteskraft zeigende Gedanke mit untermengt, welcher den Leser interessiren konte. Aber das Schiksal wolte es einmal, daß

ich für dieses Gute keine Aufmunterung erhalten, sondern durch blosse Verurtheilungen meine Freimüthigkeit erbittert, und zu desto stärkern Angriffen auf die liebe Theologie dadurch angereizt werden solte.

Ich bekam an den obgedachten Prof. Vogel, in Erfurt meinen ersten öffentlichen Gegner. Er schrieb einige Bogen gegen mein System unter dem Namen Gentsch, in welchen er sich als einen alten Gärtner aufführte, welcher die geilen und unreifen Ausschößlinge meines Werks beschneiden wolte. Dieser Ausfall machte wenig Eindruk auf mich, weil das, was der Mann sagte, seicht und für jeden Leser unbefriedigend war. Daher fand ich es unter meiner Würde, ihm unter meinem Namen zu antworten. Ich sezte daher eine Antwort an den Gentsch auf, welche ziemlich derbe, aber auch dabei ziemlich gründliche Abfertigungen enthielt, und gab sie unter dem Namen des M. Avenarius heraus, der damals mein Famulus war, wie man das nannte, was die hallischen Professoren Fiskal zu nennen pflegen. Die Untersezzung dieses Namens solte für meinen stolzen

Gegner eine Demüthigung seyn, weil mein Magister für einen kompleten Schafskopf galt.

Aber weit mehr Revolution brachten einige Berliner Briefe in meiner Seele hervor. Herr O. K. R. . . . . unter andern schrieb mir, daß man gar nicht mit meinem Buche zufrieden sey. Man sehe den hellen Kopf durchleuchten, und finde doch gleichwol so viel alberne Orthodoxien noch in dem Systeme, welche mit wahrer Aufklärung gar nicht bestehen könten. Ich hätte mir mit dieser hinkenden Methode Schaden gethan. Denn die Orthodoxen würden mir feind werden, weil ich einige Lehrsäzze freimüthig behandelt hätte. Und die Gegenparthei würde mich auch nicht gros achten, weil ich noch so viel Albernheiten des Systems beibehalten hätte. Und so hätte ich jezt beide Partheien verloren. Ich hätte lieber gerade heraus gehen, und einen Irthum wie den andern behandeln sollen.

Diese Aeuserungen fuhren mir tief ins Herz. Sie belehrten mich, daß man mich für Aufgeklärter hielt, als ich war. Ich sahe, daß man es blos

der Furchtsamkeit zuschrieb, daß ich nicht ärger gekezzert hatte. Das erschütterte mich. Wie, dachte ich bei mir selbst, giebt es wirklich noch Irthümer im System, die du übersehen hast?

Nun ward mein Ehrgeiz rege. Die Parthei der Aufgeklärten war es, die ich auf meiner Seite zu haben wünschte. Und so bekam meine Seele einen neuen Stoß, der sie auf den Weg der Untersuchung leitete. Ich wußte zwar nicht, wo ich beginnen und was ich prüfen solte. Denn, bei Gott, ich war noch von ganzer Seele dem Glauben meines Vaters ergeben. Es war nichts weniger als Furcht oder Heuchelei, daß ich nicht freimüthiger geschrieben hatte. Ich war wirklich nicht einsichtsvoller, als ich in meinem System erschien. Aber jezt ward es Entschluß, es zu werden. Jezt erst fieng ich an, zu glauben, daß unter den Dogmen selbst Irthümer seyn müßten. Jezt erst ward vorsezliches Aufsuchen der Blössen der positiven Religion, das Triebwerk meines Studiums.

Aber in Erfurt kam ich nicht viel weiter. Meine leidige Philologie nebst der zur Lebsucht-

nothwendigen Schriftstellerei distrahirte mich zu sehr. Ich bearbeitete eine neue Ausgabe der Hexapla des Origenes, welche ich für eine sehr wichtige Quelle des exegetischen Studiums ansah. Und da die Ausgabe des Montfaukon in zwei Foliobänden für die meisten zu kostbar war; so übernahm ich es, die ganze Hexapla nebst vielen neuen Fragmenten dieser alten Uebersezzungen, die ich theils selbst auf dem Rande eines Leipziger Manuscripts der LXX gefunden hatte, theils von Andern, und insonderheit von Hubigant waren entdekt worden, zu ediren. Ich vollendete diese Ausgabe mit vielem Fleiße, und Akkuratesse. Sie erschien im Verlage des Herrn Donatius in Lübek als ein mässiger Oktavband von 40 Bogen, und trug mir — leider nicht mehr als 80 Thaler Honorarium ein. Das war der Lohn für ein ganzes Jahr Arbeit.

Bald darauf trug mir mein Vater an, die von Büscheln in Leipzig gedrukten Predigtauszüge über die Moral, in ein System zu bringen, sie ihrer Form zu entkleiden, und in ein zusammenhängendes Lehrgebäude umzubilden. So entstund mein

Moral=

Moralsystem, welches Heinsius in Eisenach, so wie das biblische System der Dogmatik verlegte, und für beides mir wenig versprach, und noch weniger bezahlte. Ich dedicirte die Moral dem Kursächsischen Staatsminister von Wurm, welcher damals die fromme, und andächtige Parthei in Dresden protegirte, und ein Freund von Konventikuln und — hübschen Mädchen war.

Es war der gewöhnliche Schlendrian. Ich handelte im ersten Theile von der innerlichen Anrichtung des wahren Christenthums durch Busse, Glaube und Heiligung oder Anzündung eines wahren Tugendeifers durch die Gnade — und im zweiten Theile erklärte ich die Erweisungen, und Ausbrüche der christlichen Gesinnungen durch eine thätige Liebe gegen Gott, gegen den Nächsten, und gegen uns selbst. — Indessen ward doch auch hier schon mancher gesunde Gedanke mit eingestreut, mancher moralische Begrif richtiger und lichtvoller als gewöhnlich entwikkelt, und manche Pflicht durch bessere und reichhaltigere Beweggründe unterstüzt. — Das Publikum nahm diese Moral mit Beifall auf. — Jezt hat mir sie ein

Eisenacher Buchhändler so wie das biblische System nachgedrukt, ohne mir einen Heller dafür zu bezahlen. — Daß wir noch keinen Galgen für die Nachdrukker haben, ist der unwidersprechlichste Beweis, daß unsere deutschen Fürsten noch keinen Funken Liebe für Gelehrte und Gelehrsamkeit haben, sondern diese Menschenart betrachten, wie das Wildpret, das sich selbst erhalten muß.

Nachdem meine Schriften mir einigen Ruf gemacht hatten, erhielt ich eines Tages einen Brief mit dem Buchstaben G. unterzeichnet, in welchem sich ein alter grübelnder Philosoph mir kentlich machte, und mich nicht nur seiner Achtung versicherte, sondern auch den Wunsch äuserte, in meiner armseligen Lage mich unterstüzzen zu können. Er machte mirs zur Pflicht, nie nach seinem Namen zu forschen, und ihn aus seinem Inkognito herauszuziehen: er sey durch seine Hypochondrie unfähig zu einem freundschaftlichen Umgange. Doch gab er mir Nachricht, wie ich eine stille Korrespondenz mit ihm unterhalten könte. — Dieser Mann schikte mir ein großes Paket Manuscripte von seiner Hand, die viel philosophischen Geist

zeigten, aber leider in einer etwas zu rohen und unpolirten Schreibart abgefaßt waren. Er gab mir die Erlaubniß, sie nach meinem Gefallen zu benuzzen, und ich machte den Gebrauch davon, den ich im ersten Bande (Kap. 33) erzählt habe.

Neuntes Kapitel.

Heirathsversuche.

Ohneracht et ich keine Frau ernähren konte, und eine so reiche Partei, welche mir alle eigne Einnahme entbehrlich machte, weder in Erfurt leicht zu haben, noch für mich zu wünschen war (denn besser ist darben, als aus der Hand eines Weibes sein Brod empfahen) so dacht ich doch verschiedentlich auf eine Verehelichung. Mein Kopf war stäts vol angenehmer Möglichkeiten, wie meiner armseligen Lage in kurzem abgeholfen werden könte, und es schien mir gewiß, daß unter so vielen doch eine in Wirklichkeit übergehen würde. Folglich

beunruhigte mich meine Brodlosigkeit bei Heirathsprojekten sehr wenig. Ich glaube, ich hätte das ärmste Mädchen genommen, wenn sie meinem Herzen eine leidenschaftliche Liebe hätte einflößsen können.

Aber es ist sonderbar, daß das in meinem Leben nicht geschehen ist. Ich habe so manches vortrefliche Mädchen gekannt, bin mit so mancher Schönheit in langem freundschaftlichem Umgange gewesen, habe einige Frauenzimmer in Leipzig und Erfurt recht innig geliebt: aber ich bin nie auch nur auf der niedrigsten Stufe der Leidenschaft gewesen. Die feurige, unzerstörbare, die ganze Seele einnehmende Liebe, wie die erste leidenschaftliche Liebe der Verliebten zu seyn pflegt, kenne ich gar nicht. Ein angenehmes Wolgefallen an körperlichen Reizen, ein recht herzliches Vergnügen an den Spuren einer schönen Seele, ein starker, aber nie quälender Wunsch, die schöne Seele im reizenden Mädchen zu besizzen, das ist alles, was ich je empfunden habe. Eigentlich verliebt bin ich nie gewesen. Und natürlich liegt wohl die Ursache darinnen, daß ich gar keiner wahren

Leidenschaft empfänglich bin. Ich kan im Zorn, wie in der Freude, in Kummer gewiß nicht, bis an die Gränzen der Leidenschaft steigen, aber es ist ein Moment. Im Augenblik ists vorüber. Zu fortdauernden heftigen, und berauschenden Empfindungen hat meine Seele keine Stimmung.

Meine ersten Blikke waren auf eine gewisse Witwe gerichtet, welche durch ein paar feurige Augen sich auszeichnete, übrigens aber nur von ganz mittelmässiger Schönheit war. Herr Riedel schlug mir die Frau Assessorin (wie man sie nannte) zu ernstlichen Absichten vor, und ich fand sehr bald Gelegenheit, mit ihr in Umgang zu kommen. Aber sie schien mir zu unstät und flatterhaft zu seyn. Und bald schrekte mich ihr Handel ab, den sie mit dem Prediger Mosche in Arnstadt, nachmaligem Senior in Frankfurt am Mayn gehabt hatte, und der mir bald nach dem Anfange unserer Bekantschaft erzählt wurde. Dieser war vor mir ihr Kompetent gewesen, und hatte es bereits bis zum förmlichen Eheverspruch gebracht. Und sie hatte ihm, ohne alle weitere Veranlassung plözlich und kurz vor der Trauung ihre Liebe wie-

der aufgekündigt. Alles Bitten ihrer Eltern, alle Vorstellungen ihrer Freunde, alles Fragen nach vernünftigen Bewegursachen waren nicht vermögend gewesen, sie zurükzubringen. Sie wußte nichts als seine Größe vorzuschüzzen. — Und Mosche war wirklich ein Mann, der sich auf den Messen hätte können für Geld sehen lassen. Die Frankfurter mußten ihm einen eignen Wagen bauen, in welchem er gerade sizzen konte, ohne mit dem Kopfe oben anzustoßen. Seine Braut hat selbst in den Akten, da hernach ein Proceß darüber entstand, seine Länge als eine ihr, fürs Ehebette, zu furchtbare Sache angegeben, und aus diesem einzigen Grunde die Aufhebung der Sponsalien verlangt, und auch erhalten.

Weit grössere und dauerhaftere Eindrükke machte Amalia Stallforth auf mich. Es war die jüngere Schwester der Witwe. Auf ihrem Gesicht war Freundlichkeit, und Herzensgüte gezeichnet. Ihre großen schmachtenden Augen kündeten glühende Liebe. Und ihre blühende Farbe bürgte für Unschuld, und Gesundheit. — Aber ich fand keinen Weg zu Malchens Besiz.

Bald kam ein neuer Vorschlag, der abermals eine Witwe zum Gegenstande hatte, und wo es nicht viel fehlte, daß mein Unstern mich in die Labyrinthe einer torturartigen Ehe geführt hätte. Man entdekte mir eine Madam Schelhasin, welche ein reines Vermögen von 9000 Thälern in freien Händen haben solte.

Ich war sehr schnel entschlossen, dieser Dame meine Hand anzubieten. Denn nach der Beschreibung war ihre Gestalt erträglich, und so war die Versicherung, daß ihr Reichthum mir ein ruhiges und sorgenloses Leben verschaffen würde, für meine rasche Art zu handeln Bestimmungsgrund genug, sie zu begehren, ohne sie gesehn zu haben.

Es wolte niemand sich finden, der mich einführte, also mußte ich es selbst thun. Ich ließ mich gerade zu bei ihr anmelden, und ward angenommen. Meine Dreistigkeit und meine Uebung im Umgange mit Menschen, die zum Theil etwas mehr als Dreistigkeit hatten, sezte mich in den Stand, ohne alle Verlegenheit zu erscheinen. Ich gefiel ihr — sehr, und sie mir — mittelmäßig.

Sie hatte vielleicht zehn, vielleicht funfzehn Jahre mehr als ich. Ihre Farbe war bleich. Ihr Auge schien Durst anzuzeigen. Ihr Mund war häßlich, weil ein vorwärts herausgewachsener Zahn ihre Oberlippe geschwulstartig machte. Uebrigens war sie gut gewachsen und vol. Man sahe ihrs nicht an, daß sie von Bufbohnen lebte, und von einem Ehemann ein gleiches verlangte. Uebrigens war sie gesprächig und freundlich, und hatte einen guten äuserlichen Anstand.

Meine Gabe zu sprechen, die ich jezt besaß, hatte mir es möglich gemacht, ihr schon beim ersten Besuche meine ernsten Absichten deutlich genug zu erkennen zu geben. Und sie hatte gegenseitig ihre Neigung, einem jungen feurigen Mann von meinem Schlage, ihre Hand zu schenken, nicht undeutlich merken lassen. Ich ging also von ihr mit dem Vorsazze, das nächste mal gerade zu um sie zu werben. Denn ich war kein Freund von Umschweifen, und langen Ueberlegungen.

Aber zu meinem Glükke ward mein Anschlag ruchtbar, so daß ich in allen Geselschaften mit mei-

ner Donna aufgezogen wurde. Alles, was ich hörte, war bittrer Spott. Man fands lustig, daß ein Adler sich mit einer Nachteule paaren wolte. Dies machte mich aufmerksam. Ich bat alle, die mir auf Vertraulichkeit einige Ansprüche gegeben hatten, mir die Winke zu dolmetschen, welche jene Spöttereien enthielten und erfuhr, — daß meine Geliebte vom Geizze besessen sey, daß sie sich selbst nicht satt esse, und wöchentlich nur einmal koche, und dann täglich aufwärme, daß ihr erster Mann an ihrem Geizze gestorben sey, weil sie ihn zu beständiger Arbeit und Erwerb angehalten, und dabei nicht satt zu essen gegeben habe. — Auch erfuhr ich, daß ihr Mund und andere Theile ihres Körpers mit den Gewürzinseln die Aehnlichkeit hätten, daß sie, wenn die Luft herüber weht, ihren Duft sehr weit verbreiteten. —

Nun zog ich geschwind meine Segel ein, und dankte dem Himmel, daß der starke Wind meiner Voreiligkeit das Schiflein meiner Liebe nicht an diese sumpfigte Küste verschlagen hatte.

Ich vergaß meine Schelhasin um so geschwinder, da mir jezt Herr Kloz, eine Einladung nach

Halle zuschikte, und mir eine reiche Partie anbot, welche auf der Stelle zu haben wäre. Seine Schilderungen waren so, daß ich mit dem Dichter der Verliebten hätte ausrufen mögen: Nunc ego Triptolemi cuperem conſcendere currum &c. — Es war abermals eine Witwe, eine Frau Hofräthin, die von ihrem Manne sich geschieden hatte — ihr Name ist mir entfallen — es ist mir, wie, Lauin — welche jung, artig und mit schwerem Gelde beladen seyn solte.

Ich theilte mein Geheimniß mit meinem Neusel, der in Erfurt mein einziger wahrer, warmer und — eben so liebenswürdiger als geliebtester Freund war, und fand ihn bereit, mich auf dieser Reise zu begleiten. Wir mietheten uns ein Kapriolet mit zwei Pferden, und ich borgte von Freund Herel, ohngefähr dreißig Thaler, um unterweges nicht mit samt unserm Vieh zu verhungern. Denn wir hatten beide so wenig, wie Diogenes, ohngeachtet wir beide das heilige Gold höher achteten, und sehnlicher suchten, als der Weise in der Tonne.

Das Herz klopfte mir, und — ich berechnete schon die neue Wirthschaft, die ich führen wolte. Eine hübsche Equipage war nicht vergessen. — Auf dem Wege nach Halle war mein Glük unsere einzige Unterhaltung. Und die Einfälle in der Materie vom Genuß des Lebens, in dem mein Freund mit mir wetteiferte, machten uns so froh und heiter, daß wir mit Unbequemlichkeiten des ofnen Fuhrwerks, die Rauhigkeit der Witterung, den Ekel des umhersprüzzenden Kothes, und selbst die Lebensgefahr nicht achteten, in welche wir zweimal durch eine rossige Stute geriethen, welche der Philister uns eingespannt hatte.

Wir eilten bei unserer Ankunft, die des Abends um fünf Uhr geschah, zu Herrn Kloz, und ich hatte nichts weiter mit ihm zu reden, als daß ich die Wohnung der Wittwe erfragte. Ich kleidete mich schnel um, und floh noch denselben Abend zu meiner Hofräthin, bei welcher ich unter dem Vorwande, mich nach einem Menschen zu erkundigen, der ihr Verwandter seyn wolte, mich selbst producirte.

Ich fand — ein kleines hageres Wesen — ohngefähr fünf und vierzig Pfund an Gewicht — mit ein paar feurigen Augen — geschmakvol gekleidet — ziemlich lebhaft, und selbst etwas wizzig im Gespräch, und — ganz ausserordentlich entzükt von meiner werthen Person.

Die erste Visite lief zu meiner völligen Zufriedenheit ab. Ihre Person war leidlich, und ihr Geld höchst liebenswürdig. Und was das entscheidendste war, sie hatte Verstand und zwar so viel Verstand, daß sie mich für einen berühmten Mann und großen Gelehrten erkennen, und mirs nicht oft genug sagen konte, was für ein inniges Vergnügen es ihr sey, meine Bekantschaft gemacht zu haben.

Ueberströhmend von Freuden kehrte ich zu meinem Pflegevater Klozius zurük, und erzählte ihm meine schon vollendete Eroberung, für welche mir nicht nur die Versicherung ihrer Zuneigung, sondern auch ein Kuß vol Energie zu bürgen schien, den sie mir beim Abschied, nicht etwa nur erlaubt, sondern selbst gegeben hatte. Kloz und Meusel be-

gannen über meine Schwärmerei zu lachen, und nöthigten mich, jezt meine irrende Ritterschaft zu vergessen, und mich mit ihnen der Punschschale zu widmen. Aber ich vermochts nicht. Bei jedem Glase brachte ich wieder meine Hofräthin herbei, und drang in den Vater Klozius, mir genauern Bericht von ihrem Vermögenszustande zu geben. Und ach — wie sanken so plözlich die rauschenden Wellen meiner neuen Liebe zur Windstille hinab, da der leichtsinnige Mann mir gestand, daß sie das viele Geld noch nicht ganz in Händen habe, sondern eben deswegen in Halle sey, es ihrem Mann (der, wo ich nicht irre, in Schlesien war) abzuprocessiren.

Da gieng mirs, wie einen Trunknen, der ein Drachma Spiritus nitri dulcis verschlukt hat. Im Augenblikke war mein Rausch vorüber, und die liebe Vernunft trat an die Stelle der schwärmenden Phantasie. Ich legte mich trübsinnig zu Bette, und brachte die halbe Nacht mit Ueberlegungen zu. — Das Resultat war: von meiner Geliebten selbst ihren Vermögenszustand zu erforschen, und wenn nur Sicherheit da wäre, daß sie ihr Geld erhielte, sie zu heirathen.

Ich ging des folgenden Tages, ihrer eignen Einladung zu Folge, wieder zu ihr. Aber ich erfuhr leider, was ein Liebender für ein ganz anderer Mensch ist, wenn die Liebe einmal von der räsonnirenden Vernunft sich eine kleine Erkältung zugezogen hat. Da sieht er alles anders, da hört er alles anders, da empfindet er alles anders.

Bei meinem Eintrit ins Zimmer kam mir die Donna mit feuriger Umarmung entgegen, und zeigte sich im schönsten Puzze. Ihre Augen funkelten. Ihre Finger blizten von Ringen. Ihre Füße hüpften. Ihre Gespräche waren eitel Lobsprüche meiner Person. Kurz, sie war ganz Freude, mich zu sehen, und ganz Bestreben mich zu rühren, und ich — spielte nur noch die Rolle des Verliebten, ohne es zu seyn.

Wir waren ohngefähr eine Stunde beisammen, in welcher sie von Zeit zu Zeit ihre Munterkeit, und ihre Bemühung zu gefallen verdoppelt hatte, als sie selbst das Gespräch auf ihre Lage leitete, mir die Geschichte ihrer vorigen Ehe (natürlich zu ihrem Vortheile) erzählte, und ihre Rei-

gung zu einer neuen Wahl mir gestund, und — so gestund, daß ich hätte noch der Einfaltspinsel seyn müssen, den ich im Menkischen Garten machte, wenn ich nicht hätte merken wollen, daß ihre Wahl auf mich gefallen war.

Je deutlicher sie also jezt sprach, desto leichter ward mirs, Muth zu fassen, und mich nach demjenigen Theile ihrer Reize zu erkundigen, welcher in ihrem Sekel enthalten war. Ich erklärte ihr also ganz offenherzig, daß auch ich im Begrif sey, mir eine Gehülfin zu suchen, und daß ich wol gar gekommen seyn könte, eine Angel nach ihr auszuwerfen.

Kaum hatte ich ihr das gesagt, um nun sogleich von ihrer werthen Persön den Uebergang auf ihren Beutel zu machen, so unterbrach sie mich mit einem Feuer, das mich völlig überraschte. Sie fiel mir um den Hals, und küßte mich mit solcher Entzükkung, daß ich selbst bis in den dritten Himmel entzükt worden wäre, wenn Malchen an ihrer Stelle gestanden hätte, oder, wenn auch nur die nächtliche Ueberlegung nicht vorhergegangen wäre,

Da ich auf solche Art in meinem Koncepte gestört, und genöthigt war, ehrenthalber, mein beabsichtetes Gespräch vom Gelde noch ein wenig zu verschieben, und vor der Hand, von ihrer Liebe gerührt zu erscheinen; so wurden ihr alle meine Reden, mit denen ich ihre so feurige Liebe zu erwiedern suchte, die ich aber immer so einrichtete, daß sie mir Gelegenheit zu einem schnellen Uebersprunge aufs Geld geben solten, zu lauter Veranlassungen, ihre glühende Neigung zu mir an den Tag zu legen.

Es währte nicht lange, so verwandelte sie unsern Spaziergang, den wir Arm in Arm im Zimmer auf und ab thaten, in ein schnelles Hinsinken auf den Sofa, wobei sie auf meinem Schoos zu sizzen kam, und mich — auf das Polster gelehnt — mit Küssen zu überschwemmen began. Das war das Ende des Drama. Denn sie küßte jezt so ungestüm, so unersättlich, so anhaltend und — was ich nun erst merkte — mit Einhauchung eines so unangenehmen Geruchs, daß ich von dem erschütterndsten Ekel überfallen wurde. Ich fuhr plözlich auf und stelte mich — aus Diskretion

kretion — als ob mir eine gewöhnliche Maladie von heftigen Seitenstichen mit einem Ansaz zur Ohnmacht zustiesse, welche auch in der That, wegen Benehmung des Odems durch ihre ers..kkende Küsse, nahe genug war. Und so bekam ich Luft. Ich stund auf, begab mich ans Fenster, nahm die Stellung eines Kranken an, und leitete bald das Gespräch — noch immer im Tone der Liebe — auf ihre Vermögensumstände. — Meine Dame war offenherzig. — Sie waren nach ihrer Aussage, noch weit mislicher, als sie Kloz mir beschrieben hatte — Jezt dichtete ich schnel eine Ursache des Aufbruchs, versprach in einer Stunde wieder bei ihr zu seyn, eilte nach Hause, ließ anspannen, und — bedaurete mit meinem Freunde das Geld, das wir verreiset hatten.

Zehntes Kapitel.

Meine Verheirathung.

Mein Glük war mir durchs Heirathen nicht beschieden. Und wol gewiß sahe es der liebe Gott

vorher, daß mir viel Geld nicht nüzze seyn, und meine Geistesthätigkeit erschlaffen, und unterbrechen würde. Darum zernichtete er alle meine Anschläge auf Reichthum, und — darum gab er mir auch ein Temperament, das gar keiner leidenschaftlichen Geschlechtsliebe empfänglich war.

Der Buchhändler Heinsius — ehemals ein lokkerer Zeisig — ein Bruder des solidesten Mannes, der in Leipzig meine ersten Schriften ins Publikum einführte — sprach mir eines Tages von einer himmlischschönen Witwe mit 6000 Thaler baaren Geldes. Es war die Tochter des ehemahligen Superintendenten Volland, in der Reichsstadt Mühlhausen, und Enkelin des orthodoxen Neumeisters, ehemaligen Seniors in Hamburg. Sie hatte einen gewissen Sekretair Kühn, in Eisenach zum Mann gehabt, welcher ihr ein baares Vermögen von 80000 Thalern hinterlassen haben würde, wenn das Kind, das sie von ihm hatte, einige Augenblikke später als der Vater gestorben wäre.

Des Heinsius Erzählung von der schönen, mir völlig unbekanten Witwe, machte mich augenbliklich entschlossen, mich um sie zu bewerben. Ich konte mir keine Ursache erdenken, warum er mich belogen haben solte, und also glaubte ich ihm. Und mein Glaube ward um so fester, und zuversichtlicher, da ich an ihm bemerkte, daß er selbst in die Witwe verliebt, und nach ihrem Besiz lüstern war.

Langes Zaudern, überlegen, fragen, forschen — war meine Sache nicht. Meine Phantasie hatte schnel Schönheit und Geld aufgefaßt, und es der Vernunft aufs Leben verboten, mir ja nichts von Bedenklichkeiten, und Schwierigkeiten einzuflüstern. Ich hatte eben durch den edeln Genau hundert Thaler Pension erhalten, und freute mich also, daß ich durch Zuthun eines Weibes — mit 300 Thalern jährlichen Interessen — ungerechnet des steigenden Schriftstellerverdienstes — recht gut leben würde.

Ich hatte auch diesmal niemanden, der mich bei der schönen Witwe einführen konte. Denn

dem Heinsius durfte ich nicht sagen, daß ich Absichten hatte, weil er selbst auf sie Spekulation machte, und er war auch der Mann nicht, der in Gotha dazu Credit und Ansehen gnug besaß, weil er als ein Flüchtling bekant war. Also mußte ich abermals meinen Proceß allein führen. Ich entwarf einen ganz einfachen Plan, und in wenig Wochen war alles schon vollendet.

In Mühlhausen, dem Geburtsorte der Witwe, war jezt mein ehemaliger Lehrer Reinhold, Superintendent, und hatte schon lange mir angelegen, ihn zu besuchen. Der Weg nach Mühlhausen führte durch Gotha, wo meine Donna bei ihrer Schwester lebte. Ich beschloß also, meinen lieben Reinhold zu besuchen, und auf der Durchreise der Madam Kühn, einen Plaz in meinem Wagen anzubieten, wenn sie Lust haben solte, ihrer noch lebenden Mutter, und Geschwistern in Mühlhausen einen kostenlosen Besuch abzustatten. Und dieser Einfal gelang.

Ich kam nach Gotha, erkundigte mich nach der Wohnung des D. Arnold, und bemerkte in

dem Gesichte des Gastwirths, den ich etwas zu eifrig ausfragen mochte, ein holdes Lächeln, wie das Lächeln eines Propheten, dem eine Weissagung aufs Herz fält, deren sicherer Ausgang ihn zum dreisten Vorhersagen berechtigt. — Nach erhaltener Belehrung schikte ich an Madam Kühn, und ließ ihr sagen, daß ich von ohngefähr erfahren hätte, daß sie Freunde in Mühlhausen habe: ich machte mir ein Vergnügen, wenn sie mich mit Aufträgen beehren wolte, dieselbe auszurichten oder ihr allenfals, wenn sie selbst zu ihnen zu reisen Lust hätte, einen Plaz in meinen Wagen anzubieten. — Die Ehen werden im Himmel geschlossen! — Madam nahm gleich den Plaz im Wagen an, und ließ mir melden, daß sie auf die Stunde, die ich zur Abreise bestimmen würde, bereit seyn wolle.

Des andern Tages früh um fünf Uhr, fuhr ich bei ihr an, und ward von dem D. Arnold, ihrem Schwager, mit auszeichnender Höflichkeit unten im Hause empfangen. Die beiden Schwestern kamen mir an die Treppe entgegen, und waren so freundlich — so freundlich, daß ichs — nicht beschreiben kan.

Mein Auge schoß begierig auf die Dame meines Herzens, und — sie gefiel mir. Sie war jung — blühte wie eine Rose — hatte ein paar große blaue Augen — einen noch ziemlich feinen Tein — eine gute Taille — eine volle Brust. — Amor hatte schon gesiegt! — Meine Liebesaffairen giengen schnel wie meine Schriftstellerei, und ich dachte, sie müssen auch eben so gut gehen, weil ich aus Erfahrung wußte, daß mir alles, was ich im ersten Feuer rasch hinschrieb, weit besser gerieth, als woran ich lange gekünstelt hatte.

Man hatte Koffee aufgetragen, und ich bemerkte ganz klärlich, daß die Witwe beim Einschenken zitterte; ha, dacht ich, vom Alter kan das nicht kommen, denn sie war erst 22 Jahr: und vom Wein auch nicht, denn sie hatte eine schneweisse Nase: also muß es ein sympathetisches Gefühl seyn. — Ich hatte mich nicht geirret.

Wir fuhren ab, und kamen nach Mühlhausen, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Beide hatten wir wie Bildsäulen im Wagen gesessen. Beide hatten wir immer darauf gedacht, wie ein

Gespräch zu beginnen sey. Und beiden hatte die alzustarke Gewißheit, daß wir schon an einander verrathen waren, es unmöglich gemacht, zu reden, um sich nicht noch mehr zu verrathen. Einige hölzerne und total mislungene Artigkeiten waren alles, was wir aufbringen konten. — So schnel hatte der Liebesgott uns beide bethöret.

In Mühlhausen blieben wir acht Tage, ich bei meinem Reinhold, und sie im Hause des preussischen Residenten Avenarius. Ich war alle Tage in ihrer Geselschaft, denn der Sohn des Residenten war in der Pforte mein Schulkamerad gewesen. Und hier wurden wir beide etwas natürlicher. Die erste Schüchternheit verlor sich. Wir wurden bekanter — endlich vertraut. — Und die übrigen Geselschafter hattens schon den ersten Tag weg, daß wir einander etwas mehr interessirten, als blosse Geselschafter einander zu interessiren pflegen. — Ich fuhr mit ihr zu ihrem Bruder, dem Pastor Volland in Windeberg, wo ihre Mutter, die Kirchenräthin Volland, lebte.

Hier eräugnete sich ein fataler Streich, dessen üble Folgen nur meine glükliche Laune, und schnelle Entschlossenheit verhüten konte. Wir saßen des Abends bei muntern Gesprächen beisammen, und ich ergrif, da eben das Gespräch auf einen Augenblik ins Stekken gerathen war, ein Blat Makulatur, auf welchem Kuchen gelegen hatte, um es zu lesen. Blizschnel erblikte ich mitten auf der Seite die Worte; — „die bei einem solchen Irglauben, „wenn sie in demselben beharren, ohnmöglich selig „werden mögen," und hub an, laut aufzulachen. O hören Sie, schöne Frau, schrie ich, ein kapitales Stük von einem Orthod—oxen, der den Leuten um irriger Vorstellungen willen die ganze Seligkeit abspricht. Indem wolte ich die Stelle vorlesen, als meine Schöne mich mit dem Fuße trat, und feuerroth wurde. Ein Blik auf sie, und der Gedanke, du hast ein Stük aus Neumeisters Postille erwischt, und die alte fromme Kirchenräthin verwundet, trafen im Moment zusammen. Die Alte verzog schon das Gesicht, als ich plözlich mich entschloß, die Worte anders zu lesen, als sie da stunden. Ich stelte mich, als wenn ich stokte. „Ach nun sehe ich, daß ich mich geirrt

„habe: ich hatte so gelesen." Und nun fing ich an, über mich selbst zu spotten, und dem Neumeister auf meine eigene Unkosten eine drolligte Lobrede zu halten, welche das Herz der Alten völlig bezauberte, und ihr den Gedanken benahm, daß ich eine kezzrische Spötterei über den heiligen Neumeister, ihren Vater, auf der Zunge gehabt hatte.

Das Heirathen war einmal beschlossen, und eine Witwe war mir bestimt. — So bald ich mit meiner Dulcinea zurükgekehrt war, schrieb ich von Erfurt aus an den D. Arnold, und bat ihn, sich für mich zu verwenden. Er thats. Ich erhielt das Jawort, und — machte vierzehn Tage darauf Hochzeit — und zwar eine Hochzeit, wie alle Hochzeiten seyn solten, wenn die Leute das Geld zu Brode brauchen. Ich ließ die Braut, mit welcher ich gar nichts von Geschenken gewechselt hatte, mit ihrem Schwager, und ihrer Schwester nach Erfurt kommen, bat meinen Vater dazu, welcher mit der guten Mutter, und zwei Geschwistern sich einfand, und gab eine Schüssel mehr als gewöhnlich zu essen, nachdem wir uns vom Hn. Salzmann hatten die heilige Benediktion geben lassen,

Eilftes Kapitel.

Theologische Doktorpromotion.

Die Nekkereien der Theologen, und das ewige Protestiren gegen alle Arten von Vorlesungen, durch die ich nur einigermassen dem Gebiet der heiligen Gottesgelahrheit mich zu nähern erdreistete, wurden die nächste Veranlassung zu meiner theologischen Doktorpromotion. Mein Vater rieth es, Herr Genau bestund darauf. Auch schimmerte die Hofnung, daß die Privilegirung meiner Theologie mir ins Erfurtische Ministerium verhelfen würde.

Denn nachdem die nachtheiligen Gerüchte, die meine geistliche Natur entehret hatten, so ziemlich eingeschlafen waren, und die Leute in Erfurt mich eine Zeitlang in der Nähe betrachtet, und so schlimm nicht gefunden hatten, wie meine Feinde wolten, daß ich sey, fand sich eine Menge Bürger, die meine lauten Vertheidiger, und zum Theil auch Lobredner wurden. Sie hatten nicht nur durch Lesung meiner Schriften bessere Begriffe von

meinem Glauben bekommen, als die Herren Ministerialen ausgestreut hatten, sondern es waren auch viele unter ihnen, welche die Leipziger Messe zu besuchen pflegten, und folglich mich schon längst als einen Kanzelredner kanten, der in Leipzig Beifal, und Verehrung sich erworben hatte. So wie also dergleichen Bürger in ihren Zirkeln nach und nach bekant machten, was ich in Leipzig gewesen sey, wie gedrükt vol sie meine Kirche gefunden hätten, wie rührend ich predigen, und den Leuten ans Herz reden könte — so nahmen meine Freunde immer mehr zu, und jederman urtheilte, daß mich bei erster Vakanz eine Gemeine wählen würde. Ja es war algemeine Sage nach dem Tode des Pastors Schmitt, welcher ein Vierteljahr nach meinem Abschiede aus Erfurth erfolgte, daß seine Gemeine mich zu seinem Nachfolger bestimt gehabt habe.

Ich hielt damals, von den schändlichen Ausstreuungen meiner Feinde gar wol unterrichtet, eine solche Versorgung für unmöglich, und nahm den Rath meines Freundes, und das Anerbieten meines Vaters zu Herschiessung der Kosten blos in

der Rüksicht an, daß ich durch diesen Schrit mir theils das Lesen theologischer Kollegien erleichtern, theils zu auswärtigen Vokationen mir Aussicht verschaffen würde.

Aber die Frage war jezt, wo ich promoviren solte? In Leipzig war wegen jener Mordgeschichte nicht daran zu denken. Mit den Wittenbergern hatte ich in öffentlicher Fehde gelebt. Den Göttingern konte ich auch nicht trauen, weil ihnen der Wischer noch im Andenken seyn mochte. Halle fürchtete ich, weil mein Freund Kloz von den Theologen gehaßt wurde, und auch die Leipziger zu sehr in der Nähe waren, und also leicht Hezzereien machen konten. In Giesen lebte der D. Benner, der allen Menschen den Tod geschworen hatte, welche den symbolischen Büchern nicht wenigstens mittelbare Inspiration zuschrieben, oder auch nur eine Sylbe davon bezweifelten. Für Jena war ich schon von Jena aus gewarnt. —

Da besann sich mein Vater auf den D. Kiesling in Erlangen, welcher Geld brauchte, und gern es nahm, wenn ers mit Ehren haben konte.

Er war ehedem, da er noch in Leipzig gestanden hatte, mit ihm in freundschaftlicher Verbindung gewesen, und höfte daher, daß Freundschaft und Wolgefallen an einem fetten Braten, der den Erlanger Theologen ohnehin etwas rares war, seine Wünsche krönen würde. Diese Rechnung traf zu.

Mein Vater fragte bei Kieslingen an, ob er mir zur theologischen Doktorwürde verhelfen wolle, und erbot sich, ihm reines Gold ohne Abzug des Agio zu schikken, so daß an jedem Luisd'or ein Thaler zu profitiren war. Diesen Antrag ergrif der liebe Mann mit willigen Händen, und mein Vater sandte etliche und vierzig gute Luisd'ors.

Mir schikten die Herren Fakultisten einen Bogen vol wichtiger Fragen aus Dogmatik, Polemik, Kirchengeschichte, Kritik, die ich schriftlich beantworten müßte, um mir die kostspielige Reise zum Examen zu sparen. Zugleich foderten sie, daß ich vor Gericht einen Eid ablegen solte, mit welchem ich betheuerte, daß ich die vorgelegten Fragen ohne Zuthun eines Mannes beantwortet hätte.

Ich leistete alles, was zu leisten war. Ich schrieb einige Bogen vol über die vorgelegten Fragen. Ich sandte ein gerichtliches Protokol über die Ablegung meines Doktoreides ein. Ich fertigte meine Disputation. Ich vertheidigte sie endlich in Erfurt selbst auf dem öffentlichen Katheder.

Die Disputation war exegetisch, und handelte von der Weissagung Christi Math. 24. welche ich nicht wie gewöhnlich vom jüngsten Tage erklärte, (an dessen von den Theologen gedichtetes Schauspiel ich schon damals nicht mehr recht glaubte) sondern von der bevorstehenden Zerstörung Jerusalems, und des jüdischen Staats. Eine Schrift des Superintendent Sponsel, über diese Stelle hatte ich treflich benuzt. Das beste, was ich geleistet hatte, war eine Samlung prophetischer Stellen des Alten Testaments, welche den Ausdrükken Christi von Verfinsterung der Sonne, und des Mondes, vom Sturz der Sterne auf die Erde u. d. m. parallel waren, und das Resultat erweislich machten, daß diese Redensarten blosse Allegorien sind, welche nichts als den Untergang großer Reiche andeuten. — Das Zeichen des Men-

schensohns in den Wolken, erklärte ich sehr vernünftig nicht von einem Phänomen am Himmel: sondern ich zogs auf die verkündigte Zerstöhrung des jüdischen Staats, welche ein Zeichen oder Merkmal ward, daß des Menschensohn d. h. der damals armselige Messias im Himmel sey d. h. auf dem Throne sich befinde, den ihm Gott verheissen hatte, oder welches eben so viel ist, daß er nun seine Feinde besiegt, das Reich der Wahrheit vollendet, und mit seiner Lehre die Herrschaft über den Erdkreiß erlangt habe.

Die Fakultät sandte mir nun ein großes Doktordiplom, welches ich bei Kurfürstlicher Regierung producirte, und dadurch mich berechtiget zeigte, alle und jede theologische Vorlesungen zu halten, und mich den ordentlichen Professoren hierinnen gleich zu stellen.

Um diese Zeit ward Riedel Schulden halber arretirt. Sein Anblik, da ich ihn im Arreste besuchte, und die rührendsten Spuren der Armuth,

und des Jammers entdekte, erschütterte mich sehr, und ward mir ein heilsamer Antrieb zur Besonnenheit beim Aufwand. Sein Fehler war blos der gewesen, daß er sich alles hatte auf Borg liefern lassen, wo er schändlich übertheuert, und betrogen worden war. — Er beging hernach die Thorheit, daß er sich in Wien als Professor anstellen ließ, und — was noch mit thörigter war — die tausend Dukaten, die ihm Theresia für den Abtrit gab, da er nicht katholisch werden, und sie, ohne dieses, ihre Versprechungen nicht halten wolte, nicht von Wien in seine Heimath mit nahm, und eine protestantische Vokation abwartete, sondern sie in Wien verzehrte, und sich so lange bei leeren Hofnungen herumtrieb, bis ihn das unwürdige Schiksal traf, bei Fürst Kauniz Lektor zu werden, wo er hinter dem Tische stehen, und theils gut gewählte Stellen vorlesen, theils über dieselben ex officio wizzig seyn, und die Gesellschaft mit Bons Mots unterhalten mußte.

Meine Armuth bewegte damals einen Menschenfreund, mir in einem namenlosen Briefe, dreißig Stük Dukaten zu zuschikken. Ich habe nie

erfah-

erfahren können, von wem dies Geschenk gekommen war, so sehr ich mich darum bemüht habe, um die biedere Bruderhand zu drükken, die so viel Erquikkung mir schuf.

So wenig ich selbst hatte, so war mir es doch Regel, die Hälfte meines Gewinsts im Spiele, der oft ganz ansehnlich war, und wol zuweilen mehrere Thaler betrug, für Arme zu bestimmen.

Eine meiner damaligen Vergnügungen war die Komödie, die ich fast ohne Ausnahme besuchte. Die Abtische Truppe gab sie. Herr Riedel hatte sie nach Erfurt gezogen, und dies brachte mich in eine Art von Umgang mit diesen Leuten, welcher mich lehrte, daß nicht alle Komödianten verächtliche Menschen sind. Diese Leute waren fast sämtlich von unbescholtner Reputation. Und Madam Abt, war ein Muster der Sittsamkeit und Tugend, und wurde auch als ein solches überal geschäzt, und geehrt. Sie trieb die Delikatesse so weit, daß sie selbst Männern von Stande, wenn sie auch ihre vertrautesten Freunde waren, nicht einmal einen Kuß erlaubte. Sie speißte oft in mei=

nem Hause, und ich war Zeuge ihrer Strenge. Es geschahen ihr damals große Anerbietungen, denn sie war schön, aber sie hat sie alle standhaft ausgeschlagen. — Sie war eine Predigerstochter, und die Liebe — hatte sie unglüklich gemacht, und zum Theater genöthigt. Ihre theatralischen Talente erreichten völlig die Größe ihrer Tugend.

Zwölftes Kapitel.

Mein Ehestand.

Die Hochzeit war in allem Betracht stil, und geräuschlos abgegangen. Ich sage, in allem Betracht. Denn in den ganzen ersten vier und zwanzig Stunden war mir selbst die anständigste Unruhe, die Eheleute einander zu machen pflegen, durch einen mir noch unerklärbaren Zufal unmöglich geworden.

Das erste, was ich jezt in traulichen Gesprächen mit meiner Gattin zu entdekken suchte, waren

die verheissenen 6000 Thaler. Und ich entdekte sie leider — negativ. Die ganze Verlassenschaft ihres seligen Mannes betrug, nach einer vorhandenen Berechnung des Herrn Schwiegervaters, des Kommerzienrath Kühn in Eisenach, welcher einer der besten Wirthe seiner Zeit war, und aus Pfenigen Thaler zu machen verstand, 3333 Thaler netto. Von diesen 3333 Thalern hatte meine Dame vor einigen Jahren ihrem Bruder 2000 anvertraut, um ihn in den Stand zu sezzen, ein großes Wertherisches Gut zu pachten, und den Vorstand zu entrichten. Und diese waren bereits halb und halb verloren gegangen.

Der Herr Bruder hatte eines Theils von der Oekonomie nicht viel erlernt, und die Frau Kirchenräthin hatte andern theils, vol hohen Geistes, sich auf dem Guthe mit den Beamten, und Unterbedienten nicht genug einzuverstehen gewust, und so war es gekommen, daß der Graf v. Werther, da der Pachter Volland ein oder ein paar Pachttermine versäumt hatte, auf Verhezzung des tükkischen Gerichtshalters, den Herrn Bruder aus dem Guthe warf, seine und der Frau Kirchenrä-

thin sämtliche Effekten, über 1500 Thaler an Werth, nebst der Kaution zurükbehielt, und — ihn zusehen ließ, wie er zu den Seinigen kommen wolte.

Diese barbarische Handlung, die in preußischen Staaten nicht ungerächt geblieben wäre, ging bei dem Herrn Grafen nicht nur ungestraft hin, sondern der arme Volland mußte in Dresden mit dem reichen Grafen sich vollends zum Bettler processiren, und hat von 1764 bis 1790 — noch nicht ausprocessirt. Die Grafen wurden zwar durch mehrere Urtel kondemnirt, fanden aber doch in dem Sächsischen Rechtsgange Gelegenheit, durch Appellationen, Leuterungen, und wie die schönen Sachen alle heißen mögen, den Proceß so zu verlängern, daß er noch jezt sein Ende nicht erreicht hat.

Meine liebe Ehefrau hatte also von den 3333 Thalern, da sie einige Jahre auch davon gelebt hatte, nicht mehr als 800 Thaler noch übrig, welche statt der gehoften 6000 Thaler, in meiner armen Hütte, ihren armseligen Einzug hielten. Mit Wäsche, Meublen und Kleidern war sie gut

versehen. Und dabei hatte sie aus der Verlassenschaft ihres Vaters ohngefähr für 200 Thaler Silberzeug.

Ich hatte also abermals die Rechnung ohne den Wirth gemacht. — Die 800 Thaler dauerten nicht lange. Denn ich hatte so viel Schulden zu bezahlen, und so viel neuen Aufwand in der neuen Haushaltung, daß ich, schon am Ende des ersten halben Jahres meines Ehstandes, das Silber verkaufen mußte. — Indessen kam ich mit Sorgen, und Mühe doch so ziemlich durch, daß ich in Erfurt keine neuen Schulden machte, und doch meine Wirthschaft auf gutem Fuß unterhielt.

Mein glükliches Temperament, ich meine die herschende Stimmung zur Fröhligkeit hätte mir alles erseit, was mir durch getäuschte Erwartungen abgegangen war, wenn meine liebe Dame nur besser mit mir gestimt hätte. Aber es zeigten sich leider sehr bald verschiedene Mistöne, welche die Harmonie des Lebens ein wenig zu stören begannen.

Mein Weib hatte ein vortrefliches Herz, und liebte mich bis zur Anbetung. Aber sie hatte gewisse Bedürfnisse, die so stark waren, daß sie mit

der größten Aufmerksamkeit alles beobachtete, was ihr nur einen entfernten Schein gab, daß ihr das mit der Zeit verringert werden könte, was zur Befriedigung jener Bedürfnisse so nöthig war, und was sie auf keine Weise verringert sehen wolte. Mit dieser Aengstlichkeit ihres Herzens, war eine gewisse ungewöhnliche Reizbarkeit ihres Nervensystems natürlich verbunden, so daß sie alles auf das schnelste und lebhafteste empfand, und folglich durch heftige und leidenschaftliche Empfindungen oft nuzenlos gequählt, und beunruhiget wurde. Und dabei hatte ihr noch zum Unglük die Mutter Natur, eine feurige und lebhafte Phantasie gegeben, welche die Romanen-Lektüre vollends erhizt hatte, so daß sie alles, was sich in der wirklichen Welt ihr unangenehmes ereignete, mit der idealischen Welt vermengte, und die Dinge, die sie warnahm, besonders aber die widrigen, so kolossalisch, so ungeheuer sich vorstelte, daß sie weit heftigere Eindrükke auf ihr Herz machen mußten, als sie der Natur und der Warheit gemäß hätten machen sollen. — Ein wichtiger und noch wenig erwogner Grund, warum man, jungen Mädchen besonders die Romanen wie ein Gift aus den Händen reissen solte!!

Der erste Ausbruch dieses moralisch-physischen Krankheitszustandes, welcher mich in eine traurige Bekantschaft damit sezte, ereignete sich im Bolmannischen Hause.

Ich mußte natürlich meine junge Frau in allen den Häusern präsentiren, in welchen ich bisher Freundschaft und Güte genossen hatte. Wir machten also auch der Bolmannischen Familie einen Besuch, und wurden so gleich zu einem Schmause eingeladen. Ich hatte leider unterlassen, mein liebes Weib ein wenig vorzubereiten, weil es mir nicht eingefallen war, daß sie, die in der großen Welt gelebt hatte, durch diese Erscheinungen würde alterirt werden. Aber, Gott seys geklagt, es entstand mehr als Alteration.

Madam Bolmann kam uns — mit hoch aufgelegten ganz nakkenden (das heist, nicht einmal durch einen Busenstreif bedekten) Brüsten, — mit ein paar feurigen, und funkelnden Augen — ganz in Rosaseide gekleidet — mit ellen hohen Schwungfedern theatralisch ausstaffirt — schon an der Hausthüre entgegen, und sie flog, indem Herr

Bolmann meine junge Frau umfaßte, und küssen wolte, in meine Arme und drukte mich einige Minutenlang so fest an sich, daß es schien, als wenn sie mich mit ihren Küssen erstikken, und mein Gesicht in ihrem Busen begraben wolte.

Hier war mein junges Weib der Ohnmacht nahe. Der plumpe Angrif des Herrn Kammeraths, und weit mehr noch, die schreklichen Karessen, die seine Dame mir machte, hatte sie so heftig und so plözlich erschüttert, daß ihre Knie wirklich anfingen zu wanken, und sie am ganzen Leibe sichtbar zitterte.

Sie hatte indessen noch so viel Besonnenheit und Fassungskraft, die Ursache ihres so auffallenden Anbliks zu verhelen. Und da sie die ganze Zeit, welche wir in dieser Geselschaft zubrachten, traurig blieb, und man an ihr abwechselnde Blässe, und Röthe des Gesichts, ein konvulsivisches Fippern der Lippen, und Zittern der Finger bemerkte, so kam man endlich auf den Gedanken, daß dies ihr gewöhnlicher Zustand sey, ohne zu errathen, daß blos die Geselschaft ihn erzeugt

hatte. — Madame Bolmann zog mich auch bald auf die Seite, und raunte mir die Worte ins Ohr: Bahrdtchen, du hast gefreit wie ein Schafskopf. Was wilst du, ums Himmelswillen, mit diesem histerischen Weibe machen?

Ich wußte nicht, was ich sagen solte. Mir war die Erscheinung neu, und unerklärbar. Und ich konte ohnmöglich die fortwährende Traurigkeit meiner Frau für Folge der Eifersucht halten, da ich selbst mit der größten Behutsamkeit gehandelt, und alle sonstige Freiheiten so sorgfältig vermieden hatte, daß Herr Bolmann alle Augenblik mir vorwarf, daß ich heute den Ehrbaren affektirte.

Wir gingen des Abends betrübt nach Hause, und ich brannte vor Begierde, von meiner Dame zu erfahren, was sie heute so auffallend verändert hätte. Aber ich konte kein Wort aus ihr herausbringen. Sie machte, da wir allein waren, ihrem Schmerze Luft, und brach in einen Strohm von Thränen aus, ohne mir die Ursache ihres Kummers zu sagen. „Laß mich, lieber Mann, „es ist nichts: beunruhige dich nicht: alte Grillen

„sind mir beigefallen, deren ich mir heute nicht „erwähren kann: sie werden schon wieder ver„gehn." Das war alles, was sie mir gestehen wolte.

Ich muß hier nicht vergessen zu erinnern, daß das am Ende der acht Tage sich zutrug, die mein guter Vater bei mir zubrachte. Dieser war also mit in der Geselschaft gewesen. Und durch ihn gingen mir einigermassen die Augen auf.

Er selbst errieth die Ursache der schnellen Veränderung meines Weibes nicht. Aber er gab mir Gelegenheit, sie zu ahnden. Er fing des andern Morgens an, seine Bemerkungen über die gestrige Geselschaft zu machen, und sein Misfallen an den frechen Ton zu bezeugen, der in dem Bolmannschen Hause eingeführt war, und den man selbst in seiner Gegenwart nicht im mindesten herabgestimt hatte. Bei diesem Gespräch entfiel meiner lieben Frau unversehens eine Thräne, die ich bemerkte. Und nun schoß mir der Gedanke ein, daß es bei ihr nichts anders als schwermüthige Besorgniß gewesen war, daß ich in diesem Hause zu mehr

als wörtlichen Unanständigkeiten verführt worden sey, oder doch noch verführt werden könte.

Diese traurige Vermuthung bestätigte sich leider. Denn ohngeachtet mein liebreiches, und zärtliches Betragen mein junges Weib wieder aufheiterte; so fiel sie doch immer wieder stundenlang in ihre Traurigkeit zurük. Und dieser Zustand wurde jedesmal da am auffallendsten, wenn wir in einer Geselschaft gewesen waren, wo ein kokettes Weib mit mir gescherzt, oder alzunatürliche Gespräche ihr bange Ahndungen verursacht hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsezzung.

Ich that alles, was ich konte, dieser Krankheit Einhalt zu thun, und ich muß sagen, daß mein Bestreben mir wenigstens dadurch belohnt wurde, daß sie unsre eheliche Eintracht nicht zerstörte. Ich

blieb so viel möglich zu Hause. Ich gab verschiedene Gesellschaften auf, wo ich Personen bemerkt hatte, die sie beunruhigten. Ich besuchte selbst das Bolmannsche Haus seltner als sonst. Im Hause verdoppelte ich meine Zärtlichkeit, und suchte ihr zu zeigen, daß sie mir werth sey. Ich brachte den ganzen Tag bei ihr zu, und gewöhnte mich, in demselben Zimmer zu arbeiten, welches sie bewohnte. Und vor Vergnügungen sorgte ich, so viel es meine armselige Kasse nur zulassen wolte. — Wir besuchten fleißig unsere Gothaischen Freunde. Ich fuhr mit ihr nach Mohlsdorf, wo ehemals der Graf Gotter Denkmale der Pracht, und des Geschmaks gestiftet hatte. Kurz, ich erschöpfte meinen Eifer, sie vergnügt zu machen, und alle Besorgnisse aus ihrer Seele zu entfernen.

Doch konte ich meinen Wunsch nicht volkommen erreichen. Ich durfte nur durch anhaltendes Studiren einmal meine Stirn zu sehr gefaltet haben, oder bei den oft unbesonnensten Störungen, durch welche sie mitten aus dem tiefsten Nachdenken mich herausriß, einmal ein wenig auffahren, oder meine Zärtlichkeiten durften nur zufälliger-

weise einen Anstrich von Trägheit erhalten; so war sie schon wieder rükfällig, und ließ ein beneztes Auge mirs sagen, was sie empfand.

Am meisten fühlte sie sich bekümmert durch meine ausserordentliche Freundlichkeit, die mir von Jugend auf, durch das Beispiel meines Vaters, eigen geworden war, und mit der ich jeden Menschen anzusehn, und zu begegnen gewohnt bin. Sie verwandte, wie wenn sie absichtlich sich hätte quälen wollen, gerade da kein Auge von mir, wenn fremde Personen zugegen waren, und fühlte nun bei jedem Lächeln, bei jedem auf ein anderes Auge gehefteten Blikke, bei jeder Artigkeit, die ich jemanden sagte, und vollends — bei einem Kusse den ich gab oder nahm — allemal einen Stich ins Herz, der ihre ganze Seele durchdrang. Da wars ihr, als wenn eine grausame Hand das ihre ihr raubte. Da deuchte es ihr, als wenn ein Theil ihres kostbaren Eigenthums, dafür sie mich ansahe, verloren ging.

Und so konte ich mit aller Mühe es nicht vermeiden, daß ihre Krankheit nach und nach zu

nahm, und gar bald anfieng, mir das Leben sauer zu machen. Denn es ist natürlich, daß die stärkste Kraft ihre Gränze hat, und endlich doch unter dem beständigen Widerstande erliegen muß. Meine Geduld, meine Nachsicht, mein Mitleid, welche ich durch philosophisches Räsonnement „es ist dein „Weib — es ist Krankheit — sie kan nichts da„für — Der Grund ist die reinste Liebe zu dir — „Du musts ertragen — es ist Nervenschwäche, „und Mangel hellen Geistes ꝛc." zu erhalten suchte, wurde, wenigstens zuweilen, in einzelnen Augenblikken, zumal wenn Nahrungssorgen oder Verfolgungen mich mismüthig machten, geschwächt, und in ihrer Wirksamkeit unterbrochen.

So wie also ihre Krankheit zunahm, so nahm meine Duldkraft ab. — Nie veränderte sich mein äuserliches Betragen, nie meine Bemühung, ihr Vergnügen zu machen, nie mein Eifer in dem, was ich ihr schuldig war. — Aber die Kraft sank, welche dem allen Volkommenheit, und Eindruk geben mußte.

Ich ward des ewigen Bittens, und Zuredens müde. Ich ward der beständigen Aufmerksamkeit

müde, die ich auf meine Augen, auf meine Worte, auf meine Geberden, zu Hause und in Gesellschaften, verwenden mußte. Ich ward der Zärtlichkeiten müde, weil sie nie hinreichen wolten, die unruhige Seele zu beruhigen. Und doch sezte ich, müde und mismüthig, alles fort, um mir keinen Vorwurf zu machen zu haben.

Ein Irthum hatte ihr Herz besonders irre geführt. Sie war stolz auf ihre Tugend, und sie war es mit Recht, aber sie verstund unter Tugend nichts anders, als was man freilich oft mit dem Worte, weibliche Tugend andeutet, nämlich die Strenge in Vermeidung aller ausserehelichen Zärtlichkeiten. Daß sie keinem Einzigen vom männlichen Geschlecht je einen Kuß, geschweige andere Freiheiten gestattete, das war ihr ganzes großes Ideal von Tugend. Und hierin war sie von jeher so äuserst streng, daß sie von wenigen ihres Geschlechts wird übertroffen werden. Und eben dieser Irthum, der sie verführte, in der Strenge der Sittsamkeit die höchste Tugend zu suchen, hatte folgende nachtheilige Wirkungen.

Erstlich diese, daß ihr Bestreben nach Werth und Achtung und Liebe, unvolständig wurde, indem sie alle andere Mittel vernachlässigte, und sich einbildete, durch ihre so genannte Tugend allein, die liebenswürdigste und verdienstvolste Person zu seyn. Daher war sie unbesorgt, ihren Geist zu vervolkomnen, und durch Verstand zu gefallen. Daher verzieh sie sich den äusersten Grad von Bequemlichkeit, und Arbeitscheu u. s. w.

Zweitens beurtheilte sie mich dadurch falsch. Denn sie maß mich allein nach ihrem Ideale, und vergaß meine Arbeitsamkeit, mein gefälliges Wesen, und alles andere Gute an mir und seufzte beständig nur darüber, daß ich ihr Ideal nicht erreichte, und im Werth, so weit unter ihrer Erwartung blieb.

Sie ward dadurch drittens im höchsten Grade intolerant gegen alle Menschen. Sie verurtheilte, und verabscheute, oft die würdigsten Personen, wenn sie gegen ihre Tugend fehlten. Und wenn ein Weib die beste Erzieherin ihrer Kinder, die arbeitsamste Hausfrau, die vollkommenste Wirthin,

thin, kurz alles war, was sie als Weib seyn konte, und sie merkte die geringste Kokettrie an ihr; so war sie in ihren Augen ein unwürdiges Weib, und sie konte sich nicht enthalten, ihr Misfallen laut zu erklären.

Dies brachte eine vierte Folge hervor. Weil diese ihre Strenge aus allen ihren Minen, und Reden alzukral hervorleuchtete; so wurde man in den meisten Geselschaften scheu gegen sie, und sahe sich durch ihre Gegenwart genirt, weil man jedes Wort und Mine auf die Wage legen mußte, um nicht gegen ihre Tugend zu verstoßen, und von ihr verurtheilt zu werden. Denn sie war im Stande, eine Zweideutigkeit öffentlich zu rügen, und mir wol selbst eine kleine Freiheit laut zu verweisen.

Und diese Scheu, die sie erzeugt hatte, verursachte hernach, daß man in manche Häuser mich allein einladete, und sich ihr ganz entzog, welches denn gegenseitig ihren Verdacht gegen mich vergrößerte, und ihren Mismuth immer lastender für sie, und immer fühlbarer für mich machte.

Das alles stöhrte unsre eheliche Eintracht nicht. Es unterbrach den freundlichsten und zärtlichsten Umgang nicht. Es raubte — mir wenigstens — meine Ruhe, und Zufriedenheit nicht. Aber es erzeugte doch sehr viel traurige Stunden für sie, und mismüthige Augenblikke für mich. Und — es erwekte bei mir den, wider meinen Willen, zuweilen aufsteigenden Gedanken, daß ich nicht glüklich geheirathet hätte.

Alles ist natürliche und nothwendige Folge! — Wenn eine anfangs reizende Sache erst von einer einzigen lastenden Seite anfängt zu misfallen; so kommen sehr bald mehrere zum Vorschein, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. So hatte die Eifersucht meiner jungen Frau mir die Augen erst geöfnet, daß ich nun auch andere Unvolkommenheiten bemerkte, die ich vorher gar nicht beobachtet hatte.

Ich fand eine große Neigung zum Puz, und eine oft kindische Eitelkeit. Ihr Kopf war beständig damit beschäftiget, wie ihr dies oder jenes kleiden würde, oder wie sie das oder jenes Klei-

dungsstük sich anschaffen wolte. Diese Eitelkeit war ihr um desto weniger zu verzeihen, da ihr hohes Tugendideal den Zwek, durch Puz zu gefallen, ihr hätte gleichgültig machen sollen.

Und leider brachte dieses wieder andere üble Folgen hervor. Denn es konte nicht anders kommen, als daß ihre Wünsche sehr oft unbefriedigt bleiben, weil meine Armuth mich nöthigte zu sparen, und daß sie dadurch misvergnügt wurde. Und weil denn gerade die Ausgabe für Kleiderpuz diejenige war, die für sie unmittelbar verwendet wurde; so war sie schwach genug die zu übersehen, die ich mittelbar für sie zu bestreiten hatte. Sie bemerkte es also beständig, wenn ich von der Seite des Kleideraufwandes kargte, und bildete sich ein, daß ihr die andern Ausgaben für Wohnung, Gesinde, Lebensunterhalt, Kindererziehung nichts angingen. Daher entstund der Vorwurf: an mir sparst du: wie wenn die andern Ausgaben nicht für sie gewesen wären. Und nun folgerte sie abermals, wie aus tausend solchen unverschuldeten Umständen, daß ich sie nicht mehr liebte, daß ich sie nicht so achtete, wie ihre Tugend es verdiente.

Folgen über Folgen! — So oft wiederkehrende Gedanken, „mein Mann liebt mich nicht — „nicht mehr so wie anfangs — er sezt mich zurük," machen hypochondrisch. Diese Hypochondrie oder Verstimmung der Seele ward bald auch körperlich. Kindbetten nahmen die Kräfte mit, und machten das schwache und reizbare Nervensystem noch schwächer, und reizbarer. Täglicher Kummer trug auch bei, die Gesundheit zu untergraben. So ward mein Weib mit der Zeit verstimt, und — nörglicht. Alle Kleinigkeiten, die bei Kindern oder dem Gesinde vorfielen, und höchstens einen kaltblütigen Tadel verdienten, machten sie empfindlich und aufgebracht. Sie hatte so nach alle Augenblik mir etwas zu klagen.

Gewohnheit über alles zu nörgeln, macht immer aufmerksamer auf Ursachen, und Berechtigungen zum Nörgeln. So lenkte sich bei meinem Weibe die Aufmerksamkeit auch auf sie selbst. Wenn ihr ein Finger wehe that, wenn eine Uebligkeit ihr zustieß, wenn Schärfe ein Stechen oder Brennen ihr verursachte, wenn ihr der Kopf ein wenig wehe that: alles kündigte sie seufzend an.

Und sie sprach so lange davon, als es dauerte. Oft klagte sie noch, wenn das kleine Uebel schon lange vorbei war. Nach ihren Reden hätte man sie für beständig krank halten müssen. Oft klagte sie auch nur, um Schonung zu verdienen, und Mitleid zu erregen. Denn man sahe sie zuweilen, wenig Augenblikke nach den rührendsten Schilderungen ihres Krankheitzustandes, sich zur Mahlzeit sezzen, und mit dem besten Appetit die volste Ladung einnehmen.

Nichts ermüdet mehr als üble Laune, und nichts empört mehr als grundloses Klagen, und Nörgeln. Man kan also leicht denken, daß es mir mit jedem Tage schwerer und saurer werden mußte, meine Duldsamkeit zu behaupten, und in meinem Betragen unverändert zu bleiben. Denn natürlich ward zulezt meine Freundlichkeit und Zärtlichkeit nichts als Rolle. Die herzliche Liebe, die alle Dinge leicht macht dem, der da liebet, war bei so vielen überhandnehmenden Schwachheiten eben so wenig weiter möglich, als die Festigkeit meines Glaubens bei überhandnehmenden Zweifeln. Am Ende trat die blosse kalte Philosophie

an die Stelle der Liebe, und ich that, was die Liebe fodert, nicht aus Liebe, sondern aus Räsonnement — durch die Kraft moralischer Bewegründe. Und was für eine Marter es ist, wenn man die Funktionen der Liebe aus Pflicht thut, wird der nur wissen, den die Erfahrung davon belehrt hat.

Gern zwar opfert man sich manchmal einem Gegenstande auf, wenn man an demselben erhabne Verdienste, und einen hohen moralischen oder physischen Werth entdekt. Wo solte ich aber Kraft hernehmen, da mir die Augen immer mehr aufgingen, welche die erste Liebe geblendet hatte, und ich immer mehr unvolkomnes, und insonderheit einen äuserst schwachen Geist entdekte, welcher machte, daß selbst dann, wenn mein liebes Weib nicht nörgelte, sondern auf guter Laune war, (und dies ereignete sich oft durch die schnelsten Abwechselungen) sie mir ungenießbar, und ich möchte sagen, beschwerlich war: weil in ihren Gesprächen so ganz keine Unterhaltung, und in ihren Scherzen auch nicht ein Fünkchen von Wiz zu finden war. Die Ausbrüche ihrer Fröhligkeit schränkten

sich auf fünf bis sechs Floskeln ein, die sie aus Mühlhausen mitgebracht hatte, und in denen man weder Sinn finden, noch begreifen konte, wie sie dahin paßten, wo sie sie anbrachte. So hörte man z. B. täglich, bei aller Gelegenheit, wenn sie eine Sache drolligt beschreiben wolte, den Ausdruk, das ist Frikassee a la Brasch: wobei sie sich jedesmal herzlich belachte, — und auch dies in einem Tone, der die Ohren gellen machte.

Ich mußte wirklich alle meine Besonnenheit, und Gutherzigkeit in Spannung sezzen, um dieses im höchsten Grade schwache, und alles um sich her verscheuchende Geschöpf, wegen seiner wirklich tadellosen Tugend, und unbeschreiblich feurigen Liebe zu mir, zu ertragen, und meinen Mismuth zu unterdrükken, oder doch nicht merklich werden zu lassen. Und ich denke, man wird diese Duldsamkeit, welche immer mit dem äusserlichen liebreichsten Wesen begleitet war, und nun schon achtzehn Jahre von mir behauptet worden ist, um so seltner und verdienstlicher finden, wenn man erwägt, daß ich bei diesen ehelichen Lasten, die meine glükliche Laune zu zerstören drohten, lebenslang

die sauersten Arbeiten, und beständiges Anstrengen des Geistes erdulden, und zugleich mit Nahrungssorgen, und tausendfältigen Kränkungen habe kämpfen müssen, welche Feinde und Verfolger mir verursachten.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Abzug aus Erfurt.

Ich saß eines Tages in schwermüthigen Gedanken auf meinem Sofa, und dachte meinem Schiksale nach. Meine ganze Seele war zur Fröhligkeit gestimt, und mein Geist und Körper war im höchsten Grade fähig, die Freuden des menschlichen Lebens zu genießen, und doch erblikte ich mich beinahe von alle dem entblößt, was ausser mir hätte wirksam seyn müssen, wenn meine innere Anlage zur Glükseligkeit mich hätte ganz glüklich machen sollen. Ich befand mich in einer drükkenden Armuth, und konte nicht absehen, wovon ich in der

Folge mich und die Meinen erhalten solte. Ich war von Neidern und Feinden umgeben, welche, wenn sie nicht wirkliche Kabalen erregen, und mich thätlich beunruhigen konten, mich wenigstens alle Augenblik durch neue Ausstreuungen erdichteter Dinge zu ärgern suchten. Ich hatte endlich im Hause meine Noth mit einer Gattin, welche mir, auf einer Wage, das vortreflichste Herz mit den lastendsten Fehlern zuwog, und mich oft so weit brachte, daß ich im Stillen meines Lebens Ende mir wünschte.

Gerade in solchen trüben Augenblikken erhielt ich einen Brief von dem damaligen Superintendenten, und Professor Bechtold in Giessen, in welchem er mir die vierte Stelle in der theologischen Fakultät antrug. Ich werde es nie vergessen, wie mir bei Lesug dieses Briefes zu Muthe war. Eine heisse Thräne drängte sich ins Auge hervor. Ich blikte gerührt zur Vorsicht auf. Das Herz schlug mir so heftig, daß es mir hörbar schien. O wie erquikkend war das Gefühl der Ruhe, und Heiterkeit, das jezt in meine Seele zurükkehrte, und

mich über und über in die wonnigste Bewegung sezte. Sorgen, Furcht, Mismuth — alles schwand, alles war im Augenblikke vergessen. Meine Phantasie gerieth in Gluth. Sie bildete mir die herrlichsten Aussichten. Es war der seligkeitvolste Uebergang vom drükkenden Kummer zur berauschenden Freude.

Es ist mein Fehler, daß ich erstaunend unruhig und betriebsam werde, wenn ich ein groß scheinendes Gut vor mir sehe, das sich mir darbietet. Ich kan von dem ersten Augenblikke an, es nicht mehr aus dem Kopfe bringen. Ich denke unaufhörlich darauf, wie ich mich desselben versichern wil. Ich bemerke mit Aengstlichkeit jede Gefahr, die mir es entreissen könte, und plage mich oft mit tausend erdichteten Möglichkeiten, es zu verlieren. Ich suche alles erdenkliche auf, was ich etwa zur Erlangung desselben beitragen kan. Ich erschrekke, wenn mir etwas einfält, was ich verabsäumt habe, und was die schon angewandten Mittel vielleicht — hätte wirksamer machen können. Kurz, ich kan nicht mit Gelassenheit handeln, wenn mir ein Glük entgegen kommt, son-

dern ich bestürme gleich alle Seiten, wo ich einen Zugang bemerke.

Ich beantwortete den Brief des D. Bechtold, mit weit hizzigern Bezeugungen meiner Freude — mit weit stärkern Versicherungen meines Danks gegen seine mir bezeugten Freundschaftsgesinnungen — mit weit dringendern Bitten, die Sache auf das schleunigste zu Stande zu bringen — als es der Klugheit gemäß war.

Mehrere Monate hinterher erfuhr ich erst, daß ein ruhigeres Verhalten meine ganze Lage verbessert haben würde. Ich hätte sollen mir Zeit zur Ueberlegung ausbitten. Ich hätte mich an einen meiner Korrespondenten wenden, und mich nach der Lage der Sache erkundigen sollen. Ich hätte an den Minister selbst schreiben sollen, welcher dem D. Bechtold Auftrag gegeben hatte.

Wirklich war die zweite Stelle vakant, und der Geh. Rath von Hesse, als Kurator, suchte für diese einen auswärtigen berühmten Gelehrten, um die Universität in Aufnahme zu bringen. Herr Bechtold aber hatte, als vierter Professor um die Stelle nachgesucht, und nach verschiednen vergebli-

chen Versuchen endlich die Antwort erhalten, daß er hinauf rükken solte, wenn er einen Mann von Reputation zur vierten Stelle verschaffen könte. Daher kam es, daß Herr Bechtold mir mit vielen Ueberredungskünsten diese Stelle antrug, und daß ihn meine unruhvolle Betriebsamkeit das erreichen ließ, was er nie erreicht haben würde, wenn ich mich erst genauer erkundigt, und dem Minister selbst geschrieben hätte, daß ich die zweite Stelle verlangte. Man hat mir dies hernach bei Hofe, und in Giessen selbst gesagt.

Nach einer ängstlichen und dringenden Korrespondenz von etwa sechs Wochen erhielt ich endlich die Vokation als vierter Professor der Theologie, und Prediger zu St. Pankratius in Giessen. Meine Freude war nicht größer als die, welche mein guter Vater empfand, da er endlich mich auf eine so ehrenvolle Art versorgt sahe.

Meine liebe Frau war eben einer Niederkunft nahe. Wir beschlossen daher, um unsere Eltern noch einmal zu sehen, und zu geniessen, erst nach Leipzig zu reisen, und unter dem Beistande meiner

Mutter, die Entbindung meiner Gattin abzuwarten.

Die Weite des Weges veranlaßte mich, alle meine Mobilien in Erfurt zu versteigern. Ich hatte hier ausserordentliches Glük. Meine Verschrieenheit auf der einen, und meine Achtung, in der ich unter einem großen Theile der Bürgerschaft stand, auf der andern Seite, zogen mir eine erstaunende Menge Bietender ins Haus. Es war als wenn mancher schlechterdings etwas von dem Kezzerischen Mann als ein Andenken haben wolte. Fast alles verkaufte ich so theuer, daß ich mir es für das gelößte Geld in Giessen neu anschaffen konte. Ich lößte bei 400 Thaler, und bekam von Giessen 300 Gulden zur Reise.

In Leipzig blieben wir ohngefähr sechs Wochen, und traten dann mit einem Kinde von fünftehalb Wochen eine höchstbeschwerliche Reise an. Genöthigt, alle Stationen einen andern Wagen zu nehmen, wurden wir von dem elenden Fuhrwerk so geschüttelt, daß ich in drei Tagen, die wir von Leipzig nach Giessen zubrachten, nichts als

Klagetöne zu hören bekam. — Scheusliche Wege fanden wir von Berg, über Hirschfeld nach Butzbach. — Der stolze und unbändige Rechthaber, und Zänker Froriepius, kam nach mir nach Erfurt, und erhielt die Predigerstelle des Alexanders, welcher ein Vierteljahr nach meinem ihm so erfreulich gewesenen Abschiede entschlafen war.

Funfzehntes Kapitel.

Meine Ankunft in Giessen.

Ich hatte einen Ort verlassen, wo der Neid mich verfolgt, und die Kabale geängstet hatte, und ich kam wieder an einen Ort, wo dasselbe Loos mir beschieden war. Land, Stadt, und Gemeine war schon von bösen Gerüchten erfült. Ich war in aller Menschen Augen ein Irlehrer, und ein unmoralischer Mann. Dafür hatte H. D. Benner gesorgt.

Dieser Mann — ohngefähr 80 Jahr alt — ein wahres Genie — mit vielen Kentnissen versehen — ein guter Lateiner — ein wizziger Kopf — aber ganz gemacht, Lojola's Nachfolger zu werden — voller Ränke, und Intriguen — und in Seligkeit schwimmend, wenn er einen recht ängsten und quälen konte, — und beide Augen, wenn er lachte oder vielmehr grinzte, mit hundert Falten umkränzt — für mich das physiognomische Zeichen des falschen und tükkischen Menschen: — dieser Mann hatte gleich anfangs gegen meine Wahl protestirt, hatte eine hämische Vorstellung bei Hofe gegen mich eingegeben, hatte meine Leipziger Geschichte aufgewärmt, hatte aus meinem biblischen System eine Liste von Kezzereien extrahirt, und vorgestelt, daß durch mich die Universität in einen schlimmen Ruf kommen würde, hatte endlich — da der erleuchtete Kurator der Universität, der Herr v. Hesse, alle diese Bennerischen Attakken glüklich abgeschlagen, und meine Vokation durchgesezt hatte, — mich in der Stadt, und im ganzen Ländchen auf das häßlichste gekontrefeit, so daß alle Giesser Bürger vor mir sich schüttelten, und alle Pfarrer auf den Dörfern über die

Schikkung Gottes seufzeten, welche mit einem solchen bösen Mann das Land heimsuchte.

Diese Bennerischen Insinuationen hatten nun so heftigere Wirkung gethan, da sich in seiner Person alles vereinigte, was die Herzen der Einfältigen zu täuschen, und zu bethören erforderlich war. Er war ein alter Greis, den sein hohes Alter schon überal ehrwürdig machte. Er war der vornehmste Mann im ganzen Oberfürstenthum Hessen, als erster Professor und Generalsuprintendent. Er galt dabei für den heiligsten Mann im ganzen Lande. Denn wenn die Betglokke zum Vater Unser kommandirte; so war er gewöhnlich auf der Gasse (das wuste er so einzurichten,) und blieb beim ersten Anschlage, wie vom Blizze gerührt stehn, hielt mit großer Devotion seinen Hut vors Gesicht, und betete — wenigstens vier Minuten lang an seinem Vater Unser. Endlich, was das wichtigste war, er hatte seit beinahe 50 Jahren in Giessen als Professor gestanden, hatte Neubauern, Rambachen, den Kanzler Pfaff, Stephen, Müllern, und Gott weiß wie viele, todt geärgert, hatte sich im ganzen Lande Ansehn, und

und Furcht erworben, hatte überal, in allen Kollegiis, in allen Aemtern, auf allen Pfarreien Schüler sizzen, die ihn noch von ihren Studentenjahren her vergötterten. Man denke, was ein solcher Mann ausrichten konte.

In der That war Stadt und Land von ihm so alarmirt, daß wirklich schon bei Hofe die Frage gewesen war, ob man das Regiment (es stund in Giessen ein Regiment von mehr als 1600 Mann) nicht beordern solle, für meine Sicherheit zu sorgen. Denn alle Bürger und Bauern schimpften und fluchten öffentlich auf mich und auf die, welche an meiner Berufung schuld waren. Und in den lezten Tagen vor meiner Ankunft erschol mein Name auf allen Bierbänken mit lauten Verwünschungen.

Ich wußte von dem allen nichts, und erfuhr auch nur den kleinsten Theil von dem Unheile, was der alte Jesuit gestiftet hatte, aus dem Munde des D. Bechtold, in dessen Wohnung ich abstieg, und mit den Meinigen einen Tag verweilte, bis ich meine Predigerwohnung nothdürftig ein-

gerichtet hatte. Und es war mein Glük, daß ich so wenig unterrichtet war. Denn wie leicht hätte mich meine Hizze verleiten können, durch gesellschaftliche Aeuserungen, oder wol gar in der Anzugspredigt durch Ausfälle auf den alten Verläumder das Uebel ärger zu machen, und meinen Feinden die Waffen selbst in die Hände zu geben.

So ward meine Ruhe mein Sieg, und zwar ein Sieg, der nie so glanzvol, noch nie von einem Kezzer über einen Orthodoxen ist errungen worden. — Ich hielt, gleich den ersten Sonntag nach meiner Ankunft in Giessen, meine Anzugspredigt. D. Bechtold hatte mir blos von weitem zu verstehen gegeben, daß meine Orthodoxie unter der Gemeine ein wenig verdächtig sey. Dies bewog mich, dieser Predigt einen Anstrich zu geben, der diesen Verdacht zernichten konte. Und man weiß ja wol, was zu diesem Anstriche gehört. Man darf ja nur a la Lavater den Namen Jesu recht oft ertönen lassen; so ist der große Haufe schon überzeugt, daß man ächtes Christenthum lehre. Ich that, was die Klugheit gebot, und was meinen eignen Ueberzeugungen eben so gemäß war.

Ich machte eine recht christliche d. h. Christusvolle Predigt, welche laute und untadelhafte Bekentnisse der Hauptlehre des Lutherthums enthielt, und übrigens, durch Inhalt und Ausdruk, so rührend war, daß sie unwiderstehlig von Herzen zu Herzen gehen mußte.

Mit dieser Predigt trat ich auf. Meine Kirche war so vol, daß die Leute bis vor den Kirchthüren stunden. Die Neugierde hatte, von den Dörfern so gar, Menschen herbei gezogen. Man wolte doch einmal hören, was so ein böser Kezzer sagen würde. — Da ich mein Gebet im langsamen, und feierlichen Tone begann, und hohe Andacht aus meinen Augen strahlte, und in meiner bebenden Stimme hörbar ward, siehe, da entstund eine Stille unter dieser gepreßten Menge, und eine Aufmerksamkeit, und eine Unbeweglichkeit, als wenn alles versteinert wäre. Kein Fuß rührte sich. Kein Mensch räusperte sich. Kein Auge verwandte sich. Manchen entfiel so gar eine Thräne. — Und so — dauerte Andacht, und Stille bis zu Ende der Predigt. So ward durch eine Predigt die ganze Gemeine bewegt, und gewonnen. So

ward durch eine Predigt das ganze Volk umgewandt.

Es war zum Erstaunen, wie sich alles verändert hatte. Noch vor wenig Stunden war mein Name stinkend gewesen unter allem Volk, und jezt hörte man nichts als Lobsprüche, und Segenswünsche. Noch vor wenig Stunden hatte man mich gelästert, und jezt schmählte man schon auf den Mann, der mich verläumdet hatte. Mit einem Worte, diese Predigt schlug alles mit einemmale nieder, was Benner in vielen Wochen böses gestiftet hatte. Und ich hätte an dem Tage keinem Menschen es rathen wollen, von mir ein nachtheiliges Wort zu sprechen: der Pöbel hätte ihn gesteinigt.

O möchten doch junge Kandidaten, die dies lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Herzen nehmen, und hier lernen, was für Wunder die äuserliche Beredsamkeit thut. Möchten sie doch endlich einmal aus der scheuslichen Trägheit sich wekken lassen, mit welcher sie bisher die Gabe des Vortrags vernachlässiget haben.

Ich habe es oft gesagt, und werde es dreist noch ferner sagen: es ist Schande für alle unsere Kuratoren, daß sie weder auf Schulen, noch auf Universitäten Veranstaltungen treffen, durch welche eine gute Deklamation und Aktion unsern jungen Leuten mitgetheilt werden kan. Denn augenscheinlich komt, nach der algemeinen Erfahrung so wol, als nach dem Urtheile aller Kenner unter den Alten und Neuen, auf das Aeuserliche der Beredsamkeit weit, weit mehr an, als aufs innerliche. Und es ist augenscheinlich, daß ein guter äuserlicher Redner auf Erleuchtung, Bildung, und die ganze Moralität seiner Gemeine hundertmal mehr wirkt, als ein anderer, der die beste Predigt wie eine Schlafmüzze herbetet oder herheult, daß die Klugen sich ekeln, und die Einfältigen gähnen.

Meine Anzugspredigt konte nie die erstaunende Veränderung in den Gesinnungen des Volks hervorbringen, wenn nicht die Almacht der äuserlichen Beredsamkeit die Herzen bezaubert, und hingerissen hätte. Das war es eigentlich, was der große Haufe anstaunte, was ihn erschütterte, was ihm Bewunderung und Achtung einflößte. Sie

hatten so was in ihrem Leben nicht gehört. So ein mittelmässiger Deklamator ich bin; so war ich doch dort eine Seltenheit, wo die Saalbaderei zu Hause ist. Denn in Giessen, so wie im ganzen Umkreise, war nicht ein einziger erträglicher Prediger zu hören, und zu sehen. Der D. Benner selbst krehte wie ein Hahn, und schüttelte alles aus dem Ermel, weils für die Giesser, wie er meinte, gut genug war. Der D. Bechtold hatte nur zwei Töne, welche zwei Oktaven auseinander waren. Mit dem Tiefen deute er sein Piano aus, mit dem höhern aber sein fortissimo, so daß einem die Ohren weh thaten. Und so waren alle unter aller Kritik. Was Wunder, daß ich so starke Eindrükke machte, da ich einen lichtvollen, und zugleich rührenden Vortrag mit einer wenigstens angemeßnen, und richtigen Deklamation begleitete.

Diese Predigt war wirklich ein Nagel zu dem Bennerschen Sarge. Denn sie hat ihn so geärgert, da er hörte, daß alles Volk für mich eingenommen war, daß er viele Tage lang einen Durchlauf bekam, welcher bei ihm gewöhnlich auf Aergerniß zu erfolgen pflegte, und den ich in den vier

Jahren, die ich in Giessen zubrachte, oft genug habe verursachen müssen.

Ein sonderbarer Streich begegnete mir bei dieser Predigt, der aber keine übeln Eindrükke mehr machen konte, weil die Gemeine einmal schon für mich gewonnen war. — Ich fragte nämlich den D. Bechtold sorgfältig um alles das, was zur Form des Gottesdienstes gehörte, um nicht durch eine Ungewöhnlichkeit Aufsehen zu erregen. Er unterrichtete mich auch in allen Stükken ehrlich, und befriedigend. Als ich aber von der Kanzel kam, und gleichsam im Triumpf durch das Volksgedräng in meine Sakristei einging, war ich minder glüklich mit den Bechtoldischen Belehrungen. Ich fragte, wie hier der Segen gesprochen würde, ob gerade so, wie in Sachsen? Und er — statt mir zu sagen, daß er hier nicht wie in Sachsen gesungen, sondern gebetet würde — fertigte mich mit einem blossen Ja ab. Ich ging also an den Altar und fing an, da das Chor die Vorkollekte endigte, den Segen zu intoniren, wie ich es in Leipzig gethan hatte. — Man stelle sich vor, wie das die Gemeine frappiren mußte, welche in ihrem

Leben keinen Segen hatte singen hören. — Der D. Bechtold lachte schalkhaft, da ich zurük kam, und entschuldigte sich damit, daß er das „eben so" in meiner Frage, von dem Inhalte des Segens, nicht aber von dem Vortrage desselben verstanden habe.

Der Erfolg war nun, daß ich, mit der Liebe der Gemeine, auch unter den höhern Ständen Freunde, und Gönner bekam — daß der Kredit des alten Benners zur äuserſten Tiefe hinabsank — daß von nun an seine leere Kirche noch leerer, und meine beständig vol wurde, — und daß der Hof nun desto mehr wolwollender gegen mich ward, da ich die gefürchtete Unruhe so glüklich besiegt hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Meine Lage in Giessen.

Ich muß es aufrichtig gestehn, daß ich nie eine glüklichere Lage gekant habe, als die war, in wel-

cher ich mich hier versezt sahe. Wolte Gott, ich hätte sie damals so zu schäzzen gewust! — Wenn ich in Giessen blieb, und was ohnfehlbar geschah, endlich bis zur ersten Stelle hinauf rükte, und mein Schriftstellerverdienst dabei so hoch brachte, wie ich es nach und nach hätte bringen können; so hätte ich mit keinem Fürsten zu tauschen Ursache gehabt. — Aber ich kante leider damals nur das Gute, was ich hatte, besaß aber nicht Erfahrung genug, um es mit dem scheinbar Bessern verglei=chen zu können. — Hätte ich die Weltkentniß ge=habt, die ich jezt habe; so hätte ich jede andere Vokation zu den glänzendsten Aemtern ausgeschla=gen, und wäre nie darauf gefallen, Giessen zu ver=lassen. — Die Lage war unverbesserlich.

Der Ort selbst zwar hatte nichts reizendes. Giesen ist ein kleines Städtchen, in welchem man kein Duzzend recht schöner, und moderner Häuser findet. Auf den Gassen ist Schmuz. Die Mist=haufen liegen vor den Häusern. Keine Straße ist gerade. Die Wälle sind fast überal höher als die Häuser, daher die Stadt in ihren Wällen wie ver=graben liegt, und der Mangel einer freien Cirku=

lation der Luft, viel Gestank, und ungesunde Dünste verursacht. — Es ist ein unverzeihlicher Fehler der Landespolizei, daß man nicht, wie in Leipzig, die Wälle demolirt, und in Gärten verwandelt. Dies würde der Stadt Schönheit verschaffen.

So schlecht übrigens der Ort ist, so viel Vorzüge besizt er für seine Einwohner. Der erste Vorzug besteht in der Wolfeilheit. Ich bezahlte damals nach Weinachten das Pfund Kalbfleisch mit zwei bis drittehalb Kreuzern, und trank einen genießbaren Rheinwein für drei bis vier Bazzen. Und so war nach Proportion alles übrige. — Ich hatte, wenn ich die baare Besoldung, welche nicht mehr als sechzig Dukaten oder 300 Gulden betrug, mit der Naturalbesoldung, an Holz, Früchten u. d. genau zusammenrechnete, nicht mehr als 900 Gulden d. h. hundert Luisd'or Einnahme. Aber ich lebte mit dieser Einnahme besser, als ich in Halle mit 1000 Thalern zu leben im Stande bin. Ich unterhielt mein Weib mit drei Kindern, einer Kindfrau, einer Köchin, und hernach auch einen Kutscher mit zwei Pferden, und hatte doch

noch jährlich bei funfzig Gulden übrig. — Was konte ich also erübrigen, wenn ich einst Benners Stelle erhielt, welche sich auf 2000 Gulden belief, und jährlich nur hundert Luisd'or mit Schriften erwarb?

Hierzu kam die Menge der vornehmen Einwohner, welche diesen kleinen Ort lebhaft, und geselschaftreich machten. Es war in Giessen nicht nur eine ziemlich besezte Akademie, welche bei zwanzig Familien ausmachte, sondern es befand sich auch eine ganze Regierung daselbst, welche aus einem Geheimden-Rathe, und vier bis fünf Regierungsräthen bestand. Dazu kam ein so starkes Regiment mit seinen Officiren. Und zu dem allen gesellte sich noch eine Menge adlicher Familien, welche die Wolfeilheit des Orts hingezogen hatte, und die da ihr Geld verzehrten, weil sie mit wenigen sehr angenehm leben konten.

Die Menge solcher Einwohner, und 200 bis 220 Studenten, machten den Ort nahrhaft, und sezten einen Buchhändler in den Stand, sich da zu behaupten. Also fehlte es nicht an Litteratur,

welche noch ausserdem durch erleichterte Korrespondenz gewann. Denn es durchkreuzten sich da Posten, und Frachtwagen in Menge, weil Giessen zwischen Frankfurth, Wezlar, Marburg, so in der Mitte liegt, daß die grossen Straßen von Kassel nach Frankfurth, und von Wezlar nach Leipzig da durch gingen.

Das volkommenste unter allen aber war die ökonomische Verfassung der Universität. — Wir waren da völlige Herren über die schönen Güter der Akademie. Wir hatten die Einnahme, die ein Sekretarius verwalten, und verrechnen mußte. Wir lehnten unsere Kapitale aus. Wir kauften Güter. Wir führten die Kasse. Wir liessen Geld holen, wenn wirs brauchten. Selbst ein viertel Jahr voraus, konten wir die Besoldung holen lassen. — Die ganze jährliche Einnahme bestund ohngefähr in 23000 Thalern, welche wir stäts in unserer Gewalt behielten. Der Landgraf machte einigemal Mine, unsere Kapitale an sich zu ziehen, aber wir thaten herzhaften Widerstand. Er hatte nichts darüber zu befehlen, als daß er alle Jahre einen Kommissar ernante, welcher uns die Rech-

nungen abnehmen, und acht haben mußte, daß die Gelder ordnungsmäßig verwaltet wurden. Der Landesherr vergab die Stellen, und die Pensionen; aber die Akademie verwaltete sie, und zahlte sie aus. Die geringste Stelle betrug 600 Gulden mit Einschluß der Naturalbesoldung. Vergleicht man damit die Wolfeilheit des Orts, so wird man Giessen vorzugsweise alma mater nennen müssen.

Mit Kollegiis war freilich nichts zu erwerben. Denn die Universität ward meistens nur von Landeskindern besucht, welche fast durchgängig arm waren, und ziemlich ohne Ausnahme die, welche Theologie studirten. Ueberhaupt zahlt auf kleinen Universitäten der Student vergleichungsweise am schlechtesten, weil da mehr, als auf großen, nach dem Applaus gehascht wird, welcher nicht anders als mit Verschenkung des Honorars zu erhalten ist. Daher verschenkt jeder, weil der Haufe ohnehin gering ist, und das Auditorium alzuleer wird, wenn die, denen mans nicht schenken wil, zu einem andern gehen, der eben diese Vorlesungen schon frei ausgeboten hat.

Mein Applausus war sehr gering. Mein Auditorium sah nie meiner Kirche gleich. In der Gemeine gings dem alten Benner, und meinem Kollegen Bechtold, wie Vater Horaz von den alten Jungfern sagt: parcius pulsant vetulae fenestras: aber in dem Hörsale hatte es eine andere Bewandniß. Die Studenten waren erstlich diese Leute einmal zu hören gewohnt. Zweitens kamen sie leichter zu Beförderungen, und durchs Konsistorialexamen, wenn sie die orthodoxen Hefte im Kopfe hatten, als wenn sie von moderner Theologie inficirt waren. Drittens war mit der Bennerschen, und Bechtoldischen Stelle die Kollatur verschiedner Beneficien verbunden (Bechtold z. B. war Stipendiaten-Ephorus) wodurch alle diejenigen, die an diesen Beneficien Anspruch haben wolten, gezwungen waren, ihre Kollegia bei ihnen zu hören, und zu bezahlen. Daher mußte ich von dieser Seite nachstehen — woraus man die Lehre ziehen kan, daß die alten Jungfern sich fein befleissigen solten, Stipendia zu vergeben zu haben, wenn ihnen die jungen Mägdleins nicht alle Kundschaft nehmen sollen. — Ich laß im ersten halben Jahre über D. Benners Moral — worüber er

einigemal den Durchlauf bekam; ich selbst aber mir ohne Noth Feinde machte.

Uebrigens befand ich mich in Giessen in den ersten drei Jahren sehr zufrieden. Ich hatte genug, um bequem und angenehm zu leben. Ich stand in Achtung bei meiner Gemeine. Ich war zu keiner Arbeit genöthigt, als wöchentlich zu einer Predigt, die ich des Sonntags nachmittags ablegen mußte, und die ich auch allenfals durch einen Kandidaten versehen lassen konte, und — zu einer einzigen akademischen Vorlesung. Alle übrigen Geschäfte (ich laß zuweilen täglich 4 auch 5 Stunden) waren in meiner freien Wahl. Und der kleine gesellschaftliche Zirkel, den ich mir gewählt hatte, war so genießbar, als ich nie wieder einen gefunden habe.

Mein eigentlicher Busenfreund war der Kanzler Koch, ein Mann von dem besten Herzen, von recht guter Laune, und von ausgebreiteten, besonders Litterarischen Kentnissen. Er war ganz für die Freundschaft gemacht. Er war munter, scherzhaft, gefällig, und von festem Karakter. Mir

war er alles — meine fast einzige Lhomberpartie — mein im Geschmak ganz mit mir sympathisirender Gesellschafter — mein redlichster Freund — mein weisester, und treuester Rathgeber. Er liebte mich so herzlich, wie ich ihn. Und selten verging ein Tag, wo wir uns nicht am Gartengeländer sprachen, selten ein Abend, wo wir nicht von 8 bis 10 Uhr beisammen waren, er bei mir, ich bei ihm, und scherzten, oder über die Narrheiten der Welt unsere Glossen machten. Ein gut Glas Wein, und guter Knaster war seine Sache, wie die meine. Doch fing ich erst in Giessen an, weil kein Bier zu genießen war, mich an den Wein zu gewöhnen, welches mein Blut sehr alterirte, und mich nöthigte, alle drei Monat es abzuzapfen. — Glükliche Tage, ihr seyd dahin!

Indessen, es ist in der Welt nichts volkommen. Und es sol auch nach Gottes Willen nichts volkommen seyn, damit wir nicht zu sehr unser Herz daran hängen mögen. Mein liebes Weib mußte meine alzuheitere Lage zuweilen trüben, und mich an diese Warheit erinnern.

Wir lebten noch immer in der volkommensten Eintracht, aber ihre Krankheit war stäts dieselbe geblieben. Noch immer machte sie jede hübsche Frau besorgt, in deren Geselschaft ich kam. Noch immer kränkte sie jeder freundliche Blik, den ich verschenkte, jeder nach ihrem Geschmak zu freie Scherz, den ich in der Fröhlichkeit mir verzieh, jeder Schein von Vertraulichkeit, die ich genoß. Und noch immer ließ sie ihr Misfallen an solchen unschuldigen, aber ihre Eifersucht regemachenden Kleinigkeiten so sichtbar, und hörbar werden, daß man durch ihre Gegenwart genirt werden mußte.

Ja, sie fing jezt an, einige Schritte weiter zu gehen, als sie in Erfurt gegangen war. Sie wolte mit Gewalt, entweder alle wechselseitigen Scherze, und Vertraulichkeiten zwischen Herren und Damen verdrängen, oder wenigstens alle Weiber und Mädchen scheu machen, sich meiner Freundlichkeit zu nähern, und dieselbe mit ihr zu theilen. Daher verfiel sie auf den Einfal, in Geselschaften gerade- zu gegen Ehemänner zu deklamiren, welche ihre Weiber nicht achteten, und andere Weiber beliebäugelten, und beküßten. Und eben so predigte sie

laut, daß sie es für höchst unanständig halte, daß Weiber und Jungfern mit Mannspersonen badinirten, und sich bald die Hände drükten, bald küssen ließen.

Es läßt sich begreifen, daß man über diese Moralistin große Augen machte. Denn man war zum Theil es gar nicht gewohnt, eine Dame als Gesezpredigerin auftreten zu sehen, und andern Theils fand man auch gar keinen Grund dazu, in den Sitten derjenigen Geselschaften, wo sie diese Rolle spielte. Denn der Giesser Ton war wirklich tadellos. Man lebte nicht steif und bigot, aber man war auch durchaus von der Frechheit, und Unverschämtheit entfernt, welche in einigen Erfurter Zirkeln mode war. Man sahe nie ein wilkührliches und freies Herumküssen, sondern es war höchstens erlaubt, beim kommen und Abschiednehmen sich zu embrassiren. Man hörte nie eine eigentliche Unfläterei, und nur selten kam eine ganz verdekte Zweideutigkeit zum Vorschein und ward, ob man sie gleich tolerirte, doch so schnel unterdrükt, daß sie nie einen herschenden Ton angeben konte. Mit einem Worte, es herschte in Giessen

wahre Sittsamkeit, bei einem freien und muntern Umgange.

Fast unvermeidlich mußte man sonach darauf fallen, daß die Sittenpredigerin nicht so wol für das Selenheil der Gesellschaft eiferte, als vielmehr ihren eignen Eheherrn damit abschrekken wolte. Und in dieser Vermuthung bestärkte jeden das noch sehr große Feuer meines Temperaments, und die Reste derjenigen Freimüthigkeit, welche ich in Erfurt angenommen, und mit aller angewandten Mühe noch lange nicht so weit gemindert hatte, als es mein Stand erfodert hätte.

Und wozu waren am Ende auch Schlüsse nöthig? Man sahe es einigemal mit Augen, daß ich der Gegenstand der Moral war. Im Hause des Geh. Rath Mollenbek, eines im höchsten Grade verehrungswürdigen Greises, fügte sichs, daß ich mit der jüngsten Tochter (einem schönen und feurigen Mädchen) lebhaft, aber sehr anständig sprach, und sie bei der Hand hatte, und daß meine liebe Ehefrau erst einige Augenblikke mich ruhig ansah, dann aber plözlich anhub, eine so laute

und lange Predigt über die frechen Mädchen zu halten, welche Ehemänner zu bezaubern suchen, daß die ganze Gesellschaft erschüttert wurde, und meine Mollenbekkin eilte, ihre Hand zu retiriren, und die Unterhaltung mit mir abzubrechen.

In einen ähnlichen Eifer gerieth sie auch einigemal über die Gattin meines Busenfreundes, welche eine Mutter von neun Kindern, und das tugendhafteste Weib von der Welt war. Blos ihre Schönheit auf der einen, und ihre Lebhaftigkeit, die mit der meinigen sehr oft zusammentraf, auf der andern Seite, machte die Eifersucht meiner Ehehülfin rege. Sie hielt mich für verliebt in die schöne Kanzlerin, und jeder freundliche Blik, den ich ihr gab, und jede Artigkeit, die ich ihr sagte, bestätigte sie in dem Verdachte nicht, daß wir beide etwas lasterhaftes vorhätten, aber doch darinnen, daß wir mehr Zuneigung gegen einander fühlten, als sie es mit ihrem hohen Ideal von Tugend reimen konte.

Siebzehntes Kapitel.

Feinde.

Der D. Benner hatte seinen Kredit, und mit ihm, sein Vermögen, mir bei Hofe, und der Gemeine zu schaden, verloren, aber keinesweges seinen Anhang, und seine Intrige. Alle Studenten, die irgend von seiner Empfehlung abhängig waren, oder ihn einst zu ihrer Beförderung nöthig hatten, warnte er vor mir. In allen Programmen, die er zu schreiben hatte (und in Giessen war die Pedanterei, daß die Theologen ausser den gewöhnlichen Programmen noch auf alle drei hohe Feste eins schreiben mußten) stichelte er auf mich, und nahm jedesmal einen Saz aus meinen Schriften wörtlich, aber ohne meinen Namen zu nennen, und verkezzerte ihn. Und weil ihn seine eignen Rekkereien nicht befriedigten (denn seine Orthodoxie glich dem Bakofen, bei welchem er jung geworden war: er wolte sie immer in egaler Hizze erhalten) da wigelte er seine Anbeter auf, die ihm nicht besser hofiren konten, als wenn sie mich ins Gebet nahmen.

Unter diesen befand sich ein Predsöger in Giessen, ein gewisser M. Schwarz, dem er hernach zum Metropolitanat in Buzbach verhalf. Dieser Mensch vereinigte den höchsten Grad von Dumdreistigkeit mit dem lächerlichsten Stolze. Unwissend in allen Fachen der Theologie, bildete er sich ein, überal als Kenner erscheinen zu können. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der so von sich eingenommen war, und es so wenig Ursach hatte. Dieser Schwarz mußte alle Augenblik ein paar Bogen zusammenstoppeln, und auf plumpe Art bald namentlich, bald ohne mich zu nennen, gegen meine Lehrsäzze zu Felde ziehen. Auch verging nicht leicht ein Sonntag, wo nicht Herr Benner mit diesem seinem Spiesgesellen von der Kanzel über Irlehrer seufzte, und die Gemeinde durch deutliche Winke vor mir zu warnen suchte.

Der Professor Schulz schien anfangs mein Freund zu seyn, als er aber des D. Benners jüngste Tochter, ihrer seltenen Fleischigkeit halber, ehelichte, wurde auch dieser anderes Sinnes, und — sezte zwar äuserlich die Freundschaft fort, benuzte sie aber, mich auszuforschen, und jedes un=

behutsame Wort dem Alten zuzutragen, und zu neuen Zänkereien Gelegenheit zu geben.

Sehr war ihm auch der Prof. Böhme ergeben, der sich aber nie von ihm zu Feindseligkeit gegen mich verleiten ließ. So hatte auch Herr Gazert, mehr Furcht als Achtung für diesen alten Jesuiten, so daß er zwar nie mit ihm Parthei gegen mich machte, aber auch nie Muth genug hatte, mein erklärter Freund zu werden, ohngeachtet er mir ins Gesicht sehr oft seine herzlichste Zuneigung versicherte. Höpfner und Jaup, waren neutrale Männer, doch hinkte ersterer mehr auf die orthodoxe Seite, wie das den meisten Juristen eigen ist, und war auch schon darum nicht recht mein Freund, weil er falsch gegen den Kanzler war, und folglich gegen meine so enge Verbindung mit demselben nicht gleichgültig seyn konte. Lezterer war darum für keine Partei, weil er zu sehr für die L'homberpartie war.

Bechtold haßte den Alten von ganzer Seele, aber er war doch auch nicht mein wahrer Freund. Er war auf der einen Seite zu sehr Egoist, der an

sich selbst für keine treue Freundschaft geschaffen ist. Und auf der andern Seite fühlte er zu sehr meine Ueberlegenheit, als daß er bei seinem Stolze, dem sie immer im Wege zu seyn schien, mich hätte aufrichtig lieben können. Hiezu kam, daß wir auch in Grundsäzzen zu sehr verschieden waren. Denn ich äuserte schon die freimüthigsten Urtheile über die Grundartikel der Dogmatik, und er hingegen war so ein blinder Verehrer des herkomlichen Lehrbegrifs, daß er zu meiner Zeit noch eine Reihe von Programmen schrieb, welche den intoleranten Titel führten: Deus Reformatorum sanae rationi et scripturae sacrae contrarius — und in denen er mit nonsensikalischem Gewäsch gegen die Prädestination eiferte, — ohne sich je zu besinnen, daß man mit eben so viel oder wol mit weit mehr Warheit über den Titel schreiben konte: Deus Bechtoldi — Benneri etc. sanae rat. et s. s. contrarius. — Sein Umgang war äuserst fad. — Nie aber spielte er den wärmern Freund, als wenn er mich bei vorfallenden Dissensionen, wo es zum votiren kam, auf seine Seite zu lenken, und meinen Wiz in Thätigkeit zu sezzen suchte, seine Sache zu verfechten, und in meinem Voto die Gegenpartheí recht gestriegelt zu sehen.

Der einzige ganz neutrale Mann für mich, war der Prof. Diez, den Gott der Herr mit der glüklichsten Konstitution begabt hatte. Er war der wolgehaltenste Körper, den man sich vorstellen kan: fett, blühend, bei stätem Appetit und gesundem Schlaf, ohne alle Leidenschaft, und mit sich selbst im höchsten Grade zufrieden. Er schrieb zu meiner Zeit von der Sünde in den h. Geist, um schon auf dem Titel zu zeigen, daß er die Sache weit richtiger verstand, als seine Vorgänger, indem er mit wahrer Genauigkeit das εις durch in und nicht durch wider übersezte. — Ich selbst hörte ihn einmal über das Evangelium von der Austreibung der Käufer, und Verkäufer aus dem Tempel predigen, wo er das Thema ausführte, von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. Es war mir frappant, wie ich dies Thema über diesen Text ankündigen hörte: aber er lehrte mich einen Uebergang, der allen meinen Wiz übertraf. Ihr höret hier, hub er an, wie Jesus die Käufer ꝛc. — austreibet. Und so M. F. treibet ja auch der h. Geist mit der Geissel des göttlichen Wortes, die Käufer und Verkäufer der Sünden, und Laster aus dem Herzen der Men-

schen, um sie als den Tempel Gottes zu fegen, und zu reinigen. — —

Einen heimlichen aber desto hämischern Feind bekam ich, als ich Beisizzer des Konsistorium wurde, an dem Herrn (v. Zahn, glaube ich) welcher in diesem Kollegio präsidirte. Er war von der Parthei der Frommen, und folglich ein Anbeter des Herrn Benner. Sein Aeuserliches war ganz Sanftmuth, Freundlichkeit, und Politesse. Und alle seine Reden athmeten Religiosität. Aber in seinem Herzen war gränzenloser Stolz, und hämische Intrige. Ich wurde, gegen sein und Herrn Benners Gutachten, Konsistorialis, und mußte das vom ersten Tage an empfinden. Er würdigte mich nicht einmal einer Einführung, und theilte nie die geringste Arbeit mir zu. Und ich — duldete diese Feindseligkeiten, weil ich ohnehin genug zu kämpfen hatte, (denn ich wurde von allen Seiten geneckt, und chikanirt) und der Klugheit gemäß den Hof nicht zu viel behelligen mochte.

Indessen lernte ich bei diesem thätigkeitlosen Amte eine historische Bemerkung, die mir sehr

werth ist. Ich fand, da ich einige Jahre im Konsistorio gesessen hatte, eine Sache merkwürdig, über welche schon mancher weggesehn haben mochte, nämlich daß aus einem ansehnlichen Landstriche, der Vogelsberg genannt, gar keine Fornikationsfälle einliefen, da doch aus allen übrigen Ortschaften alle Jahre Hurerei- und Ehebruchssporteln zu erheben waren. Dies hielt ich einer genauern Untersuchung werth, und entdekte folgenden Grund. Der Vogelsberg ist eine rauhe und gebürgigte Gegend, welche ohngefähr dreizehn Dorfschaften in sich faßt. Das Land ist unfruchtbar. Die Leute haben daher wenig Viehzucht. Kartoffeln sind ihre tägliche Speise. Hier und da wird etwas Rübesaat erbaut, von deren Oehle sie ihre Kartoffeln fett machen. Die wenige Butter, die sie erzeugen, wird verkauft, um die Abgaben zu bestreiten, die sehr gering sind. Dabei sind die Einwohner gesund, und ausserordentlich stark. Die Mädchen reifen oft schon im dreizehnten und vierzehnten Jahre. — Hier nun ist durch die natürliche Lage aller Luxus verbannt. Und das ist die glükliche Ursache der Erleichterung der Ehen. Wenn der Bube sich fühlt, so sieht er sich nach ei-

nem Mädchen um, die sich auch fühlt. Und sie heirathen sich frisch weg, weil sie nichts von dem allen zu bedenken haben, was bei uns andern Menschenkindern zu bedenken ist. Sie dürfen nicht fragen, wie sie standesmäßig leben, wie sie Weib und Kind ernähren wollen. Kartoffeln und Rüböhl findet sich bei mässiger Arbeit, und mehr brauchen sie nicht. Und daher kam es, daß unter diesen glüklichen Einwohnern alle Art der Unzucht unbekannt war. Im Vogelsberge gab's keine Huren, weil die Verbannung des Luxus die Ehen erleichterte. — Aber beiläufig noch eine Merkwürdigkeit aus diesem Ländchen! — Man fand bei keinem Bauer mehr als zwei Kinder. Was meinen meine Leser, warum? Die Ursache war, weil das dritte Kind, nach altem Herkommen, dem Landesherrn leibeigen war. Daher machten die Schelme nie mehr als zwei. Starb eins, so war das bald wieder ersezt. Aber so lange die zwei lebten, wußte sich der Bauer vor dem dritten zu hüten. — Beide Anekdoten, denke ich, sind für Gesezgeber betrachtenswerth.

Noch muß ich eines Feindes gedenken, den mir der D. Benner zugezogen, und der D. Bech=

told durch Verhezzung gefährlich gemacht hat. Es war ein gewisser Obrist Müller, wie man ihn nannte, welcher zu allen Geschäften verdorben, in allen Wissenschaften ein Idiot, und selbst körperlich durch die Fatiguen der Liebe abgestumpft, und unbrauchbar war. Diesen Menschen hatte man zum Baumeister gemacht, und so kam auch ich mit ihm dadurch in Konnexion, indem er die öffentlichen Gebäude, dazu auch meine Predigerwohnung gehörte, in seiner Besorgung hatte. Schon oft hatte er mir seine Ungnade fühlen lassen, wenn ich um die oder jene Verbesserung in meinem Hause nachsuchte, indem er allemal durch seinen Bericht meine Wünsche vereitelte. Einigemal klagte ich über seine Partheilichkeit, und er rächte sich damit, daß er mich beschuldigte, daß ich selbst das Gebäude ruinirte. Daraus würde nun weiter kein Unglük entstanden seyn, wenn mir nicht von dem D. Bechtold die Klatscherei ins Ohr geraunt worden wäre, daß der Obrist Müller von mir gesagt habe, ich hätte absichtlich die Wände mit Menschenkoth beschmirt, um über unflätige Beschaffenheit meiner Wohnung klagen zu können. Dadurch geschah, was er wünschte. Ich ward

hizzig. Ich schrieb dem Obersten ein Billet, worin ich ihn so lange für einen niederträchtigen Verläumder erklärte, bis er das Gesagte beweisen oder wiederrufen würde. Diese Hizze würkte Rache. Der Obrist Müller wandte sich, mit einer heftigen Klagschrift, unmittelbar an den Landgrafen nach Pirmasens — welcher bekantlich schwachen Geistes war, alle Nachte Geister sah, welche die Heidukken mit Karbatschen wegjagen mußten u. s. w. — und brachte es durch allerlei Vorspiegelungen, und Verdrehungen der Sache dahin, daß eine Kabinetsordre — ohne daß ich gehört wurde, — mich zu einer öffentlichen Abbitte verurtheilte, welche vor dem versammelten Regimente unter freiem Himmel geschehen solte. — Durch solche Schurkenstreiche ward ich geängstet!

Ich war in Gefahr, Amt und Brod zu verlieren. Denn nie hätt' ich mich entschlossen, als Unschuldiger dem Schuldigen, und noch dazu einem solchen nichtswürdigen Menschen, und auf eine so entehrende Art, Abbitte zu thun. Lieber wäre ich aus dem Lande gegangen. — Mein Freund Koch, vermittelte die Sache, daß sie mit einer schriftlichen Erklärung abgethan wurde.

Achtzehntes Kapitel.

Freunde.

Ich würde Alphabethe füllen müssen, wenn ich alle die kleiren Kabalen, und Hezzereien erzählen wolte, mit welchen die Bennersche Parthei mich unaufhörlich beunruhigte. Denn es verging fast keine Woche, wo ich nicht, bald durch eine giftige Ausstreuung (wie die oben erwähnte Müllersche war) geärgert, bald in Cirkularen durch hämische Vota gereizt, bald bei einem Gesuche chikanirt, bald in einem Programma verkezzert, bald in einer Predigt durchgehechelt, bald durch Insinuationen bei Hofe geängstet wurde. Mein ganzes Leben in Giessen war, wie in Erfurt, Kampf und Verfolgung. Und doch — lebte ich gröstentheils vergnügt. Mein Temperament auf der einen Seite, und meine Freunde auf der andern machten dies mir möglich, was jedem andern, der nur zu einiger leidenschaftlichen, und anhaltenden Empfindung des Uebels geneigt ist, unmöglich gewesen seyn würde.

Unsterblichen Dank hier noch einmal meinem Koch, der mit so viel Weisheit mich leitete, mit so viel Muth mich verfochte, mit so viel Beredsamkeit mein Feuer milderte, mit so viel Kraft mich tröstete, wenn ich in einzelnen Augenblikken zur Schwermuth hinabsank. — Ich habe noch manchen weisen, und treuen Freund in der Welt gefunden, aber keinen so volkommen — wie ihn.

Er war auch schier mein einziger Gesellschafter. Denn er konte ohne mich so wenig leben, als ich ohne ihn. Und ich war ihm nicht nur in seinen müssigen, und der Fröhligkeit gewidmeten Stunden unentbehrlich, sondern auch bei seinen Geschäften, und Unternehmungen. Alle seine gelehrten Arbeiten theilte er mir mit, und fragte mich in Dingen um Rath, die ich verstand, und wo Scharfsinn, philosophischer Blik, Sprachkentniß, Geschmak, u. d. erforderlich war. Und eben so hörte er mein Gutachten, wenn in Oekonomie oder Negozen oder Universitätssachen etwas zu überlegen war.

Unser dritter Mann war sehr oft und gewöhnlich ein gewisser Regierungsrath Adolphi, den

den Gott mit keinem großen Genie, aber mit einem schlichten Verstande, und recht gutem Herzen begabet hatte. Er war ein Schüler des Kanzlers, und wußte sich so in seine Launen zu finden, daß er ihn nach mir am meisten liebte. Seine Haupttugenden waren Sanftheit und Gefälligkeit.

Ausser diesem Zirkel, in welchen sich selten nur, der uns beiden ungenießbare Bechtold, Nachbarschafts halber mit einschlich, (denn unsere Wohnungen gränzten so, daß wir uns alle Tage am Gartengeländer sehen mußten) hatte ich keinen Menschen in Giessen, mit dem ich einen nur einigermaßen vertrauten Umgang unterhalten konte, als den Bergrath Baumer.

Das war noch ein Mann von gutem alten Schrot und Korn. Er hatte Genie, gründliche Kentnisse, gesunden Mutterwiz, und eine höchstglükliche Laune. Er lebte als wahrer Philosoph, nahm an keiner Kabale Antheil, ließ die Narren sich zanken und raufen, zog sich kein Uebel sehr zu Gemüthe, war immerdar heiter und zufrieden, aß und trank gern etwas gutes, verstand sein Glas

Rheinwein, floh alle große Gesellschaften mit allem, was zum Luxus gehört, und wartete seines Amts, und seiner Patienten mit strenger Gewissenhaftigkeit.

Dieser Baümer war mein wahrer Freund, und zugleich mein Hausarzt. Unsre gewöhnliche Unterhaltung (wir besuchten einander etwa alle vierzehn Tage) war Spott über die Thorheiten der Welt. Und ich muß gestehn, daß ich diesem großen Arzte einen Theil meiner Aufklärung verdanke. Er erzählte beständig, bald Geschichten der Intrige, wo ich Klugheit und Unklugheit unterscheiden lernte, bald Geschichten seiner eignen Verirrungen, und besonders seines Wahnglaubens in jüngern Jahren, und wie er nach und nach in der Religion richtigere Einsichten erlangt habe; wo ich selbst meines noch hegenden Wahnglaubens an gewisse Grundartikel der Dogmatik mich heimlich schämen lernte, bald Geschichten aus der Geisterwelt, welche mich über Wunder und Erscheinungen nachdenken, und an ihnen die Farbe der Mährchen kennen lehrten.

Von leztern wil ich eine anführen, weil sie mich zuerst auf eine weit gehende Spur brachte.

Baumer hatte ehemals in Erfurt gelebt, und von einem Hause gehört, welches seit sechs Jahren kein Mensch bewohnt hatte, weil es in demselben so spüken solte, daß niemand im Stande war, mit Ruhe darinnen zu bleiben. Es war ein Haus, welches 4000 Thaler werth war, und um der angezeigten Ursache willen für 700 Thaler ihm angeboten wurde. Er als Philosoph besann sich keinen Augenblik, es zu kaufen, und den Gespenstern den Krieg anzukündigen, obgleich ehedem auch schon Leute dasselbe besessen, und wieder verlassen hatten, welche von Philosophie Profession machten. Nachdem er es an sich gekauft hatte, begab er sich mit seinem Famulus hinein, und fand nichts, was ihn hätte abschrekken können. Er ließ die Zimmer reinigen, und bewohnbar machen, und zog, da seine Frau und Kinder eher sterben, als ihm in die Geisterwohnung folgen wolten, mit seinem Gehasi allein in dieselben. Beide versahen sich mit Gewehr, wenn etwa die Gespenster körperlich seyn solten, und legten sich den ersten Abend, bei hellem Mondenschein, auf ihre Betten, welche sie auf einem großen und weiten Vorsaale absichtlich aufgeschlagen hatten. Sie lagen lange und vernahmen

nichts. Endlich aber bemerkten sie im Hinterhause ein Gepolter, das immer näher kam. Sie ermunterten einander zur ruhigen Aufmerksamkeit. Das Getöse ward stärker. Bald ward es im Saale selbst hörbar. Es war als wenn Menschen einander jagten, und Tische und Stühle über den Haufen werfen wolten. Die bei Nacht stärkere Lebhaftigkeit der Phantasie vergrösserte die sinnliche Wahrnehmung. Aber die Philosophen liessen sich nicht irre machen. Sie sahen, und sahen, und entdekten endlich beim Mondlicht — Thiere. Jezt ruft Baumer seinem Gehülfen zu, und jeder springt auf seiner Seite mit blankem Degen auf, und haut martialisch unter die Thiere hinein, und — in wenig Augenblikken ist das Gespenst verjagt, und die Ruhe hergestelt. Sie legen sich hierauf schlafen, und untersuchen am Morgen den Vorgang. Einige Stühle waren von ihrem Plaze bewegt, und auf dem Erdboden sahe man Blutflekken, welche Verwundung anzeigten. Nun war die Vermuthung bestätigt, daß Thiere den Lärm verursacht hatten. Baumer ließ Zimmerleute holen, und überal wo man nicht mit hellen Augen sehen konte, einreissen. Und so fanden sie am Hin-

tergebäude ein altes Gemäuer, das vielleicht seit hundert Jahren verschüttet gelegen hatte, bei dessen Aufreissung sie ein Schok Iltisse hervorspringen sahen, die seit vielen Jahren da genistet, und das Haus bei Nachtzeit, wenn sie auf Eßwaren Jagd machten, verunruhiget hatten. Nun zerstörte er dieses Nest, und endigte alle Spukereien, die das Haus in so bösen Ruf gebracht hatten. Und seine Philosophie ward durch einen höchst wolfeilen Hauskauf belohnt.

Bei dieser Geschichte machte mein alter Baumer verschiedene Bemerkungen, die mir aufs Herz fielen. Er erinnerte, wie wenig man sich auf sinnliche Warnehmungen verlassen könne, wenn man sie nicht mit vieler Vorsicht, Entschlossenheit und ausdauernder Untersuchung begleite. Er hieß mich erwägen, wie wenig man selbst auf die glaubwürdigscheinendsten Zeugen rechnen könne, wenn sie wunderbare Dinge berichten, wofern man nicht gewiß sey, daß diese Zeugen ihre sinnlichen Warnehmungen mit Sorgfalt angestelt, und mit philosophischer Strenge untersucht hätten. Und er sezte lächelnd hinzu, daß die lieben Herren Theolo-

gen ein schweres Stük Arbeit bekommen dürften, wenn man ihre biblischen Wundergeschichten, und deren Zeugen nach diesem Maasstabe prüfen wolte. — Dies Gespräch eines philosophischen Arztes brachte die ersten Keime des Unglaubens in meine Seele, die erst viele Jahre hernach aufbrachen, und durch Verwerfung alles Uebernatürlichen reiften.

In Darmstadt — hatte ich mehr Freunde, aber auch nicht wenig Feinde. Die meisten Geistlichen daselbst waren armselige Saalbader, die an der Orthodoxie und an Bennern hiengen, wie die Klette in den Haaren. Diese und alle, welche der Geistlichkeit ergeben waren, machten eine Parthei, die gegen mich würkte, aber mehr nicht vermochte, als Anekdoten haschen, und Bennersche Erdichtungen ausbreiten, mit dem Sprichwort bekannt: calumniare audacter: semper aliquid haeret.

Unter den geheimen Räthen konte ich den Herrn v. Hesse, eigentlich meinen Freund nennen. Das war ein Mann von Genie, Kentnissen, und

Geschmak. Sein einziger Fehler war Eitelkeit. Er wußte zu sehr, daß er Kopf hatte, und die andern übersah, und überließ es zu wenig andern Leuten, sein Gutes zu finden, und bekant zu machen. Herr Mark, ein Mitarbeiter an der algemein deutschen Bibliothek, war sein Vertrauter. In seinem Hause war Steifheit, und Etikette verbannt. Ich logirte bei ihm, wenn ich in Darmstadt war, und genoß eines traulichen Umgangs. Seine Protektion schüzte mich gegen viele Kabalen.

Aber meine größte Stüzze war die große Landgräfin von Hessen Darmstadt, welche Friedrich der Große selbst verehrte, und sie für eine der weisesten und vortreflichsten ihres Geschlechts erkante. Sie lebte von ihrem schwachen Eheherrn getrennt, und duldete mit Großmuth seine Maitressen. Ihre Beschäftigungen waren, philosophische Lektüre, eine weitläuftige Korrespondenz selbst mit Friedrich dem Großen, und — Wolthätigkeit. Diese Dame war meine wärmste Freundin. Ich bewahre noch ihre Briefe, die sie mir schrieb, als ein Heiligthum. So lange sie lebte und Einfluß behielt, konte keine Verfolgung mir schaden,

und keine Verleumdung bei Hofe Gehör finden. Und nie — nie würde ich Giessen verlassen haben, wenn sie nicht so bald die Welt verlassen, und der allfarbigte Moser das Ruder in die Hände bekommen hätte.

Bei einem Falle, wo ich im höchsten Grade unrecht leiden mußte, konte mir doch weder die Landgräfin noch der Kurator Hülfe leisten. Nach langem Zögern und vielfältigen Kabalen, die gegen mich gespielt wurden, hatte endlich ein gewisser Kandidat Ouvrier, welcher mit als Informator der fürstlichen Kinder angestelt war, die dritte Stelle in der Fakultät nebst der damit verbundenen Superintendur erschlichen. Die Dekrete wurden ausgefertiget, und ich erhielt, wie ich glaubte, zu meiner Entschädigung, die Burgpredigerstelle nebst der schönen Wohnung, welche damit verbunden war. Herr Bechtold hatte eine Tochter des Geh. Raths Miltenberger zur Ehe, und erfuhr durch seinen Schwiegervater, daß die ergangnen Dekrete noch vielem Widerspruche bei Hofe unter-

worfen wären. Diese geheime Nachricht benuzte er dazu, daß er mich beredete, auf das eilfertigste meine Wohnung zu verlassen, und die mir angewiesene Burgpredigerwohnung zu beziehen. Dies war sein Vortheil. Denn wenn ich mir Zeit nahm, und weniger übereilt das Dekret befolgte, so kam indes das erfolgte Widerrufungsdekret an, und dann hätte ich die Wohnung behalten, welche ich bereits mit vielen Kosten nach meiner Bequemlichkeit eingerichtet hatte. Denn das große Superintendurhaus hatte zwei Abtheilungen, deren beste mir war eingeräumt worden. Da also Herr Bechtold sahe, daß ich mich nicht vertreiben lassen, und er mit dem schlechtern Hause würde fürlieb nehmen müssen; so verheelte er mir die ihm bekante Veränderung, und verleitete mich zum Ausziehen, um geschwind von meiner schönen Wohnung Besiz zu nehmen, die ich nun verlassen hatte.

Ich betrieb alles hastig, und mit Unruhe. Heute kam das Dekret, übermorgen bezog ich die neue Wohnung, und noch in derselben Woche war sie schon mit Wandschränken, Tapeten und allen den neuen Dingen versehen, die meine Liebe zur

Reinlichkeit, und Bequemlichkeit erheischte. Nach acht Tagen kam neue Ordre. Es hieß, es sey durch einen Irthum des expedirenden Sekretairs geschehen, daß mir die mit der dritten Stelle von jeher verbunden gewesene Burgpredigerstelle nebst der Wohnung wäre zugetheilt worden: ich solle also solche unverzüglich wieder räumen, und meine alte Wohnung behalten. Dieses Dekret sezte mich in die äuserste Verwirrung. Es war der größte Triumph für meine Feinde. Es war ein ansehnlicher Schade für meinen Beutel. Es war die möglichste Verschlechterung meiner häuslichen Lage.

Ich bot Himmel und Erde auf, diesen Unglüksschlag abzuwenden. Ich schrieb an die Landgräfin. Ich wandte mich nach Pirmansens. Ich that überal die rührendsten Vorstellungen: „ich „würde vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht: „ich sey einmal eingezogen; hätte 120 Gülden „Kosten verwendet: es wäre der Ruin meiner Mo„bilien: ich müste nun die abscheulichste Wohnung „beziehen, da Bechtold meine vorige Wohnung „schon eingenommen hätte; Ouvrier verliere ja „nichts an Einnahme, wenn er meine Prediger-

„Stelle behielte, die ihm im ersten Dekret zuer„kant war: u. s. w." Alles war umsonst. Es kam wiederholter Befehl. Ich schrie nochmals über Schaden. Ich erhielt Versicherung, daß mich Ouvnier entschädigen solle. — Ich muste ausziehen.

Da spotteten meine Feinde. Da lachte Bechtold, daß er so die beste Wohnung erwischt hatte. Und ich — ergab mich endlich in mein Schiksal, schlich in ein elendes Gebäude, puzte mirs auf, so gut ich konte, processirte ein Jahr lang über die versprochne Entschädigung, und bekam endlich statt 120 Gulden nur funfzig.

Neunzehntes Kapitel.

Schriftstellerei.

Leiden und Sorgen haben nie Einfluß auf meine Arbeiten gehabt. Sie konten auf einige Augen-

blikke mich mürrisch machen, aber wenn ich den ersten Anfal überstanden hatte, und meine Feder zur Hand nahm, so vergaß ich alles, und meine ganze Kraft mit allem meinem Feuer stand mir eben so zu Gebote, als wenn ich dem Glük im Schooße gesessen hätte.

Ich habe in Giessen viel geleistet. Denn ich wendete mehr Zeit aufs Privatstudium als in Erfurt, und lieferte mehr als zweimal so viel Schriften. Ich glaube, daß die neue Lebensart, da ich vom Bier und seltenen Weingenuß zum täglichen Gebrauche des Weins übergehen mußte, mein Blut leichter, und meine Lebensgeister reger gemacht hatte.

Mein erstes war eine Samlung Predigten, welche ich im Verlage des Herrn Varrentrapp in Frankfurth heraus gab. Benners Geschrei, daß ich in der Lehre von der Dreieinigkeit nicht rechtgläubig sey, hatten sie veranlaßt. Ich suchte mich vor der Welt zu rechtfertigen, und trug doch im Grunde einen feinen Arianismus vor. Die Predigten waren an sich, so weit sich ihr moralischer

Inhalt erstrekte, gut gerathen. Sie hatten das Verdienst der guten Entwiklung, und lichtvollen Darlegung der Begriffe, und eines populären Ausdruks. Aber ihr dogmatischer Theil war Stümperei. Ich quälte mich ohne Noth mit der lieben Dreieinigkeit. Sie ganz aufzugeben gestattete mir mein Gewissen d. h. mein Vorurtheil nicht, welches mir diese Lehre, durch die Eindrükke der Erziehung, heilig und ehrwürdig gemacht hatte. Gleichwol fühlte ich, daß sie weder mit der Vernunft sich reimen, noch aus der Schrift gründlich beweisen ließ. Daher drehte ich mich im ewigen Kreise der Möglichkeiten herum, und ergrif, um doch eine Dreieinigkeit zu glauben, bald diese, bald eine andere Hypothese, aus welcher ich sie zu erklären, und — mir zu retten suchte.

In der Folge gab ich wieder, bei den Eichenbergerschen Erben in Frankfurth, eine andere Samlung heraus, unter dem Titel: Predigten über das Amt und die Person Jesu, in denen ich, in Absicht auf die Gottheit Christi wieder mehr Sabellianer war, und zugleich die Versöhnungs-Lehre in eine vernunftmäßige Vorstellungsart zu bringen suchte.

Ich verdiente mit diesen Arbeiten wenig. Denn ich hatte den Weg zu den Sächsischen und Preußischen Buchhändlern noch nicht gefunden, deren Luisd'ore in Giessen neun Gulden galten. Und die Frankfurter glaubten Wunder was, sie bezahlten, wenn sie fünf Gulden für den Bogen sich abtrozzen liessen.

Eine Anweisung zum Predigen ließ ich auf eigne Kosten ausgehen, unter dem Titel: Homiletik. Es war ein bloßes Skelet, enthielt aber ganz richtige Regeln, und Grundsäzze, und war schon ziemlich frei von dem gewöhnlichen Schlendrian der alten homiletischen Lehrbücher.

Endlich ließ Herr Schwikert in Leipzig mir durch meinen Vater seinen Verlag antragen. Aber er bot mir für den Bogen meines apparatus crit. Vet. Testamenti nicht mehr als vier Thaler. Das war freilich mehr in der Guldenzahl, als die Frankfurter gaben. Aber er drukte mir meine saure Arbeit auf so großes Format, und ließ es dermassen zusammenkeilen, daß ich kaum zehn Gulden erhielt, wenn ich eine ganze Woche gesessen, und mich müde geschrieben hatte.

Fürwar ein saures Stük Arbeit! Ich hatte mir vorgenommen, mit Hülfe der großen Polyglotte aus alten griechschen, und orientalischen Uebersezzungen die Varianten über den ganzen Text des A. Testaments zu sammeln, dieselben zu beurtheilen, und bei der Gelegenheit, selbst die alten Uebersezzungen zu berichtigen, und ihren Text durch Vergleichung zu emendiren. Da saß ich oft über einem Verse eine Stunde, und hatte kaum eine halbe Seite vol geschrieben d. h. für acht Bazzen Ware gefertiget. — Diese Arbeit gerieth auch in Stekken. Herr Schwikert mochte nicht sonderlichen Abgang verspüren, weil es ein zu kleines Publikum war, für welches man eine solche Arbeit bestimmen konte. Und ich — war froh, daß er nichts mehr verlangte.

Bald fiel mir es ein, eine algemeine theologische Bibliothek aufzustellen. Hier war ein großes und mannigfaltiges Feld, das mehr Unterhaltung gab. Hier konte ich durch treuherzige Mitarbeiter etwas gewinnen, welche entweder ganz umsonst mir arbeiteten, oder doch nicht so viel bekamen, als ich mir vom Verleger zahlen ließ.

Hier genoß ich zugleich das Vergnügen, mit der neuen theologischen Litteratur bekant zu werden. Hier endlich hatte ich Gelegenheit, die liebe Orthodoxie auf eine kostenlose Art zu züchtigen, und mich wegen der vielen Verdrüßlichkeiten schadlos zu halten, die sie mir verursacht hatte.

Der Gedanke entzükte mich. Ich schrieb an alle meine theologischen Korrespondenten, und noch an viele mir unbekante Männer, und ladete sie zur Theilnehmung ein. Ich kündigte mich mit Energie im Publikum an. Ich akkordirte mit einem Verleger. Mit einem Worte, das theologische Tribunal ward errichtet, und — was ich an Klozzen schon erfahren hatte — ich ward auf einmal ein ganz anderer Mann im Publikum. Ich erhielt Briefe von allen Orten und Enden, in welchen man sich meine Freundschaft ausbat. Ich bekam Bücher von den Autoren zugeschikt. Ich ward von Männern bekomplimentirt, die mich sonst kaum über die Achseln angesehn hatten. Und was Leute waren, die sich ein wenig zu hoch dünkten, um expres um meine hochrichterliche Gnade zu buhlen, die nahmen Umwege. So schrieb z. B.

der

der Herr Kirchenrath Seiler, den ich zum Mitarbeiter eingeladen hatte, anonymisch an mich, erbot sich zu unentgeltlichen Beiträgen, schikte mir eine Addresse, unter welcher ich ferner an ihn meine Briefe gelangen lassen solte, schrieb das alles in einem sehr herzlichen und zuthätigen Tone, und unterzeichnete sich I. T. K.

Indessen — die gehoften Beiträge blieben aussen. Ich mußte fast alles allein bearbeiten. Und dadurch gewann das Werk, indem es eine gewisse Einheit bekam. Auch ließ ich es an meinem Fleiße nicht fehlen. Ich las alles, was ich recensirte, wo nicht ganz, doch so viel als nöthig war, um ein statthaftes Urtheil zu fällen. Das Publikum nahm auch meine Arbeit mit Beifal auf, und nur mein nachmahliger Abzug in die Schweiz war Ursache, daß ich diese Bibliothek nur bis zum vierten Bande fortsezte. Vom fünften an hat sie hernach Herr Mursinna bearbeitet.

Die Klage, daß in Giessen keine ordentliche Kirchengeschichte gelesen würde, veranlaßte meine Autorschaft in diesem Geschichtsfache. Benner

und Bechtold, wolten und konten sie nicht lesen, und Ouvrier war vollends ein armer Sünder: also ward mir es aufgebürdet. Ich hatte noch nie diese Geschichte zusammenhängend studiret, und selbst auf Universitäten kein ordentliches Kollegium darüber gehört. Viele einzelne Materialien hatte ich gesammelt, aber nichts Ganzes war in meinen Händen. Zum Glük besaß ich Hefte, welche ein geschikter junger Mann bei Ernesti nachgeschrieben hatte, welcher über den Rechenberg zu lesen pflegte. Ich legte also, um ein eignes Lehrbuch zu haben (welches das Dociren ungemein erleichtert) den Rechenberg zum Grunde d. h. ich befolgte dessen Ordnung, und ließ mich im übrigen von meinen Heften leiten. So entstund mein Lehrbuch der Kirchengeschichte Neuen Testaments, welches nach alter Methode die Kezzereien, Koncilien, Kirchenväter und Veränderungen der Kirche, und ihrer Lehren bis zur Reformation erzählte, aber manche historische Warheit, so wie manche Winke zu weiterer Entdekkung der Warheit, enthielt, die in den gemeinen Kompendien nicht zu finden waren. — Ich bekam vier Gulden für den Bogen. Wo ich nicht irre, war abermals Varrentrapp mein Verleger.

Von diesem Varrentrapp hatte ich aus einer Erbschaft eine Partie schöner Kleider erhandelt, und mich durch einen wolfeilen Kauf auf viele Jahre versorgt. Die Rechnung betrug hundert Gulden, deren Bezahlung mir lästig wurde. Ich ging daher mit meinem Manuscriptmagazine zu rathe, und bekam zu erst einen großen Stos der Gerstenbergischen Verlassenschaft in die Hände. Darunter fand sich ein Manuscript, bei hundert Bogen stark, über die Lehren der Katholischen Religion. Der alte Philosoph, welcher alle positive Religion verlachte, weil er sie alle auf lauter Scheingründen erbaut sah, hatte hier einen Versuch gemacht, gerade die albernste unter allen positiven Religionen zu vertheidigen, und durch philosophische so wol, als exegetische Sophistereien, die abgeschmaktesten Lehrsäzze derselben, von Fegfeuer, von Anbetung der Heiligen, von der Verwandlung im Abendmahl, von der Ohrenbeichte, von der Messe, vom Ablaß u. s. w. zu beweisen, und sie so wol schrift- als vernunftmäßig darzustellen.

Bei Erblikkung dieses Manuscripts, dachte ich, das sey ein Wälzer für Franz Varrentrapp.

Denn er wolte immer gern für wenig Geld viel Papier haben. Mein Gedanke war dabei, daß es im Publikum Sensation machen, und mehrere Hände und Köpfe in Thätigkeit sezzen würde, diese Sophistereien zu entblössen, und die Warheit ins Licht zu sezzen. Und dadurch hätte die Ausgabe dieses wirklich mit Scharfsinn gearbeiteten Buchs dem Publikum nuzbar werden können. Ich verkaufte es also an Franz Varrentrapp, und erreichte den Zwek, meine Kleiderrechnung damit bezahlt zu sehen; aber der Wunsch, im Publikum den Geist der Prüfung in Odem zu sezzen, blieb unerfült. Ich weiß den Titel nicht mehr. Denn ich besizze keine einzige meiner Schriften, bis auf die allerneusten. Er hieß ohngefähr: Versuch den katholischen Lehrbegrif zu vertheidigen — von einem Protestanten. Dieser leztere Zusaz war absichtlich bestimt, die Neugierde rege zu machen, und die Streiter Zions aufzuwekken. Aber sie hörten den Wekker nicht.

Die Ursache, warum das Buch ganz unbekant geblieben ist, und auch nicht das mindeste Aufsehen gemacht hat, so sehr es auch durch die

darin sichtbare Geisteskraft Aufmerksamkeit verdiente, glaube ich in einer algemeinen Beobachtung zu finden. Ich habe zu allen Zeiten bemerkt, daß der Geist der theologischen Intoleranz, und Streitsucht seinen festgesezten Wirkungskreis hat, und nicht überal sich thätig zeigt, wo sich ihre Gegenstände darbieten. Es ist diesem Geiste geradezu nicht um Warheit, und Belehrung zu thun. Er hat blos und lediglich den Zwek, zu schaden. Er wil nicht den Irthum, sondern den Irrenden — nicht belehren, sondern stürzen. Seine Waffen sind auf die Person, nicht auf die Sache gerichtet. Daher wird man gewahr werden, daß die Wächter Zions alle wie im tiefsten Schlafe liegen, wenn ein Buch erscheint, dessen Verfasser keines persönlichen Angrifs, und keiner Beschädigung fähig ist, wenn es auch wirklich ihre positive Religion in ihrer Grundfeste erschüttert, und die fürchterlichsten Kezzereien enthält. Kömt aber eine Schrift zum Vorschein, deren Verfasser sie bei den Haaren pakken, und auf irgend eine Art beschädigen können, dann sind gleich alle ihre Patrullen bei der Hand, ihn zu fahen, und auf den Richtplez zu schleppen.

Aus dieser sehr richtigen Beobachtung wird man sichs erklären können, warum so viele kezzerische Schriften ganz unbekant geblieben sind, oder doch gar kein Geschrei unter den religiösen Zeloten erregt haben. Warum haben z. B. die Herren Zionswächter sich nicht an eine gründliche Widerlegung der religiösen Aeuserungen Friedrichs des Großen gemacht? Weil das ein Kezzer war, dem sie nicht schaden konten. Denn die Herren wollen von ihren Kriegen Effekt sehen. Es sol der Mann gezüchtiget werden, dessen Meinungen sie bestreiten. — Warum hat Eberhards Apologie so wenig Lärm gemacht? Weil er ein Philosoph von entschiedenem Kredit in den preußischen Staaten war, und man wol sahe, daß ihm weder Brod, noch Ehre, noch des etwas entgehen würde, wenn man einen noch so algemeinen Waffenaufstand erregte. — Warum hat meine Vertheidigung des Katholizismus keine Sensation gemacht? weil man weder den Verfasser noch den Herausgeber kante. Hätte ich meinen Namen darauf gesezt; so hätten alle deutschen Gözzen einen Heereszug begonnen, weil sie die Hofnung hatten, mich persönlich zu verwunden. —

Die Herren sind einmal nicht eroberungssüchtig. Sie sind zufrieden, wenn das Gebiet ihrer Warheit sich behauptet. Sie verlangen, für die Warheit, kein Haarbreit Terrain zu gewinnen. Sie wollen bei ihren Kriegen nur — Blut sehen. Hat nur der bestritne Kezzer seine Wunden weg, dann ziehen sie frohlokkend sich in ihre Festung, welche ein durch Friedensschlüsse gesicherter Posses unüberwindlich macht, und wo sie so fein gemächlich essen und trinken und Kinder zeugen können, und lassen Warheit Warheit seyn.

Zwanzigstes Kapitel.

Fortschritte in der Aufklärung.

Ich kam nach Giessen noch sehr rechtgläubig. Mein Glaube an die Göttlichkeit der Offenbahrung, an die unmittelbare Sendung Jesu, an seine Wundergeschichte, an Dreieinigkeit, Gnadenwirkungen, natürliches Verderben, Rechtfertigung des Sün-

ders durch Ergreifung des Verdienstes Christi, und insonderheit an die ganze Satisfaktionstheorie schien unerschütterlich zu seyn. Nur die Art und Weise, wie drei Personen in einem Gott seyn solten, hatte meine Vernunft in Anspruch genommen. Nur das, des Menschen Kraft und Fleiß ausschliessende, Geschäft des heil. Geistes hatte ich mir etwas besser erklärt. Nur den Begrif der Erbsünde hatte ich eingeschränkt. Und in der Lehre von der Versöhnung, und Rechtfertigung hatte ich den Werth der Tugend zu retten gesucht, und mich von dem Irthume gereiniget, daß Gott bei seiner Gnade gar keine Rüksicht auf den menschlichen Tugendeifer nehmen solte. Daß ich in der Abendmahlslehre mehr reformirt, als lutherisch war, was wol jezt alle deutsche Christen von schlichtem Menschenverstande sind, wird man von selbst voraussezzen. Ich wil also nun die wenigen Fortschritte meiner Erkentniß erzählen, welche ich in Giessen gethan habe.

Zuerst gab ich die Dreieinigkeit auf, und zwar wirklich aus Ermüdung. Ich hatte mich nun mehrere Jahre mit ihr geplagt, uud gequält, um eine

Vorstellungsart aufzufinden, welche sich mit der Vernunft reimte, und doch die für christlich und biblisch gehaltene Lehre von drei Personen in Gott stehen ließ, und war über diesem unnüzzen Warheitforschen so viel verkezzert, und angefeindet worden, daß ich endlich des Forschens müde ward, und auf die Gedanken kam, daß in dieser Lehre für die Vernunft nichts zu thun sey. Und da hernach mein Studium der Kirchengeschichte mich aufmerksam machte und belehrte, daß ja in der alten Kirche der Name einer Dreieinigkeit ganz unbekant gewesen, und die bestimte Vorstellungsart der Kirche erst in spätern Zeiten nach vielerlei höchstärgerlichen Zänkereien festgesezt worden sey; so fand ich endlich, daß diese Lehre ihren Grund weder in Vernunft, noch Schrift habe, sondern unter die Grübeleien der Kirchenlehrer gehöre. Und so fixirten sich vor der Hand die Vorstellungen: „daß Christus ein Mensch gewesen sey, dem Gott „seine Weisheit unmittelbar mitgetheilt, den er „zur Erlösung der Menschen unmittelbar befehliget, und bei dessen ganzem Geschäfte Gott unmittelbar mitgewirket habe, und daß er darum Gott „heisse, weil Gott selbst in und durch ihn wirksam

„gewesen sey." Den heil. Geist aber hielt ich nur für die Kraft Gottes, die in der ganzen Schöpfung wirksam ist, und also auch in Christo wirksam war: weil ich einsahe, daß alle Schriftbeweise für eine Persönlichkeit dieses Geistes, von jedem Anfänger in der morgenländischen Sprache, widerlegt werden konten.

Uebrigens fiel ich doch nicht darauf, die Worte Sohn und Zeugen aus dem Sprachgebrauche zu erklären, den ich hernach in meinem Lexikon des N. Test. angezeigt, und bewiesen habe; sondern ich war bald geneigt, den Grund der Benennung in der wunderbaren Geburt Jesu aufzusuchen, bald diese Worte, wie es Glassius nennt, deklarative zu nehmen, und sonach die Redensart: ich habe dich gezeuget, in die zu verwandeln: ich habe dich für meinen Gezeugten, für meinen Sohn, für meinen Stellvertreter unter den Menschen, deklarirt. Und eben so wenig war ich damals noch auf die nahe liegende Idee gekommen, daß der Geist, der Geist Gottes, der Geist Christi, die durch die Lehre Jesu aufgeklärte Vernunft sey.

Aber mehr, als alles das lag mir zur selbigen Zeit die Versöhnungslehre am Herzen. Denn diese hatte durch die Eindrükke des jugendlichen Unterrichts, durch die in meinen frühesten Jahren schon aus ihr entstandenen religiösen Gefühle des Trostes, und der Freudigkeit zu Gott, und besonders durch die rührende Feierlichkeit meiner ersten Kommunion, so wie durch Pallmanns herzangreifende Ermahnungen, und meines Vaters vielfältige Vorträge über dieselbe, mich dermaßen gefesselt, daß ich die größte Gewissensangst empfand, wenn nur irgend ein Zweifel gegen sie in meiner Seele aufzusteigen began.

Bei dieser Lehre glaubte ich zu leben, und zu sterben. Und, sie je durch einen laut gesagten Zweifel erschüttern, schien mir eben so viel zu heissen, als mit dem Grunde meiner eignen Ruhe, und Seligkeit, die Ruhe der Menschheit untergraben, und den einzigen Trost so vieler Millionen Menschen auf das grausamste zerstören. Wenn daher je zuweilen eine Vernunftbedenklichkeit mir aufstieß; so nahm ich gleich meine Zuflucht zum Gebet, und flehte Gott nicht nur um Vergebung

wegen dieser Wankelmüthigkeit meines Glaubens, sondern ich bat ihn auch — oft mit Thränen — daß er mich, durch seine Gnade, wenigstens in diesem Glauben an das theure Verdienst seines Sohnes erhalten, und mich bis an mein Ende in ihm Trost, und Seelenruhe finden lassen wolle.

Daher kam es bei mir, in Ansehung dieser Lehre, nie zu einer eigentlichen und volständigen Prüfung. Wenigstens ließ ich schlechterdings keine Vernunfteinwendung gelten; sondern ich begnügte mich, wenn ich diese Lehre schriftmäßig fand. Und eben darum saß ich oft ganze Tage über den sogenanten Beweisstellen meiner Dogmatik, und suchte mir ihre Beweiskraft recht klar, und augenscheinlich zu machen. Aber es ist auch unbeschreiblich, wie viel ich bei diesem Suchen tüchtiger Beweisstellen mich gequält habe. Denn ich war jezt, seit ich mich an grammatische Interpretation gewöhnt, und mir es zum Gesez gemacht hatte, überal meine Auslegungen auf erwiesenen Sprachgebrauch zu gründen, und mich bei der Deutung einer Schriftstelle nicht eher zu beruhigen, bis ich aus unwidersprechlichen Gründen erkante, daß

nur dieser Sinn der einzige mögliche sey — ich war, sage ich, jezt bei dieser Strenge in Beurtheilung der Beweisstellen alle Augenblik in dem Falle, daß ein für unumstößlich gehaltener Beweisspruch von mir verworfen werden mußte.

Bei dieser exegetischen Untersuchung erschrak ich anfangs freilich so gar sehr nicht, wenn ein Diktum probans die Probe nicht mehr hielt, und ausgemerzt wurde. Denn ich hatte den täuschenden Trost, daß noch das N. Testament vol von Stellen sey, welche diese wichtige Lehre unwidersprechlich machten. Aber da hernach von Zeit zu Zeit immer mehr solche Stellen mir in ihrer Beweislosigkeit erschienen, und eine nach der andern ihren Abschied erhielt, da wurde ich mit jedem Tage ängstlicher, und verdoppelte mein Flehen zu Gott, daß er mich doch in meinem Glauben fest machen, und die Augen mir öfnen möchte, diese trostvolle Warheit in der Schrift recht unumstößlich erwiesen zu sehen. — So hab ich zwei ganzer Jahre in Giessen mich gemartert.

Anfangs war ich nie bei meinen Beweissprüchen um die Sache selbst bekümmert. Denn daß

Jesu blutiger Tod ein Söhnopfer für die Menschheit seyn, und ihre Sünden-Strafe wegnehmen solte, das war mir zur Zeit in allen Stellen sichtbar, die von der Erlösung handelten. Aber, die Art und Weise machte mir zu schaffen, daß nämlich diese Erlösung von der Schuld, und Strafe der Sünden durch den Tod Jesu, vermittelst einer Imputation oder Zurechnung seiner Leiden so wol, als seines dabei bewiesenen volkomnen Gehorsams, geschehen solte.

Ich hörte immer nur in den Schriften der Apostel, daß sein Tod die Ursache der Vergebung unserer Sünde sey, uns mit Gott versöhnt habe, ein Opfer für unsere Sünde sey u. s. w. Aber von dem Modus, von der Art und Weise, wie der Tod Jesu uns versöhne, und Vergebung bewirke oder bewirket habe, das schien keine einzige Stelle mich zu lehren. Denn die Worte meines Systems, welche diesen Modus ausdrükten, fand ich nicht. Ich las nirgends etwas von einem Verdienste Christi, nirgends von einer Ergreifung und Zueignung desselben, nirgends von einer Imputation, nirgends von einem stelvertretenden

Leiden. Und das war es, was mich so ångstete, und mich oft mit der Besorgniß quålte, daß mein Glaube an die Versöhnungslehre auch noch verloren gehen würde, weil derselbe ja gar nicht ohne die Ueberzeugung von dem angegebnen Modus bestehen konte.

Eines Tages wiederfuhr mir eine unaussprechliche Freude, da mir von ohngefähr (denn ich trug die Versöhnungslehre beständig in meinem Kopfe herum) die Stelle aus dem Johannes einfiel: Jesus Christus ist die Versöhnung für unsere Sünde, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für der ganzen Welt Sünde, — und ich besonders durch die Worte: nicht allein aber für die unsere — frappirt, und auf einen scheinbaren Nervus probandi geführt wurde, der mir aus ihm plözlich entgegen leuchtete. — Halt, sprach ich bei mir selbst, da ists ja klar, daß es Imputation seyn muß. Denn wenn es blos hieße, für unsere Sünde, so könte es auf die Christen gehen, welche Gelegenheit hatten, durch die Lehre Jesu, und das Beispiel seines Todes von Sünden gereinigt, und mit Gott versöhnet zu werden. Aber da der Apo-

stel, ausdrüklich die Quantität des Sazzes erweitert, und durch das, nicht allein — sondern — die Versöhnung, als eine der ganzen Welt wiederfahrne Wolthat beschreibt, die allen, auch den Nichtchristen, auch den entferntesten Heiden zu gute kommen sol; so kan der Tod Jesu ja nicht als Beispiel betrachtet werden, wie die Socinianer wollen: denn als Beispiel können ihn ja nur die Christen benuzzen, sondern er muß als Imputation gelten, weil er, nur durch Zurechnung, der ganzen Welt zu gute kommen kan. — So dachte ich in meiner Einfalt, und empfand Himmelswonne, daß ich doch einmal einen Spruch gefunden hatte, wo die Zurechnung des Verdienstes Christi klar gelehret zu werden schien. Ich dankte Gott herzlich für diesen Fund, und sezte mit neuem Eifer meine Nachsuchungen fort, durch die ich mehr dergleichen Stellen zu entdekken hofte. Das fiel mir so wenig, als andere Zweifel ein, daß hier doch noch zur Imputation das Korrelatum des Ergreifens, und Zueignens fehle, welches nur die Christen, aber nicht die ganze Welt, konte.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Fortsezzung.

Wie gesagt, zwei ganze Jahre suchte ich die dogmatischen Versöhnungslehren in der Bibel. Ich las zweimal das N. Testament blos ihrentwegen durch. Ich schrieb alle Stellen, die nur etwas beweisendes zu enthalten schienen, ab, brachte sie mir in Klassen, und erschöpfte mein Nachdenken, um in ihnen Beweiskraft zu finden, und — ward doch nicht beruhigt.

Während dieser Zeit, da beim Lesen der Schrift mir gegen mancherlei andere Dogmen allerlei Bedenklichkeiten mit aufstiessen, bekam ich den Einfal, diese Bedenklichkeiten der Welt mitzutheilen, und schrieb daher das Buch: Versuch, den protestantischen Lehrbegrif zu verbessern: davon, wo ich mich recht erinnere, zwei Bände ins Publikum gekommen sind. Dieser Versuch zog mir neue Verfolgungen der Bennerschen Parthei zu, die mich gegen die Theologie immermehr erbitterten, und mich in dem Vorsazze bestärkten,

gegen alles, was ich in ihr bei strenger Prüfung beweislos finden würde, meine Feder zu schärfen. Und in diesem Entschlusse befestigte mich auch von Zeit zu Zeit mein alter Baumer, durch seine feinen Spöttereien über die Reste meiner Orthodoxie, indem er dadurch meinen Ehrgeiz aufregte, und mir es fest in den Kopf sezte, durchaus nichts mehr zu glauben, was ich nicht aus Vernunft und Schrift auf das strengste beweisen, und dem scharfsinnigsten Zweifler aufdringen könte.

Ich hatte eben den zweiten Band dieses Werks angefangen, und war noch immer, nach zweimaliger Durchlesung des N. Testaments, wegen der Versöhnungslehre zu keiner Ruhe meines Gewissens gekommen, als ein alter Freund .... aus H.... durch Giessen reisete, um die Schweiz zu besehen, und mich besuchte. Dieser Freund war mir sehr werth, und ich schäzte ihn, ohngeachtet er mir schon lange als Freigeist bekant war, eben so aufrichtig, als einen der scharfsinnigsten Denker, und als einen Mann von ausgebreiteten Kentnissen, als ich seinen vortreflichen Karakter verehrte. Zwischen mir und ihm began sogleich

nach den ersten herzlichen Bewillkommnungen folgendes Gespräch.

Fr. Nun wie gehts in Giessen, lieber Bahrdt. Leben Sie hier ruhiger, als in Erfurt?

Ich. Unruhiger, Freund, als ich je gelebt habe. Bald plagt mich mein Gewissen mit Zweifeln, bald mein Weib mit Eifersucht, bald der Kezzermachergeist durch Verfolgung und Verläumdung.

Fr. Das beklag ich. Aber wie in aller Welt kan ihr Gewissen noch mit Zweifeln zu kämpfen haben? Das klingt mir für einen philosophischen Kopf ein wenig sonderbar.

Ich. Warum, Freund! Sollen wir mit der Warheit nicht eben so gewissenhaft umgehen, als mit andern Gütern? Und wenn es noch Warheit giebt, auf welcher das Wohl der Menschheit beruht, und gegen diese Warheit uns Zweifel aufstoßen, sol da unser Gewissen schweigen? Sol ich leichtsinnig sie fahren lassen, und mich und — als Volkslehrer — die Menschheit eins unentbehrlichen Guts berauben?

Fr. Ich kan nur nicht begreifen, lieber Bahrdt, was für eine Warheit aus Ihrer ganzen Dogmatik das Wohl der Menschheit alteriren könte. Man kan ja mit dem ganzen Plunder keinen Hund aus dem Ofen lokken. Und das Daseyn Gottes oder die Unsterblichkeit der Seelen wirds doch nicht seyn, woran Sie zweifelhaft worden sind? Denn da allein wolte ichs allenfals gelten lassen, wenn Ihr Gewissen Ihnen Unruhe machte.

Ich. Ich weis wol, lieber Freund, daß Sie ein ehrlicher Naturalist sind, und ich liebe Sie darum nicht weniger. Aber ich habe in meiner Religion noch eine Lehre, die ich eben so wenig je aufgeben werde, als meinen Glauben an Offenbarung.

Fr. (lächelnd) Und diese Lehre ist?

Ich. Die Lehre von der Versöhnung.

Fr. (hochauflachend) Lieber Herzensmann, ist das möglich? Warlich ich hätte mir eher des Himmels Einfal vermuthet, als daß ein solcher heller Kopf noch von einer Grille gefesselt seyn solte, welche mehr als alles die Vernunft empört.

Ich. Lassen Sie das seyn, Freund. Meine Achtung gegen die Offenbarung nöthigt mich, der Vernunft, die ich so sehr ehre, wie Sie, hier Bescheidenheit zu gebieten. Einmal ists eine Lehre der heil. Schrift, und zwar die Grundlehre des ganzen so ehrwürdigen Christenthums.

Fr. (ernsthaft) Aber Freund, wenn sie das einmal glauben, daß Ihre Bibel sie lehrt, und Ihre Vernunft schweigen heißt, so sehe ich nicht, was Ihr Gewissen noch beunruhigen kan?

Ich. Das wil ich Ihnen sagen. Mein Sprachstudium hat mich auf Zweifel geleitet. Ich bin als Philolog strenger geworden, in Beurtheilung der Beweise. Und seit dem habe ich eine Beweisstelle nach der andern aufgeben müssen, und bin bis jezt noch nicht im Stande gewesen, dieser so wichtigen Warheit eine exegetische Festigkeit zu verschaffen, welche mich bei meinem Glauben allein zu beruhigen im Stande ist.

Fr. Sie sind mir ein Räthsel. Erst halten Sie die Versöhnungslehre für schriftmäßig, unterdrükken alle Zweifel der Vernunft, und nun — macht ihnen gleichwol der Mangel strenger Schrift-

beweise Unruhe. Ei, so werfen Sie doch den ganzen Kram von sich. Wozu ängsten Sie sich denn?

Ich. Freund, seyn Sie tolerant. An dieser Lehre liegt mir, und der Menschheit zu viel. Sie ist die Quelle des Trostes, und der Ruhe für mein Herz so wol, als für so viele tausend Menschen.

Fr. Quelle des Trostes, und der Ruhe? Ich erstaune. Mann, mit dem philosophischen Geist, wie können Sie so lange jugendliche Täuschungen für Warheit ansehen? Quelle des Trostes, und der Ruhe! Ich wette, Sie sind noch nie drauf gefallen, das Gespenst in der Nähe zu besehen, sonst hätte warlich ihr heller Scharfblik es schon entdekt, und sein Nichts aufgespürt. Sagen Sie, wo Sie den Trost eigentlich finden?

Ich. In dieser Lehre, Freund! ich muß Ihren Vorwurf umkehren, und gegen Sie richten. Ich wette, Sie haben nie das, was den Menschen in Bangigkeit versezzen solte, in der Nähe betrachtet, sonst —

Fr. (Einfallend) Halt, lieber Bahrdt. Lehren Sie mich die Phantome von einem zornigen Gott nicht erst kennen! Ich wil jezt gleich meine Wette gewinnen. Sezzen Sie alles, was Sie wollen. Sezzen Sie Ihren Richter, Ihren über die Sünden der Menschen ergrimten Gott. Sezzen Sie Ihre Heiligkeit der Gesezze, und Ihre Strenge der strafenden Gerechtigkeit. Sezzen Sie alles, was Ihre Dogmatik lehrt. Ich wil es auf einen Augenblik gelten lassen. Und nun sagen Sie mir, wo der Trost, und die Beruhigung stekken sol, welchen Sie in der Versöhnungslehre zu finden wähnen?

Ich. (etwas betroffen) Ei nun, wenn Sie das alles gelten lassen, und ich verlange so viel nicht einmal — wenn Sie annehmen, daß der Mensch ein schwaches, und fehlervolles Geschöpf ist — wenn Sie die Gottheit als einen heiligen, und gerechten Richter betrachten — was in aller Welt sol mich bei meinen Vergehungen beruhigen? Was sol dafür bürgen, daß Gott mir vergeben, daß er mich, meiner Vergehungen ohngeachtet, seiner Gnade und der verheissenen Seligkeit wür-

digen wolle? Ists nicht süsser, unaussprechlich süsser Trost für den bekümmerten Sünder, der sich der Segnungen seines Gottes unwerth fühlt, in dem unendlichen Söhnopfer des Mittlers das zu erblikken, was der göttlichen Gerechtigkeit Gnüge leistet, und ihm für seine Begnadigung, und Seligkeit bürget? was ihn bei den Vorwürfen seines Gewissens tröstet? was ihn in den Stand sezt, mit Glaubensfreudigkeit aufzublikken zu seinem Schöpfer, und seiner Seligkeit gewiß zu seyn?

Fr. Lieber, bester Bahrdt, was sollen diese Fragen? Es ist die alte Deklamation, die von allen Kanzeln ertönt. Lassen Sie mich doch nur den Grund der Beruhigung vernehmen, der in der Versöhnungslehre enthalten, und zwar ausschliessend enthalten ist.

Ich. (bedenklich) Was wollen Sie mit dem, ausschliessend?

Fr. Ja, Freund, Sie müssen mir einen solchen Grund des Trostes in dem Verdienste Christi zeigen, welcher sonst nirgends zu finden ist. Sie müssen mir beweisen, daß Sie durch die Ver-

söhnung Christi etwas von Beruhigungsgründen vor mir voraus haben. Können Sie das?

Ich. Allerdings. Kan irgend etwas in der Welt die Strafen aufheben, die ich mit meinen Vergehungen mir zugezogen habe, und mich von der schuldigen Erfüllung des göttlichen Gesezzes frei machen, als ein solches Verdienst, wie es Gott in der Schrift uns angeboten hat?

Fr. Nun sind wir bald beim Ziele. Sagen Sie mir doch, ob Sie im Ernste glauben, daß das Verdienst Christi von den Strafen der Sünden befreie?

Ich. (stokkend) Ja — so — lehrts die Schrift.

Fr. Aber kan Ihre Bibel der Erfahrung widersprechen? Fragen Sie doch Ihre und aller Menschen Erfahrung, ob noch eine einzige Folge menschlicher Fehltritte durch das Verdienst Christi ist aufgehoben worden? Sie mögen sichs so andächtig und gläubig zueignen, wie Sie wollen, werden Sie den Kopfschmerzen entgehen, wenn Sie sich betrinken? Werden Sie minder beräsonnirt werden, wenn Sie einen Streich machen, der

Ihrer Ehre nachtheilig war? Werden Sie der Verarmung entgehen, wenn Sie ein Verschwender sind?

Ich. Nein. Diese natürlichen Strafen werden nicht aufgehoben: die sind zu unserer Besserung nothwendig.

Fr. Nun! Sie glauben doch keine positiven? Sie werden doch Ihren Gott nicht zum Tirannen machen, der sich an so viel tausend Plagen nicht begnügt, welche er veranstaltet hat, seinen Menschen ihre Thorheit fühlen zu lassen, sondern noch wilkührliche Martern ausdenkt, um sie zu peinigen? Und lehrt denn Ihre Bibel etwas von solchen wilkührlichen Strafen?

Ich. (betreten) Freund, Sie wekken in mir einen Gedanken auf, den ich noch nicht durchgedacht zu haben mich schämen muß.

Fr. Ich verzeihe Ihnen das, lieber Bahrdt. Ich habe mehr solche sonderbare Erscheinungen in der Welt gehabt, daß die besten Köpfe oft die leichtesten und naheliegendsten Betrachtungen übersehen haben, blos weil der Nebel ihres einmal als wahr vorausgesezten Systems sie verblendet hatte.

Jezt also gestehen Sie mirs nur, Sie haben durchs Verdienst Christi in Absicht auf Strafen gar nichts gewonnen, was ihre Ruhe gründen konte: weil alle Strafen Gottes die väterliche Absicht haben, zu bessern, und es lächerlich seyn würde, einen Mittler zu denken, der die Menschen von Wolthaten erlösen sol, und — weil die Erfahrung es lehrt, daß keine Strafe aufgehoben wird.

Ich. Aber die Strafen jenseit des Grabes?

Fr. Wie können Sie doch noch darauf fallen? Wenn der Mensch als beharrlich böser Mensch stirbt, kan das Verdienst Christi ihn erlösen?

Ich. Nein.

Fr. Und wenn er als ein gebesserter guter Mensch stirbt, so weit er es in seiner Lage, in die ihn Gott gesezt hatte, werden konte, kan ihn Gott verdammen?

Ich. Nein.

Fr. Also, was gewinnen wir denn durchs Verdienst Christi?

Ich. (Nachsinnend) Ja — aber —

Fr. (einfallend) Kein aber, lieber Bahrdt. Sie haben warlich eine Sache bisher als einzigen und höchsten Trostgrund angesehn, die ihnen gar keinen Trost geben kan. Und das werden Sie auch auf Seiten Ihres Gott schuldigen Gehorsams finden.

Ich. Vergeben Sie. Den schuldigen Gehorsam kan kein Mensch leisten.

Fr. Volkommen. Aber fodert denn Ihr Gott von unvolkomnen Menschen volkomnen Gehorsam? Kan er ihn fodern? hat er ihn gefodert?

Ich. Wieder ein Gedanke, den Sie jezt in mir aufregen. Wenn wir lange disputirten, Sie machten meinen ganzen Glauben wankend. Kommen Sie, wir wollen ein Glas Wein trinken.

Fr. Das bringen Sie nur her. Ich trinke mit. Aber los kan ich Sie darum nicht lassen. Sie müssen mir die Grille von der Beruhigung ablegen: eher verlasse ich Ihr Zimmer nicht.

Ich. (nachdem ich Wein auftragen lassen und ein wenig nachgedacht hatte) Aber worauf

wollen Sie Ihren Trost, Ihre Beruhigung gründen? Sezzen Sie sich als Sünder und sagen dann, was Ihnen jenen freudigen Aufblik zu Ihrem Gott geben sol, der zu Ihrer volkomnen Zufriedenheit so unentbehrlich ist, und es Ihnen auf Ihrem Sterbebette einst noch mehr seyn wird?

Fr. (trinkt) Es lebe die Philosophie!

Ich. (anstoßend) Sie lebe, die beste Leiterin auf dem Wege zur Wahrheit.

Fr. Ja lieber Bahrdt, die beste und einzige Führerin. Und diese liebe Geleiterin meines Lebens hat mir einen Trostgrund geschenkt, der mir alles ausfült und alles ersezt, was Ihre Dogmatik vergeblich Ihnen anbietet.

Ich. Und das ist?

Fr. Was Sie längst so gut wusten als ich, und was Sie so unglüklich in Ihrem biblischen System gemißbraucht haben. Die unendliche — Liebe — eines unveränderlichen — also unveränderlich liebenden — nie einer andern Gesinnung fähigen — Gottes.

Ich. (nachdenkend. Nach einer Pause.) Freund, ich weis selbst nicht mehr, was ich Ihnen

sagen sol. Sie erinnern mich an Dinge, die ich seit so vielen Jahren schon gekannt, schon helle gedacht, und innigst empfunden habe, und die doch — (indem ich mich mit der Hand an die Stirne schlage) ich schäme mich — die Anwendung — —

Fr. Ja, lieber Bahrdt. So inkonsequent ist Eure ganze liebe Theologie. Es ärgert mich, wenn ich die herrlichsten Köpfe von solchem Plunder verhunzt sehen muß. Folgt mir, Freund, und gebt Eure Grillen auf, die Euch beunruhigt und die Prüfung der Wahrheit erschwert haben. Denkt doch nur, daß Gott keinen Menschen, auch um wirklicher Irthümer willen, wenn er beim redlichsten Wahrheitforschen auf sie gerieth, verurtheilen kan. Sezt Eure Untersuchung ruhig fort und Ihr werdet finden, daß auch Eure Versöhnungstheorie theologischer Wust war, der aus der Menschheit ausgefegt werden muß, wenn die Religion wahre Aufklärung und Tugend hervorbringen sol. — Jezt wil ich (lächelnd) Euch nicht weiter mit meiner Freigeisterei zusezzen. Wir wollen eins trinken.

So brach grosmüthig mein Freund das Gespräch ab weil er sahe, daß ich in die gröste Verlegenheit gerathen war.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Fortschritte in der Aufklärung. Beschluß.

Es war sonderbar genug, daß endlich noch ein Freigeist kommen und meine von mir so geehrte Vernunft in ihre Rechte einsezzen muste. Gott ist mein Zeuge, daß ich jezt wie neu geboren war. Ich gliche einem Menschen, der mitten in den Stralen der Sonne die Augen verschlossen und sich nach Licht gesehnt hatte. Mein Auge öfnete sich und ich fühlte die erquikendste Freude, über das volle Licht, das nun durch das eiserne Gitter meiner Dogmatik mir strahlte.

Meine Gewissensunruhe war verschwunden. Und ich war so froh darüber, daß ich meine Versöhnungslehre, wie jeden andern Lehrsaz der streng-

sten Prüfung unterwerfen konte, ohne den geheimen Vorwurf einer sündlichen Verwahrlosung meiner Mitmenschen zu verdienen — daß ich nun sogleich mich hinsezte, und in den zweiten Band meines Versuchs, den protestantischen Lehrbegrif zu verbessern, eine Abhandlung einrükte über die Frage, ob die Versöhnungslehre in einer nothwendigen Verbindung mit der Beruhigung des Menschen stehe? — um alle Wahrheitforscher, die vielleicht mit mir in gleichem Falle waren, wegen dieses Skrupels zu beruhigen und ihnen den Weg der freien Untersuchung von den Dornen der Gewissensängstlichkeiten zu befreien.

Und so wie ich selbst diese Materie vollends durchgedacht, und die Warheit in ihrem ganzem Lichte erblikt hatte, daß die Versöhnungstheorie des Systems dem Menschen auch nicht den mindesten Trost giebt, und auf keine Weise einen besondern Grund seiner Beruhigung enthält; so kam ich auch in kurzem mit meiner ganzen Untersuchung zu Ende, mit welcher ich mich zwei Jahre lang so gequält hatte.

Ich

Ich lief alle Beweisstellen, die ich mir gesammelt hatte, noch einmal durch, und sahe sie jezt mit ganz andern Augen, wie sonst. Das beruhigte Herz hatte den Verstand entfesselt.

Ich fand sogleich, daß die Stelle im Johannes, die mir vorher so viel Freude gemacht hatte, nichts bewies, weil nach dem Kontext von der Besserung die Rede ist, so ferne wir durch sie gottgefällige Menschen werden. Denn Johannes ermahnt zur Ablegung moralischer Verdorbenheit. Kindlein — beharrt nicht in der Sünde, — und ob jemand sündiget — so haben wir einen Führer zum Vater, welcher uns die Gottgefälligmachung (was Luther, Versöhnung, übersezt) für unsere und der ganzen Welt Verdorbenheit ist, d. h. welcher uns und alle Menschen von der moralischen Verdorbenheit befreien, und zu guten und gottwolgefälligen Menschen machen wil. So fand ich diesen Spruch jezt. Und ich hatte kein Bedenken mehr, zu urtheilen, daß eine Erklärung, die so vernünftig als dem Sprachgebrauch, und dem Kontext angemessen ist, jeder andern vorgezogen werden müsse.

So fand ich gar bald, daß alle Stellen, die dem Tode Jesu Vergebung der Sünden als eine Wirkung zuschreiben, sich mittelbar erklären liessen, dergestalt: daß der Tod Jesu die Vergebung nicht unmittelbar bewirkt, sondern mittelbar; indem Jesus durch seine mit seinem Blute besiegelte Lehre die Menschen bessert, und Gott gefällig macht, und so von der Sünde befreit, die ihnen vorher so viel Elend (Tod) zugezogen hatte.

Ich sah auch ein, daß nach der Geschichte Jesu, sein Tod kein anderes Verhältniß haben konte. Ich fand, daß die Evangelisten einstimmig erzählen, daß die Juden ihn um seiner Lehre willen verfolgt, und hingerichtet hatten. Ich bemerkte, daß die Lehre Jesu die Juden darum so erbittert hatte, weil er die Religion nicht in Tempeldienst, und Beobachtung wilkührlicher Gesezze suchen lehrte, sondern in der Tugend, und weil er folglich nur die Moral beibehalten, und die ganze positive Religion der Juden, oder das Gesez abgeschaft wissen wolte. Ich erkante also, daß Jesus als ein Märtyrer der Warheit anzusehen war, und sein Tod besonders die Lehre besiegelt

hatte, daß kein anderes Gesez den Menschen gottgefällig und selig mache, als das Gesez der Liebe. Und so urtheilte ich, daß dem Tode Jesu die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott d. h. Gottgefälligkeit in sofern zugeschrieben werde, in wiefern Jesus für die Lehre von dem rechten Wege zur wahren Gottgefälligkeit, und Seligkeit sich aufgeopfert hatte.

Und nun kam ich in meinen Untersuchungen immer mehr aufs reine. So stieß ich z. B. einmal auf die Stelle Röm. 9. wo Paulus sagt (nach wörtlicher Uebersezzung) der Abfal der Juden ist worden eine Versöhnung der Welt d. h. den Heiden: und freute mich herzlich eine klare Stelle zu finden, welche den Sprachgebrauch des Worts (καταλλαγη) Versöhnung augenscheinlich macht. Denn hier war mir es einleuchtend, daß Versöhnung nichts anders seyn könte, als Gottgefälligmachung durch moralische Ausbesserung. Denn der Sinn ist offenbar dieser: daß die Juden abgefallen sind, und das Evangelium verworfen haben, das hat Gelegenheit gegeben, daß wir Apostel den Heiden die Lehre Jesu gepredigt haben, und daß

nun die Heiden, aus verdorbenen, gebesserte und gottgefällige Menschen geworden sind, und fernerhin werden können.

Noch mehr erfreute mich eine andere Stelle, wo der Apostel sagt: ανταπληρειςαμεν τα ὑςερηματα των παθηματων ιησου: Wir Apostel füllen aus, was fehlet an den Leiden Christi. Hier, dachte ich, ist die schärfste Widerlegung der Versöhnungstheorie. Der Apostel redet von seinen Leiden für die Warheit. Er vergleicht sie mit den Leiden Jesu. Er stelt sie gleichsam als einen Nachtrag zu den Leiden Jesu, als eine Fortsezzung derselben vor. Und so ists offenbar, daß die Leiden Jesu keinen andern Zwek gehabt haben können, als den, welchen die Leiden der Apostel hatten. Sie waren Aufopferungen für die Belehrung, und moralische Ausbesserung der Menschheit.

Aber am allermeisten ward es in meinem Kopfe helle, da ich einstmalen von ohngefähr auf den Gedanken kam, die deutlichen und bildlosen Stellen, in denen von dem Zwekke des Todes Jesu, und seinen Leiden gehandelt wird, von denen zu

unterscheiden, welche allegorisch sind, und solche Ausdrükke enthalten, die aus der jüdischen Bilderreligion entlehnt waren. Denn das, dacht ich, muß den sichersten Aufschluß geben. Alle figürlichen Ausdrükke müssen nach den deutlichen, und bildlosen erklärt werden. Solte es nun keine einzige deutliche und bildlose Stelle geben, wo dem Tode Jesu die unmittelbare Wegnehmung der Strafe zugeschrieben wird; so müßte ich folgern, daß die Schrift dieselbe auch nicht habe lehren wollen. — Und nun fing ich an, die Stellen zu sortiren. Ich bemerkte alle die besonders, wo mit klaren Worten vom Zwek der Leiden Jesu gehandelt wird, und sonderte die ab, in denen sich irgend ein figürlicher Ausdruk fand, der auf jüdische Theologie anspielte, wie z. B. Opfer, Versöhnung, Gnadenstuhl u. d. Und so bekam ich volles Licht. Denn ich sahe nun, daß alle deutliche Stellen des N. Testaments, die moralische Besserung der Menschen als den Zwek der Leiden Jesu angeben: z. B. 1 Kor. 3. Christus ist darum für uns gestorben — auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem ꝛc. Tit. 2, 14. er ist darum gestorben, auf daß er ihm reinigte

ein Volk zum Eigenthum, das fleißig sey in guten Werken. So bald ich nun die erstaunende Menge von klaren Stellen vor mir hatte, welche so bestimt die Besserung der Menschen als den Zwek des Opfers Jesu angaben, so bald war ich auch völlig überzeugt, daß alle übrigen allegorischen Stellen nach diesen gedeutet werden müßten, und ich erkante, daß da, wo dem Opfer Jesu Vergebung, und Begnadigung der Menschen mit Anspielung auf die jüdische Opferreligion zugeschrieben wurde, von einer mittelbaren Wirkung die Rede sey, daß also die nächste und unmittelbare Wirkung, unsere Besserung, und die daraus erfolgende nur, unsere Begnadigung seyn könne.

Ein Gedanke erwekt den andern. Nun fiel ich auch darauf, die Reden Jesu mit den Reden der Apostel zu vergleichen. Denn es schien mir wichtig, zu wissen, ob Jesus von seinem Tode eben so gelehrt habe, wie die Apostel, welche noch ihre Köpfe so vol von jüdischer Theologie hatten. Und wie erstaunte ich, da ich bei Sortirung meiner ehemaligen Beweisstellen für die Versöhnungslehre nur sehr wenige aus den Reden Jesu fand. Jezt

ward ich ganz überzeugt, daß da Jesus vom Gnadenstuhle, Söhnopfer, Gerechtigkeit und allen den Dingen nie etwas gesagt, sondern immer nur auf Tugend, und Rechtschaffenheit gedrungen, und dies als die wahre Gottesverehrung, und Gottgefälligkeit beschrieben hatte, daß, sage ich, die ganze Versöhnungslehre aus den misverstandnen Ausdrükken der Apostel entstanden sey, welche, mit Juden, in jüdischen Bildern zu sprechen sich gewöhnet hatten.

Zulezt kam ich auch selbst mehr hinter die allegorischen Stellen der Apostel, und fand, daß selbst diese, richtig gedeutet, gar keine Versöhnungstheorie enthielten. Das erste Licht gab mir hier die Stelle Ephes. 2, wo Paulus dem Tode Jesu zwar die Erlösung, und Gottgefälligmachung der Menschen als eine Wirkung zuschreibt, aber wo er auch diese Wirkung selbst als eine mittelbare angiebt. Denn er erklärt die Art und Weise, wie uns Christus mit Gott versöhnt, d. h. zu Gottgefälligen Menschen gemacht habe, indem er nämlich durch seine Hinrichtung den Zaun abbrach, nämlich das Gesez, welches der Grund der Ver-

dorbenheit gewesen war. Hier leuchtete mir es also klar ein, daß die Apostel den Tod Jesu mit der Geschichte einstimmig betrachteten. Die Evangelisten nämlich erzählen, Jesus sey um seiner Lehre willen von den jüdischen Theologen gehaßt, und hingerichtet worden, weil er das Gesez verwarf, und die Menschen in der Tugend allein ihre Gottgefälligkeit suchen hieß. Und der Apostel sagt hier eben dies. Jesus hat die Menschen gottgefällig gemacht, indem er das Gesez ans Kreuz heftete, und diesen Zaun abbrach: d. h. indem er am Kreuze sich für die Warheit aufopferte, daß nicht das Gesez, sondern die Tugend gottgefällig, und selig machte, und so feierlich, das Gesez gleichsam blamirte, und für verwerflich erklärte, in welchem die Menschen bisher ihre Gottgefälligkeit irrig gesucht hatten.

So vollendete ich denn nach und nach meine exegetischen Untersuchungen über die Versöhnungslehre, und bahnte meiner lieben Vernunft den Weg, mit ihren Gründen durchzudringen, und gehört zu werden. Denn nun fielen mir alle die Fragen ein, welche ich oben Kap. 7. erwähnt

habe. Nun urtheilte ich, ohne Gewissensunruhe, daß die Versöhnungstheorie einen Gott voraussezze, der im Zorn die Menschen ewig verdammen könne, und durch ein blutiges Opfer erst wieder bewogen werden müsse, sie zu lieben, und zu beseligen, und daß dieser Gott mit dem unendlichen und unveränderlich liebenden Vater, welchen uns Jesus offenbahrt hatte, in dem scheuslichsten Kontraste stehe. Nun sahe ich ein, daß Bestrafung eines Unschuldigen statt des Schuldigen schlechterdings ungereimt sey. Nun fühlte ich, wie albern es sey, sich vorzustellen, daß Gott eine fremde Tugend den Menschen anrechnen, und sie als Ersaz der ihrigen gelten lassen solte. Nun erkante ich aus der Natur der göttlichen Strafen, die alle mit väterlicher Absicht Besserung erzielen müssen, daß Aufhebung derselben durch ein fremdes Opfer Unsinn sey u. d. m. — Kurz die Versöhnungslehre war mir nun — nicht nur ein Irthum, sondern auch einer der allerschädlichsten, und verbannungswürdigsten.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Neuste Offenbarungen Gottes nebst einer Finanzoperation.

Mit mir selbst war ich nun einig, aber wie ich meine neuen Ueberzeugungen mit meinem Berufe vereinigen solte, ohne mich neuen und heftigern Verfolgungen auszusezzen, das wußte ich nicht. Gern wolte ich doch meine erkante Warheit mittheilen, zumal da sie mir jezt um so theurer war, jemehr ich sie als die Frucht der gewissenhaftesten Untersuchung ansehen konte. Und doch wolte ich auch nicht gern meine Gemeine gegen mich empören, und meinen Feinden neue Waffen in die Hände geben.

In meinen Predigten ward mir es am leichtesten, meiner Warheit treu zu bleiben. Denn ich konte da mit Hülfe des Ausdruks mich verbergen. Ich durfte nur die biblischen Redensarten beibehalten, und bei eignen Aeuserungen, mich vor namentlicher Verwerfung der alten Lehren hüten: so konte ich ohne Bedenken den wahren Zwek der Leiden Jesu vortragen, ohne des falschen (den ich

nun in meinem Herzen verworfen hatte) zu erwähnen.

Und so machte ich es auch. Man wird in meinen Predigten über das Amt und die Person Jesu, wegen Beibehaltung der biblischen Ausdrükke, den Vortrag ziemlich orthodox finden, aber dennoch dabei gewahr werden, daß ich überal die moralische Ausbesserung der Menschen oben anstelle, und die Begnadigung den Menschen nur als mittelbare Wirkung zu erkennen gebe. Und doch wurden diese Predigten von der ganzen Welt für rechtgläubig erkant, und mit einem fast algemeinem Beifalle aufgenommen.

Aber ich war damit nicht zufrieden. Ich wünschte mir ein Mittel, alle meine neuen Ueberzeugungen, welche ich mir durch einen so anhaltenden und gewissenhaften Fleiß erworben hatte, im Publikum dergestalt ausbreiten zu können, daß sie nicht nur bekant, sondern auch, mit der ganzen Stärke ihrer Gründe, als Wahrheit empfunden werden möchten.

Und beinahe hätte die Glut dieses Wunsches mich verleitet, in einer öffentlichen Schrift, die

Geschichte meiner Ueberzeugungen bekant zu machen und die ganze Satisfaktionstheorie des theologischen Systems philosophisch und exegetisch zu bestreiten. Schon hatte ich sie entworfen und sie vorerst ohne meinem Namen herauszugeben beschlossen. Aber mein Glüksstern wolte es, daß ich diesmal dem Bennerschen Scheiterhaufen entging. Ich gerieth auf einige Spuren, die mich belehrten, daß der alte Jesuit sogar meine Korrespondenz ausspionirte und wurde dadurch besorgt, daß er die namenlose Schrift ergattern, und mich an Pranger stellen möchte. Und so gab ich mein Vorhaben wieder auf.

Indessen — mein unruhiger Geist rastete nicht. Meine Begierde, Priester und Theologen in ihren Verschanzungen zu beunruhigen und ihre morschen Werke zu zerstören, war zu feurig. Erlittene Verfolgungen auf der einen, und gutgemeinter Eifer für die Belehrung meiner vom Wahnglauben gefesselten Zeitgenossen auf der andern Seite, gaben mir den Entschluß ein, mich an die Bibel selbst zu wagen und diese von mir noch für göttlich gehaltene Quelle der Wahrheit, für Orthodoxie un-

brauchbar zu machen. So entstand meine so verschriene und auf die nachfolgenden Schiksale meines Lebens so vielfältig wirksam gewesene Uebersezzung des N. Testaments, unter dem Titel: die neusten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen.

Herr Bohn in Hamburg schloß mit mir den Handel auf dieses Werk, und Herr Hartknoch in Riga bekam von diesem hernach das Verlagsrecht. Ich erhielt nicht mehr als einen Dukaten für den Bogen. Es ward aber auch splendid gedrukt und erschien in vier Oktavbändchen mit aller typographischen Schönheit.

Ohngefähr ein Jahr brachte ich mit dieser Arbeit zu. Den grösten Theil derselben vollendete ich mitten im Genusse der schönen Natur. Ein Weinhändler von Frankfurth, Namens Heiser, hatte den einzigen schönen Garten, den der Umkreis von Giessen aufzuweisen hatte, an sich gekauft, und mir eines der kleinen Häuser, die der Garten ausser den Hauptgebäuden enthielt, zur Wohnung eingeräumt. Er lag auf einer Anhöhe, von welcher man Giessen mit allen seinen Environs

übersehen konte. Ich lebte da höchst vergnügt, obgleich mein gefälliger Wirth und seine dikke Ehehälfte die sonderbarsten Launen hatten. Denn ich wuste mich in sie zu schikken. Und ich muß sagen, daß sich in dieser Zeit, wo ich zum erstenmale die Natur so ganz eigentlich genoß, in mir ein gewisser Geschmak an ihr fixirte, welcher die bleibende Sehnsucht nach einer ländlichen Lebensart erwekte, welche in der Folge das lezte Ziel aller meiner Projekte und Unternehmungen geworden ist. Ich habe seit der Zeit alle meine Finanzoperationen blos darauf gerichtet, in der Welt so weit zu kommen, daß ich als Privatmann im Schooße der Natur leben und sie, in Geselschaft meiner Musen d. h. meiner Feder, meines Tobaks und meines Weinglases, im Stillen genießen könte.

Ich hatte zur damaligen Zeit noch den Wahn, daß Dedikationen von großem Werthe wären und unter die vornehmen Erwerbmittel gehörten. Daher eignete ich fast alles, was ich schrieb, einem Herrn oder einer Dame zu, welche im Stande waren, die erzeigte Ehre zu belohnen. Aber ich erfuhr, daß meine Rechnung falsch gewesen war.

Ueberal erfolgten leere Danksagungsschreiben und Kontestationen der Gnade, bei denen schon mancher in der Welt hat verhungern müssen. Indessen hörte ich von ohngefähr, daß der Fürst Bischof von Würzburg für jede Dedikation ein Präsent mit ächten Leistenwein zu machen pflege. Und so machte ich unverzüglich Jagd auf diese Acquisition. — Schon träumte ich mir ein Fuder Steinwein. Schon berechnete ich seinen Werth. Schon erblikte ich mich durch dieses Labsal zu neuen Geisteswerken gestärkt.

Aber die Frage war jezt, wie ich mich einer guten Aufnahme meiner Dedikation von dem Weinergiebigen Fürsten im voraus versichern solte. Denn es stieß mir natürlich die Bedenklichkeit auf, daß ein protestantischer Theologus für einen katholischen Fürsten und Bischof leicht etwas widriges haben, oder daß wenigstens das Aufsehen, welches eine solche Dedikation machen mußte, ihn beleidigen dürfte.

Ich hatte in Würzburg keine Bekantschaft. Aber es fiel mir ein, daß da ein gewisser Herwig lebte, welcher ehedem eine schlechte lutherische

Pfarrei mit einer fetten katholischen Professur vertauscht und daher die lutherische Innung oder Kirchenkommun mit der papistischen vertauscht hatte. An diesen Professor Herwig schrieb ich und meldete ihm mein Vorhaben. Ich sagte ihm, daß, meines Dafürhaltens, diese trauliche Annäherung eines protestántischen Theologen an einen katholischen Bischof ein glänzendes und eindrükliches Beispiel der Toleranz abgeben würde. Ich machte dabei seiner und seines Fürsten aufgeklärten Denkungsart einige Complimente. Endlich machte ich ihm meine bei Varrentrapp gedrukte Vertheidigung des Katholicismus bekant und äußerte zugleich, daß ich noch wichtige Schritte vorhätte, welche die algemeine Duldung befördern und für die Aufklärung der Nation wirksam seyn dürften.

Herr Herwig fühlte sich durch diesen Brief ausserordentlich geehrt und war schwach genug, in demselben die Hofnung zu finden, daß ich mit der Zeit seinem Beispiele folgen und katholisch werden würde. Er eilte zum Minister und dieser trug mein Anbringen dem Fürsten vor und erhielt die Resolution, daß Sr. hochfürstl. Gnaden meine Dedikation

kation mit Wolgefallen aufnehmen würden. Der Minister schrieb selbst an mich und machte mir die Fürstl. Erlaubniß bekant. Und Herr Herwig drang sich nun in eine fortgesezte Korrespondenz mit mir ein, und wolte mit Gewalt meine wichtigen Schritte nicht nur wissen, sondern auch bald möglichst realisirt haben.

Meine Dedikation ward gedrukt und verschiedene Exemplare, mit dem für den Fürsten bestimten, nach Würzburg versendet. Und in wenig Wochen erhielt ich, zwar kein Fuder, aber doch eine Kiste von 50 Butellen mit den allerherrlichsten alten Steinwein, dessen herzstärkender Geruch, blos bei Eröfnung einer Flasche, mein ganzes Zimmer erfülte. Noch in Dürkheim an der Haard hab ich die lezten Flaschen getrunken. Es war wahrer Lebensbalsam, — besser als alle, die auf den Leipziger Messen von hochberühmten Aerzten ausposaunet werden. Sein herrlichstes Accidenz prädikabile war — die Wolfeilheit. — Pierot Herwig ward verabschiedet.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Häusliche Leiden und Freuden.

Der häuslichen Freuden hatte ich immerdar wenig. Am wolsten war mir, wenn ich auf meiner Studierstube saß, und in eine Tabakswolke gehült, eine wichtige Variante aus einer alten Uebersezzung erhaschen, oder eine Schriftstelle gegen die Orthodoxie auffinden konte. Da genoß ich wahre Freude.

Nächst diesem schuf mir mein ältestes Kind, manche angenehme Stunden. Es war ein Mädchen, und ich hatte sie, nach meiner Frau, Hanchen genent. Sanfte Freude und ståte Heiterkeit war ihr, wie ihres Vaters, Eigenthum. Ihr ganzes Herz hieng an mir. Mich sehen, war ihre Entzükkung. Wenn ich kam, ließ sie alles liegen, was ihr das liebste war, und schoß in meine Arme. Und das Herz schlug auch mir, wenn ich sie sah. Es waren meine vergnügtesten Augenblikke, wenn ich sie auf meinem Schooße hatte, und mich mit ihr unterhalten konte. — Aber nur selten genoß

ich diese Vaterfreuden. Der ganze Tag war der Geistesarbeit gewidmet. — Nur der Abend blieb gewöhnlich für meinen Koch, oder für mein Hanchen. Denn Abends, nach der Mahlzeit, hab ich nie gearbeitet, noch weniger bis in die Nacht hinein gesessen.

Noch einen Busenfreund bekam ich an einem jungen Manne, Namens Heres, den ich als Famulus annahm, und hernach beständig bei mir behalten habe, weil er meinem Herzen unentbehrlich worden war. Er war ein Mann von seltner Rechtschaffenheit, und vielem Genie. Sein einziger Fehler war schnelle, und unvorhersehbare Empfindlichkeit, die bei der kleinsten Veranlassung in Jähzorn überging. Hätte er diesen Fehler nicht gehabt, der mir freilich manche traurige Stunde machte; so wäre er einer der volkommensten Menschen gewesen, und hätte ein ganzes Drittel meiner Glükseligkeit ausmachen können.

Mein Heres half mir auch bald bei mancherlei Arbeiten, insonderheit bei meinen Beiträgen zur Frankfurter Gelehrten Zeitung, welche ich dem

Hofrath Deinet, ehemaligen Kandidatus Theologiä in Giessen, damaligen Ehegemahl der Witwe Eichenberger, und jezt hocherhabnen Reichsbücherkommissarius unentgeltlich lieferte, und durch sie seine Zeitungsbude, welche ich im ersten Jahre fast ganz allein furnirte, in Aufnahme und Kredit bringen half: — dafür ich in der Folge, wie gewöhnlich, mit Undank abgelohnet wurde.

Aber sehr fühlbar ward mir jezt die Last, welche die Schwachheiten meiner Gattin mir verursachten. Sie sahe mich jezt den ganzen Tag zu Hause, und meine Studierstube war so gelegen, daß kein lebendiges Wesen ohne sie dahin gelangen konte. Sie war Zeuge meines unaufhörlichen Fleißes. Sie begleitete mich überall, wo ich hingieng oder fuhr, nur auf die Kanzel, und ins Konsistorium nicht. Und dennoch konte sie sich nicht beruhigen. Dennoch machte ihr jedes weibliche Geschöpf, dem ich unter ihren Augen mich näherte, Sorge, — nicht daß es mich entführen, oder irgend etwas böses mit mir begehen möchte, sondern darüber, daß es blos meine Zuneigung, meinen Umgang, und allenfals meinen Mund mit

ihr theilen würde. Und diese beständige Aengstlichkeit machte sie im höchsten Grade misvergnügt.

Hierzu kam freilich, daß ich selbst jezt durch meinen vermehrten Fleiß sie in dieser Besorgniß bestärkte. Denn mein vieles Arbeiten verursachte theils, daß ich nicht mehr, wie in Erfurt, in ihrem Zimmer arbeitete, daß ich also oft ganze Tage sie nicht sahe, daß sie folglich meine Freundlichkeit im Umgange weniger allein geniessen konte, theils — daß ich in meinem Aeuserlichen in etwas ernster, und besonders bei Stöhrungen in der Arbeit, die sie mir oft um der nichtswürdigsten Lappalien willen machte, verdrüßlich und auffahrend wurde. Und daraus entstund denn ganz natürlich in ihr der irrige Gedanke, mit dem sie schon in Erfurt sich geplagt hatte, „mein Mann liebt mich „nicht mehr wie sonst" welcher ihr von der feurigsten Liebe erfültes Herz unaussprechlich folterte.

Wenn sie dann mein ernstes Wesen im Hause, mein öfteres Keifen, wenn sie hinauf kam, und um eines Nichts willen, mich aus meinem tiefsten Nachdenken herausriß, meine seltenern Karessen

u. s. w. mit meiner Munterkeit, Freundlichkeit und Jovialität verglich, welche augenbliklich an die Stelle des finstern Ernstes traten, so bald ich meine Studierstube zuschloß, und in den Zirkel fröhliger Freunde kam; so schien sie nicht anders urtheilen zu können, als daß alle andere Menschen mir lieber wären als sie, und daß mein häuslicher Ernst Folge meiner abgestorbenen Liebe sey.

Diese Grillen, welche freilich nur ein schwacher Verstand erzeugen konte, erhöhten ihre Eifersucht bis zu einem gewissen Grade von Melancholie, davon sie einstmals einen fürchterlichen Anfal bekam.

Wir wohnten in dem Heiserschen Garten, und hatten vor demselben eine Spazierfart auf die Ballei Schiffenberg gemacht. Es befand sich da eine kleine Geselschaft, meist Frauenzimmer, welche vielleicht alle meiner lieben Ehehälfte zu lebhaft seyn mochten. Die Motion, die herliche Lage des Orts (es war ein altes Schloß auf einem Berge, welches die entzükkendsten Aussichten gewährte) die Annehmlichkeit des Wetters, die Munterkeit

der Gesellschaft machten mich ausserordentlich vergnügt, und meine Frau schien an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Der Kaffee wurde aufgetragen. Und bei der dritten Tasse begann meine Frau zu zittern. Sie sahe den Verwalter Pott, der uns bewirthete, starr ins Gesicht. Auf einmal fing sie an: — Sie geben mir doch kein Gift — nicht wahr, lieber Mann, du bist mir noch gut? — o die lieben Engel werden mich bald besuchen. — Die ganze Gesellschaft erschrak. Ich suchte durch freundliches Sprechen ihr Herz zur Ruhe, und ihre Gedanken wieder in Ordnung zu bringen. Aber die Manie dauerte fort, und wurde immer stärker. Sie sprach alles verwirt. Ich mußte eilen sie nach Hause zu bringen.

Was die nächste Ursache dieser Gemüthsveränderung gewesen seyn mag, weiß ich nicht. War es die große Hizze, die wir denselben Tag hatten — war es der Zichorienkaffe, den wir tranken — oder waren es Grillen der Eifersucht — Gott weiß es.

Genug, wir konten kaum den Garten erreichen, so sehr nahm das Uebel überhand. Sie wolte al-

le Augenblik aus dem Wagen, und sprach kein vernünftiges Wort mehr. Ich brachte sie ins Bette, und die Manie dauerte die ganze Nacht hindurch. Alle Unreinigkeiten gingen unter ihr weg, und um Mitternacht bemerkte ich, daß sie in einem Oceane lag. Ich mußte Leute herbeirufen, und sie in ein trokkenes Bette bringen lassen. Gegen Morgen nahm die Verwirrung so zu, daß ich beständig zwei starke Leute rechts und links an ihrer Lagerstäte halten mußte, welche kaum im Stande waren, sie zu bändigen. Der Arzt kam. Er verordnete Arzeneien, und Aderlaß. Aber die Raserei dauerte drei ganzer Tage. Am vierten ward sie ruhiger. Und den fünften war sie so gesund, und vernünftig, als sie vorher gewesen war. —

Ich kan mir diesen Vorfal nicht erklären. Sie hat sich auch, Gott Lob, nie wieder in diesem Zustande befunden. Aber die Hypochondrie und das histerische Wesen ist immerdar geblieben.

Eine große Erschütterung verursachte ihr bald auch der Tod meines Hanchens. Und ich muß von mir selbst sagen, daß er mich erstaunend tief ver-

wundet hat. Ich kan durch kein Uebel ganz ausser Fassung gebracht, oder zu Thränen genöthiget werden. Aber hier waren sie mir sehr nahe. Und ich habe ein Jahrlang das Bild dieses Kindes, an dem meine ganze Seele hieng, nicht aus meiner Phantasie los werden können. Alle Augenblik erschien sie mir bald in der, bald in jener Stellung, in welcher sie ehemals mich entzükt hatte.

Bald darauf verursachte ein merkwürdiger Diebstahl die Vermehrung des Mismuths meines armen Weibes. Sie hatte von ihrem seligen Manne eine goldene Uhr, die ihr sehr werth war, und diese ward ihr auf folgende Art gestohlen. Es ließ sich eines Morgens ein Pfarrer bei mir melden, und schikte mir zugleich ein Kollektenbuch herauf, laut dessen er für seine Gemeine in der Pfalz zu Erbauung einer neuen Kirche sammelte. Ich war mitten in der Arbeit, und befahl also, daß man den Pfarrer unten in die Wohnstube führen solte, aus welcher ein Fensterchen in die Küche ging, in der meine Frau sich befand. Die goldne Uhr stund in einem vergoldeten Gehäuse auf der Kommode. Ich vergaß über dem Studiren den

Pfarrer. Nach einigen Minuten besann ich mich, sprang hinunter, gab ihm einige Groschen, und fertigte ihn ab. Kaum war ich in mein Zimmer zurük, als ich meine Frau jämmerlich schreien hörte. Ich eilte hinab und vernahm, daß sie den Verlust ihrer Uhr bejammerte. Wir fielen alle gleich auf den Pfarrer. Wir schiften ihm nach. Er war nicht zu finden. Ich ließ es dem General melden, und erhielt die schleunigste Hülfe. Er gab gleich Befehl, keinen Fremden zu den Thoren hinauszulassen, und veranstaltete eine Haussuchung. Aber der Dieb war entwischt. Es wurden einige Husaren nachgeschikt, aber auch diese konten den Pfarrer nicht ertappen. Die Uhr war fort! — Aber sie kam wunderbar wieder.

Nach einem Viertel Jahre sprach der Professor Diez nach der Beichte mit meiner Frau, erwähnte ihres erlittenen Verlusts, und erzählte ihr, daß er eben eine schöne goldne Uhr bei sich habe (er war wirklich Kenner, und gab sich mit Repariren ab) welche zu verkaufen sey: er könne ihr für die Güte des Werks stehen. Ich hörte das, und nahm, weil ich schon lange darauf gedacht

hatte, meiner Frau den Schaden zu ersezzen, und ihren Kummer darüber zu enden, an dem Gespräche Antheil. Der Professor Diez fuhr fort die Uhr zu loben, und nach ihrer äussern und innern Beschaffenheit zu beschreiben. Ich bemerkte gleich eine ganz ausserordentliche Aenlichkeit dieser beschriebnen Uhr mit der gestohlnen: aber ich ließ mir nichts davon merken. Dem Professor Diez erklärte ich sogleich, daß ich auf sein Wort sie kaufen wolle, er möchte so gütig seyn, und mir sie zum Ansehen überschikken. Er thats, und — es war, wie ich vermuthet hatte, meines Weibes Eigenthum.

Ich behielt die Uhr und ließ dem Professor Diez melden, daß dies die gestohlne Uhr sey. Er kündigte dies dem Juden an, von dem er sie hatte. Der Jude wandte sich an die Frau van Hill nach Frankfurt, von welcher sie an den Juden gekommen war. Kurz, wir brachten endlich gerichtlich heraus, daß ein Pfarrer sie der Uhrmachers Wittwe, van Hill, gebracht und sich dafür eine silberne nebst zwanzig Thalern Geld hätte heraus geben lassen. Die Sache ward klar und wir behielten

die Uhr. Aber der Thäter war noch unbekant, und die schönen Perloks über sechs Luisdor am Werth, blieben verloren.

Indeß breitet sich die Geschichte aus. Der Jude, der am meisten dabei verlor, zog überal Kundschaft ein. Endlich auf einem Giesser Jahrmarkt stand der Jude in einem Zirkel von Bauern und schimpfte auf den Pfarrer, der ihn durch seine Dieberei in solchen Schaden gesezt hatte, erzählt einige specielle Umstände, die er von mir wuste, — die Figur, Kleidung, Physionomie des Pfarrers, nebst dem Orte, für welchen derselbe kolligirt hatte. Und siehe, in diesem Zirkel befunden sich die Brüder des Pfarrers, welche aus der Beschreibung ihn kanten und aus seiner ehemaligen diebischen Lebensart, die er schon als Schüler geführt hatte, den ganzen Vorgang ahndeten, und zogen also den Juden auf die Seite. Nach einigen Fragen, die sie an den Juden thaten, fanden Sie sich in ihrer Vermuthung völlig bestärkt. Sie baten den Juden seine Nachsuchungen einzustellen und erboten sich, ihm seinen Schaden zu ersezzen. Sie wurden auch eins mit ihm und der Jude erhielt acht

Luisd'or, welche er der Wittwe van Hill bezahlt hatte.

Nicht genug. Die zwei Bauern, welche ihres Bruders öffentliche Schande, und Unglük verhüten wolten, (er hatte wirklich eine Pfarrei, und ein Weib mit fünf Kindern) wandten sich an mich, gestunden mir den Namen des Diebes (den ich hier verschweige, weil er noch leben möchte — in Giessen war er damals bekant) und flehten wehmüthig, daß ich meinen Schaden wegen der Perloks angeben, und ihren Bruder weiter nicht verfolgen möchte. Ich nahm vier Luisd'or und schwieg. — Durch so sonderbare Zufälle mußte alles Gestohlne uns ersezt werden!

Man wird es übrigens etwas räthselhaft finden, wie ein Prediger im Amte solche unglükliche Wege betreten konte. Ich wil daher meinen Lesern wenigstens etwas zum Aufschlusse sagen. In der Pfalz haben die Reformirten in vorigen Zeiten alle Kirchengüter an sich gezogen, nachdem sie die Oberhand über die Lutheraner sich errungen hatten, welche nach der Reformation die ersten Besizzer ge-

wesen waren. Und so sind jezt die lutherischen Pfarren fast sämtlich ohne Fond. Ein lutherischer Pfarrer hat gewöhnlich 40 höchstens 80 bis 100 Gulden von der Willigkeit seiner Gemeine. Daher leben die meisten in der äussersten Armuth. Dies hat zwei traurige Folgen. Erstlich melden sich zu so elenden Diensten gewöhnlich nur die allerverdorbensten Kandidaten, welche sonst nirgends unterzukommen wissen: so daß man in der Pfalz vergleichungsweise die meisten unwürdigsten Menschen unter den Pfarrern findet. Zweitens nöthigt sie die Armuth zu allerlei Unternehmungen, durch welche sie sich Brod für sich, und ihre Kinder zu verschaffen suchen. Und unter diesen Unternehmungen ist eine der gewöhnlichsten diese, daß ein Pfarrer des Sommers seine Gemeine verläßt, und sich nach Holland, der Schweiz, und andern Orten begiebt, und — erdichtete Kollekten macht, von denen er hernach den Winter über lebt. Solcher falschen Kollektanten giebts viele. Was Wunder, daß einer auch einmal sich gelüsten läßt, mehr zu nehmen, als man freiwillig für seine Kollekte bestimt hatte.

Ich that jezt überall mein möglichstes, meine Frau zu beruhigen, und sie vergnügt zu machen. Und ich kan hieher besonders die Thorheit rechnen, mir Wagen und Pferde anzuschaffen. Ein gewisser Regirungs-Rath Heß, beredete mich dazu. Dieser hatte eine alte leichte Wiener-Karrethe mit zwei Polaken, für 50 Gulden an sich gekauft, und brachte mich, durch die großen Lobsprüche, die er seinem Fuhrwerke machte, dahin, daß ich für 130 Gulden sie ihm abkaufte. So wie ich das Wesen ins Haus brachte, lachten alle Nachbarn mich aus. Und in zwei Tagen entdekte sichs, daß beide Pferde so voller Läuse waren, daß man sie Mezzenweise von ihnen herabkehren konte. Die Haare fiengen ihnen an auszufallen, und sie wurden scheuslich. Scham und Unwille ergriffen mich. Ich schikte dem Regirungsrath sein Wesen wieder ins Haus, und — war so glüklich, da mein Koch mir die laesionem ultra dimidium demonstrirt hatte, den Verkäufer zu zwingen, daß er sein Fuhrwerk behalten mußte. — Ich aber hatte nun einmal dem Giesser Publikum mit einer Equipage Gelegenheit zu reden gegeben, und wolte also nicht gestatten, daß man meiner Ohnmacht spotten

solte. Ich kaufte mir nun eine Halbschäse, und zwei Meklenburger Pferde, und stelte ein Fuhrwerk auf, das sich sehen ließ. Und diese Thorheit kostete mir 300 Gulden, dazu ich 200 aufnehmen mußte.

Nun fuhr ich alle Tage wenigstens eine Stunde spaziren, und suchte mein Weib zu zerstreuen. Aber ich kont' den Gedanken nicht tödten: „mein Mann liebt mich nicht mehr." — Sie ging jezt einen Schritt weiter, als sie gegangen war. — Sie fieng an, ihrem Herzen Luft zu machen, und ihre Klagen mitzutheilen.

Und gerne hatte ichs erduldet, daß sie ihrer Busenfreundin, der Bergräthin Baumer, welche auf ihren Alten auch eifersüchtig war, und daher ganz mit meiner Donna sympathisirte, ihre Noth geklagt, und über mich geseufzt hätte. Allein sie that weit mehr. Sie klagte überall. Wo sich nur ein freundlich Gesicht ihr näherte, in welchem sie einige Freundschaft zu lesen glaubte, da ergoß sie sich in Erzählungen alles ihres Kummers, den sie von Erfurt an, bis hieher gehabt hatte. Nirgends

sezte

sezte sie mich herab. Nirgends beschuldigte sie mich einer schlechten Handlung. Ueberall vielmehr sprach sie mit Achtung von mir, und nennte mich den würdigsten und vortreflichsten Mann. Aber darüber klagte sie mit Thränen, daß ich sie nicht liebte, und so achtete, wie ihre Tugend es verdiente.

Dies verstimte ihre Seele nicht nur noch mehr, weil sich überall Leute fanden, die schlecht genug dachten, sie in ihrem Wahne zu bestärken, und ihr allerlei verdächtiges von mir ins Ohr zu sagen, — denn sie ließ sich mit ihren Klagen selbst bis zu Mägden und Waschweibern herab, — sondern es that auch mir den unendlich großen Schaden, daß selbst meine Freunde aus diesen Klagen meines Weibes, die sie mit der Leipziger Geschichte so wol, als mit meiner ganzen Lebhaftigkeit reimen zu müssen glaubten, Argwohn schöpften und wenigstens einige Schuld mir beimassen, theils, daß meine Feinde um desto kühner mich angreifen, meinen Karakter schwärzen, und die schändlichsten Verleumdungen damit glaubhaft machen konten,

da sie durch die Klagen meiner eignen Gattin gerechtfertiget zu werden schienen.

Jemehr also die Bennersche Partei durch die Protektion der Landgräfin, des Kurators, des Kanzlers und anderer Freunde gehindert wurde, mir zu schaden, und — je weniger sie meine theologischen Meinungen selbst widerlegen, und durch Gründe mich besiegen konte — desto eifriger wurde sie, — was zu allen Zeiten die Maxime der Orthodoxie war — meine Person anzugreifen, und meinen moralischen Karakter in und auswärts zu verunglimpfen. Ich ward also, durch den Umgang mit meinem Freunde Koch, zum Spieler und Säufer, und durch die Klagen meines Weibes, zum Wollüstling verschrien. Und da nun wenige Menschen Zeugen meines beständigen Fleißes, und meiner häuslichen Ordnung waren, und das liebe Publikum, in Giessen — nach meiner gesellschaftlichen Jovialität, und auswärts — nach den Ausstreuungen meiner Feinde mich beurtheilte; so trafs zu — semper aliquid haeret. — Der Mann, dessen Kraftaufgang man aus seinem Fleiße beinahe aufs Haar berechnen konte, mußte

sich Ausschweifungen nachsagen lassen, welche die doppelte Summe von Kraft erfodert haben würden, welche notorisch von meinen Geistesarbeiten aufgezehrt wurde. — Niemand war so menschlich, über die Demonstration meines eignen Lebens zu reflektiren, und den so nahe liegenden Schluß zu machen: — der Mann, der in vier Jahren bei einem Predigtamte, und einer Professur so viel Fortschritte in eigner Aufklärung thut, und so viel als Schrifsteller fürs Publikum arbeitet, kan — kein liederliches Leben führen — kan höchstens einzelner Thorheiten fähig seyn, — aber die Ausschweifungen, deren man ihn beschuldigt, sind unmöglich. — So billige Richter fand ich nie. Und mein gutes tugendhaftes Weib verscheuchte sie mir vollends durch ihre Schwachheit, die sie unglüklich, und mir tausend kummervolle Stunden machten.

Ich gestehe, daß jezt mein Mismuth auch wuchs, und daß meine Philosophie, welche seither die Stelle der Liebe vertreten hatte, zuweilen einmal ohnmächtig ward — besonders wenn ihr tägliches Nörgeln auf der einen Seite, und häufiger

Verdruß über kleine Vernachlässigungen des Hauswesens, besonders über verdorbenes Essen, auf einer andern Seite, mir den Kopf wirblicht machten. Auch die stärkste Seele erschlaft. Auch der Philosoph bleibt Mensch. Ich ward zuweilen heftig, und vermehrte das Uebel.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Ende meiner Wallfarth in Giessen.

Aller meiner Leiden und Lasten ohngeachtet, fühlte ich mich in Giessen noch immer glüklich. Mit Lust und Feuer arbeitete ich auf meiner Studierstube — stolz, wenn die Schweistropfen mir unter den Armen herab auf meine Lenden fielen, — und mit der größten Heiterkeit, und der allerfröhligsten Laune genoß ich die Stunden der Erholung auf meinem Wagen oder in dem Zirkel meiner Geselschafter. Ich litt nur Viertelstunden. Stunden und Tage dauerte die Ruhe. Meine Gesund-

heit war eisern, und mein Schlaf glich dem Schlafe des Tagelöhners. Essen und Trinken schmekte mir. Und — was noch zur Fröhligkeit fehlte, gab reichlich die liebe Phantasie, die stäts von den erfreulichsten Aussichten in bessre Zeiten schwanger war.

Aber im vierten Jahre bekam die Sache in Giessen eine neue Gestalt. Meine Feinde wurden mächtiger, und meine Lage schien bedenklicher zu werden, als sie es je gewesen war.

Der erste Sturm erhob sich durch eine Schrift des Senior Göze, Gott hab ihn selig, mit welcher er gegen meine neuesten Offenbarungen grimvol zu Felde zog. Sie führte den donnernden Titel: Augenscheinlicher Beweis, daß des D. Bahrdts Uebersezzung des N. Testaments nichts anders, als wahre Gotteslästerung sey. Und dieser Titel machte auch das meiste Aufsehn. Inwendig war gemeines, und seichtes Gewäsch, welches sich auf jeden Gelehrten paßte, welcher von der herkomlichen Bibelauslegung abwich, und ihn zum Gotteslästerer machen konte. Nur eine Stelle zur Probe.

Ich hatte die Worte Christi: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, ohngefähr so übersezt: ihr könt auf meinen Beistand rechnen, bis die Warheit gesiegt haben, und Judäa zerstört seyn wird. Bei dieser Stelle hub der Hamburger Melchior also an: hier wil uns dieser Gotteslästerer abermals eine tröstliche Beweisstelle für die Algegenwart der menschlichen Natur Christi aus den Händen winden, indem er die Worte „ich bin bei euch" von einer bloßen Unterstüzzung erklärt, und das wirkliche Zugegenseyn unsers Jesu verleugnet, welches er mit diesen Worten seinen Jüngern, und uns allen verheissen wolte u. s. w.

Diese kezzermacherische Schrift erschrekte mich gar nicht. Ich schrieb einige wenige Bogen, um den Hamburger Zeloten abzufertigen, und rechnete darauf, daß das Publikum mich und meine Gegner richtig beurtheilen würde.

Aber der Alte betrachtete dieses Gözische Produkt als das Stükchen Kühn, das ihm so lange schon gefehlt hatte, um den zusammengetragnen

Holzstos anzünden, und mich darauf braten zu können. Er breitete sie, mit Kosten, in der Stadt und bei Hofe aus. Und er nahm allen seinen Wiz zusammen, um in einer Vorstellung an den Hof, es recht rührend darzulegen, daß ich nun der schreklichsten Kezzereien öffentlich bezüchtiget sey, daß ich durchaus nicht mehr auf dem theologischen Lehrstuhle geduldet werden könne, daß die Gemeine geärgert, und die studirende Jugend in Alarm gesezt sey, daß die Universität durch mich stinkend werden, und alle Reputation verlieren würde u. s. w.

Dies Libel, welches aus Gözzens Schrift eine greuliche Liste meiner Irthümer aufstelte, und von einer Menge Privatbriefen unterstüzt wurde, that anfangs keine Wirkung. Es blieb in Darmstadt liegen, und der D. Benner bekam abermals einen Durchlauf vor Aerger, daß sein Scheiterhaufen auszulöschen begann.

Aber jezt starb die Landgräfin, und — der Herr v. Moser kam ins Land, und erhielt von dem Landgrafen das Ruder des Staats, weil er

ihm versprochen hatte, die zerrütteten Finanzen auf das leichteste, und erwünschteste in Ordnung zu bringen.

Moser war ein Mann, der voller Intrigen, überall den Mantel nach dem Winde hieng. Er war alles, was man wolte, oder vielmehr, was er für seine Absicht zu seyn für nöthig fand. Er war unter Atheisten, Atheist: unter Aufgeklärten ein Freund des Freimuths: unter Pietisten ein Pietist: unter Kezzermachern ein Alba. Sein Gang war, überall das Eisen zu schmieden, weils warm ist. Daher schnitt er auch im Darmstädtschen eine kurze Zeit seine Pfeife, und bekam in wenig Jahren seinen Abschied.

Moser schlug sich jezt auf die Bennersche Partei. Er that zwar in Briefen gegen mich sehr gratiös, und schien ein Freund meiner Talente zu seyn: aber mit Seufzen, und Achselzukken erkante er doch, daß ich der Kirche und Akademie allerdings gefährlich scheine. Kurz, Moser nahm Benners Klage an, brachte sie im Geheimdenraths-Kollegio zur Ueberlegung, und endlich kam es so

weit, daß die Sache an auswärtige Fakultäten verschikt werden solte.

Mein Freund Koch, brachte mir diese Trauerpost zuerst. Und so viel er seither Muth gezeigt, und mir Muth zugesprochen hatte, vor keiner Bennerschen Machination mich zu fürchten, sondern meines Weges mit ruhiger Vorsicht fortzuwandeln, so sehr schien er jezt selbst betreten zu seyn. Er zukte die Achseln, und wuste nicht, wozu er rathen solte.

Natürlich! — Auf eine preußische Universität und selbst nach Göttingen würde man die Kezzerklage nicht geschikt haben. Und der Geist der Zeit ließ nichts gewissers erwarten, als daß die Fakultisten, denen Moser das Ding in die Hände spielte, mich ziemlich plump verurtheilen würden. Eine Anfoderung des Wiederrufs, war das geringste, was ich besorgen muste. Und dazu war ich schon damals in meinem Glauben an meine selbst erkante, und durch so gewissenhafte Prüfung aufgefundene Warheit, alzufest, als daß ich mich, auch bei der Gefahr, Amt und Brod zu verlieren, hätte

entschliessen können. Lieber mit Weib und Kind betteln, als Priestern und Theologen einen solchen Triumpf lassen!!

In diesem kritischen Zeitpunkte kam — der Herr von Salis von Marschlinz, und verlangte mich zum Direktor seines Philantropins, mit 2000 Gulden Gehalt.

Ich wußte vorher kein Wort von ihm, und seinem Philanthropin. — Er war nach Dessau gereißt, um sich mit Basedow zu berathen, wie er sein in Marschlinz errichtetes Erziehungsinstitut verbessern, und durch Verbesserungen in Aufnahme bringen möchte. Sein Wunsch war, bei dem damals anerkanten Obermeister in der Pädagogik alle dessen Arkana auszufragen, alle seine weisen Einrichtungen in Augenschein zu nehmen, alle seine Handgriffe der Methode ihm abzulernen — bei der Gelegenheit sich nach guten Lehrern umzusehen — vor allen Dingen aber einen tüchtigen Direktor zu bekommen, und — so das zweite Philanthropin in der Welt (ein Name der zu der Zeit noch großen Respekt hatte) stiften zu können.

Beide Aldermänner der Nation hatten schon einige Tage beisammen gesessen, und bei altem Mallaga, über den erhabenen Begrif eines Philanthropins sich besprochen, und dabei allerlei Männer in Vorschlag gebracht, welche des Glüks gewürdiget werden solten, das Direktorium des Marschlinzer Philanthropins zu verwalten. Aber der eine war ihnen nicht gelehrt genug gewesen, der andere hatte nicht Feuer, und Thätigkeit genug gehabt, ein dritter hatte in seinen Grundsäzzen nicht Basedowisch genug geschienen, ein vierter war zu alt, ein fünfter zu jung vorgekommen. Und so hatten sie, in diesem wichtigen Punkte unschlüssig, sich schlafen gelegt. Basedow aber hatte versprochen, im Bette nachzudenken, und Hofnung gemacht, daß ihm der rechte Mann gewiß einfallen würde. Denn er hatte, oder verlangte wenigstens den Glauben an die Kraft seiner Seele, daß ihm kein Gedanke aussenbleiben könne, wenn ers schlechterdings drauf anlege, und seine Denkkraft, besonders bei Nacht, in volle Spannung sezze.

Des andern Morgens früh um vier Uhr sprang die große Feder in Basedows almächtiger

Seele. Er fuhr aus dem Bette, um den hervorgeschnelten Gedanken nicht veralten zu lassen. Im Hemde stürzt er in Salis Schlafgemach, und schrie als wenn Feuer im Hause wäre: Hör'! ich habe den Mann! — Salis. Bin ich nicht erschrokken! Wer ists denn? — Basedow. Bahrdt! der ist ganz, ganz der Mann, den du brauchst. — So hat mir der Herr von Salis selbst erzählt.

Ich saß eines Abends mit meiner Frau allein, um mein Abendbrod zu verzehren. Es war im Spatherbst: also schon Nacht. Die Magd meldete einen Fremden. Er trat herein. Ich bin Salis von Marschlinz, und wünsche Sie kennen zu lernen. — Kommen Sie, mein Herr, und nehmen Sie mit mir vorlieb. Sie finden mich ganz allein. — Das ist mir eben recht. Ich nehme ihre Einladung an, denn ich bin ein Mann ohne Umstände. — Das gefiel mir. Wir sezten uns. Sein Blik war feurig und groß, aber seine Mine und Worte so sanft und gütevol, daß ich bezaubert wurde.

Ich war begierig den Mann näher zu kennen, dessen Blik so viel auffallendes, und beinahe Furcht

erregendes hatte, und der doch dabei durch ein natürliches, ofnes, biederes und äusserst freundliches Wesen mein Herz so ganz hinzureissen schien. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß er einer der größten, reichsten und mächtigsten Edelleute unter den freien Graubündern, und zugleich Königlich französischer Minister (diesen Titel führte er als Chargé d' affaires) in diesem kleinen Staate war. Und nun ward meine Bezauberung um so viel größer, daß ich einen so großen Staatsmann so träulich bei meinem Ragout sitzen, und so braf zulangen, und so herzlich und brüderlich mit mir leben sah.

Man denke, wie, nach einer solchen Vorbereitung meines Herzens, die Frage des Herrn von Salis meinem Verstande erscheinen muste, ob ich wohl Lust hätte, mit ihm zu ziehen, und für 2000 Gulden Gehalt, Direktor eines Philanthropins zu werden?

Das willigste und herzliche Ja erfolgte warlich auf diese Frage so nothwendig in meinem Herzen, als auf eine Verkältung eine Stokkung er-

folgt. Doch ließ ich nicht mehr meine Hizze so mich übereilen wie ehemals, da Bechtold mir die vierte Stelle in Giessen antrug. Ich antwortete ganz ruhig, daß wenn alle mir noch unbekanten Umstände, so nach meinem Wunsche wären, wie die bekanten, so wäre es wohl möglich, daß ich mich entschlösse.

Ich fing jezt an, den Herrn v. Salis zu examiniren. Und nie ist ein Kandidat so gut bestanden. Auf alle Fragen, die der schlaue Staatsmann für Wünsche ansehen konte, und das waren meine meisten, antwortete er das allerversicherndste Ja. Ich mochte mich nach der Beschaffenheit des Landes, nach der Güte der Wege, nach der Artigkeit der Einwohner, nach der Bauart der Wohnung, nach dem Klima, nach dem Tone der Gesellschaften, nach den Preisen der Lebensmittel, kurz nach allem nur möglichen erkundigen, was mich einigermassen interessiren konte; so war alles so, wie ich es wünschen mußte. Und so war auch nichts als, Ja, bei dem zu vernehmen, was ich in Ansehung meiner persönlichen Verhältnisse zu wissen verlangte: wenn ich z. B. fragte, ob ich

so und so mich kleiden, in den und den Fällen, so und so handeln — ob ich meine Equipage mitnehmen, sie dort mit Schiklichkeit beibehalten, sie eben so gut wie hier unterhalten, in dortigen Wegen eben so wohl gebrauchen könne u. s. w.

Und nun lasse ich alle verständige Beurtheiler über mich sprechen, und entscheiden, ob ich jezt wol dem hernach so oft bereuten Entschlusse, Giessen zu verlassen, entgehen konte? — Ich war in einer so kritischen Lage, bei welcher meinem Koch selbst bange wurde. Ich muste die Möglichkeit denken, daß ich von meinen Feinden unterjocht, und gezwungen würde, zu widerrufen, oder brodlos zu werden. Ich erblikte mitten in diesen Gefahren eine neue Vokation, bei welcher ich mich nicht in der Gewalt eines schwachen Fürsten sahe, der unverhört zur schimpflichsten Strafe verurtheilte, sondern in den Händen eines Mannes, der die Sanftmuth, und Menschenliebe selbst zu seyn schien. Ich sahe den glänzendsten Wirkungskreis eines Direktors philantropinischer Anstalten, die damals in ganz Europa posaunt, und bewundert wurden. Ich fand einen Gehalt, der mehr als

doppelt so groß war, als mein bisheriges. Ich fühlte den entzükkendsten Gedanken, daß jezt einer meiner süssesten Wünsche in Erfüllung gehen, und ich mitten im Genuß der schönen Natur, und des stillen Landlebens versezt werden solte. Ich dachte mir das Glük, dem zänkischen Zirkel der Theologen entrükt, mit einem weisen und edeldenkenden Manne Hand in Hand das unermeßlich viel Gute zu stiften, was der Sage nach, ein Philanthropin stiften solte. Ich erwog endlich die ruhige Einsamkeit, in welcher mein armes Weib, frei von allen Gegenständen, die ihre Eifersucht reizen konten, nunmehro geheilet und die frohere Mitgenossin meiner Glükseligkeit werden würde. — Wer getraut sich, hier mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich Ja sagte?

Freilich, wenn ich bei dem allen gewußt hätte, was ich nicht wußte, sondern erst spat hinterher lernte, — daß Salis nur die Gestalt des Engels angenommen hatte, daß er im Grunde ein hartherziger, stolzer, in sich selbst verschlosner, und ganz egoistischer Staatsmann, und nichts weniger als ein natürlicher, und eines traulichen Umgangs

Umgangs fähiger Freund war: daß ich ein verhunztes und unheilbares Institut finden und bei unsäglicher Arbeit, marternden Kränkungen und beständiger Furcht vor Tirannisirungen, keinen Nuzzen stiften würde: daß von allem beinahe, was ich den Herrn v. Salis gefragt, und er bejahet hatte, das Gegentheil sich finden solte: — daß ich gegentheils, wenn ich muthig in Giessen ausgehalten hätte, ich vielleicht obgesiegt oder doch in den preußischen Staaten gewiß meine bessere Versorgung gefunden haben würde; da hätte ich mich ganz ohnfehlbar zu diesem Schritte nicht verleiten lassen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wanderung aus Deutschland in die Schweiz.

Meinem Freunde Koch traten die Thränen in die Augen, da ich ihm ankündigte, daß er mich verlieren würde. Er that im Affekt der Freundschaft, die sein Herz mit dem meinen verkettet

hatte, alles mögliche, meinen Entschluß rükgängig zu machen. Er fing so gar an, zu behaupten, daß meine hiesige Lage so gefährlich nicht sey, und daß ich gewiß nicht unterliegen würde. Aber nun war alles vergeblich. Ich hatte mein Wort gegeben, und — ich war auch viel zu sehr von dem Phantom eines Philanthropins, das ich nur oberflächlich kante, und von der Salisschen Engelsgestalt eingenommen, als daß ich hätte zurüktreten können.

Salis akkordirte mir freie Reise, zu welcher er vor der Hand mir dreißig Karolins übermachte, und verlangte, daß ich vorher nach Dessau gehen, und Basedows Geist erst noch ganz über mich ausgiessen lassen solte. Dies leztere war mir eine Freude, als ob ich auf ein Pfingstfest wandern solte. — Ich bat bei Hofe um Urlaub, und erhielt ihn.

In Dessau lebte ich auf Salis Kosten ohngefähr vier Wochen äusserst vergnügt. Meinen Heres hatte ich mitgenommen, weil Salis auf mein Wort ihn zum Lehrer mit 150 Gulden Ge-

halt und freier Kost, Wohnung u. s. w. angenommen, und ausdrüklich verlangt hatte, ihn in der Pädagogik unterrichten, und üben zu lassen. Aber wir verfehlten beide unsern Zwek. Er fand keinen, der nach Salis gemachter Bestellung, sich mit ihm über Kinderunterricht, und Kinderbehandlung besprach. Und das, was er durch den Umgang mit den dortigen Lehrern, und Besuchung ihrer Lehrstunden erlernen konte, war herzlich unbedeutend. Und ich — bekam auch nicht ein Tröpflein des pädagogisch = philanthropinischen Geistes, den der große Basedow hätte über mich ausströhmen sollen.

Wir lebten alle Tage bei gutem Essen und Trinken in guter Gesellschaft. Wir spielten unser L'homber. Wir gingen aufs Elohaus. Wir trunken Mallaga, und rauchten Tabak dazu. Und alles, was Basedow that, um etwas gethan zu haben, bestund darin, daß er mich mit seiner eingebildeten Sprachmethode quälte, und mir über dieselbe einigemal etwas diktirte, was weder Anfang noch Ende hatte.

Ich fühlte sonach gar bald, daß auch hier mein eigner Kopf mir durchhelfen müßte. Ich holte nun durch Gespräche von Basedows pädagogischen Ideen so viel aus ihm heraus, als ich wissen wolte, lief sein Elementarwerk durch, und machte mich so, durch sprechen, lesen, und eigenes Nachdenken, mit der philanthropinischen Lehr- und Erziehungsart vertraut. Dabei ergrif ich selbst die Feder, und machte mir Entwürfe zu allen Theilen meiner künftigen Funktion, und nahm in der Pädagogik, wie in der Theologie meinen eignen Gang, bei welchem ich das Gute von Basedows Ideen im Auge behielt, und dasselbe mit eignen Einfällen, und Erfindungen verband.

So vorbereitet, reisete ich nach Giessen zurük, nachdem ich vorher meinen Vater in Leipzig besucht hatte, bat um meine Dimission, erhielt sie, und machte Anstalten zu meiner Auswanderung. Sperrigte Mobilien verkaufte ich, die besten gab ich auf einen Frachtwagen, nebst meinen Betten, meiner Wäsche und den wenigen Büchern, die ich damals besaß. — Denn ich habe nie Bibliothek gehabt, und seit eilf Jahren habe ich gar kein Buch

mehr im Hause, als was ich von Freunden etwa mir borge.

Aber während dieser Zeit hatte sich ohne mein Wissen schon die ganze Engelsgestalt des Herrn von Salis verändert. Er war von Giessen über Frankfurt gereiset, und hatte den damals berühmten Redakteur der Frankfurter gelehrten Zeitung, Herr Hofrath Deinet besucht. Da dieser Deinet, der erste reputable Mann war, welchen er seit seiner eilfertigen Reise von Dessau zu sprechen bekam, so war er neugierig zu wissen, was dieser von seinem neuen Direktor urtheilen würde. Ohne ihm zu sagen, daß er mich selbst in Giessen besucht, und mit mir sich alliirt hatte, fragte er ihn ganz kalt: a propos, kennen Sie den D. Bahrdt in Giessen? Was ist das für ein Mann? Aber Deinet roch den Braten, weil er schon vorher von Salis selbst gehört hatte, daß er über Giessen gereiset sey, und — daß er mit Basedow die Errichtung eines zweiten Philanthropins in der Schweiz verabredet habe. Der schlaue und hämische Kalvinist gab ihm also die rechte Antwort, wie sie seyn mußte, wenn der Fragende für seine schlaue Verbergung

recht angeführt werden solte. Er machte ein paar grosse Augen, und sagte ihm, die Achseln dabei hebend, und mit bedeutender Mine: „Ja, der „Bahrdt ist ein berühmter Mann — ein würdi- „ger Mann — ein Genie — ein unaussprechlich „thätiger und fleißiger Gelehrter — vol Feuer „und Kraft, — (Salis hörts mit Entzükkung) — „ein braver, gefälliger Mann — ein höchst ange- „nehmer Geselschafter — immer heiter und fröh- „lig — (mit sinkender Stimme, aber flüchtig, „wie wenns Kleinigkeit wäre) nur ein kleines bis- „chen stolz, und dominirsüchtig."

Bei diesen lezten Worten, die absichtliches Gift enthielten, wars dem Herrn von Salis (wie er mir selbst noch im Wirthshause zu Marschlinz beim lezten Abschiede gestanden hat) als wenn ein Bliz ihn träfe. Er erblaßte. Er brach das Gespräch ab. Er gieng betäubt auf sein Zimmer, um nachzudenken. — Eben dieser so hämisch erdichtete Zug meines Karakters, dessen gerades Gegentheil das Eigenthum meines Herzens ist, war das schrekliche Gespenst, welches den unerschütterlichen Mann erschüttern konte. Denn eben darum hatte

er, wie ich hernach erzählen werde, zwei würdige Männer aus dem Institute verdrängt, um Alleinherr zu seyn, weil sein stolzes Herz durchaus keinen neben sich dulden konte, der nur den Schein einer Mitbefehlshaberschaft an sich hatte. Folglich war gerade dies für ihn das allerfürchterlichste, was er hören konte, daß ich herschsüchtig sey.

Diese Nachricht alterirte seine ganze Seele. Bei den ersten Aufwallungen war er entschlossen, mir sogleich (also ohngefähr drei Tage nach dem geschloßnen Kontrakte) den Handel aufzukündigen, hernach aber besann er sich, und nahm sich vor, mich als brauchbaren Mann ins Joch zu spannen, und dabei alle nur erdenkliche Vorkehrungen zu machen, durch welche mir die Gelegenheit zum Herrschen beschnitten werden mußte.

Indessen war doch nun sein Herz von mir abgewandt. Seine Freude, die er empfunden hatte, mich zu besizzen, wandelte sich in Kummer. Und sein an sich hartherziges und stolzes Herz, gab ihm den Vorsaz ein, nunmehro, statt mich als Freund zu behandeln, aus mir einen Subalternen zu ma=

chen, den er stäts mit Mistrauen beobachten, und den Daumen aufs Auge sezzen müßte. So zerrüttete ein Wort dieses Mannes Ruhe, und meine ganze Glükseligkeit. — Vor Gott bezeuge ichs nochmals, daß ich nichts von dem allen gewußt, sondern aus Salis Munde erst erfahren habe, da ich, nach vierzehn wie in der Hölle zugebrachten Monden, die Schweiz wieder verließ, und ihm vor seinem Wirthshause das lezte Lebewol sagte.

Seine nachmahligen Briefe, welche im Tone immer matter wurden, hätten mich freilich eine vorgegangene Veränderung sollen ahnden lassen. Aber ich war viel zu sehr von meinen frohen Aussichten geblendet, als daß ich eines Argwohns fähig gewesen wäre: zumal da Argwohn überhaupt von meinem Karakter entfernt ist.

Indessen hatte gleich der Anfang meiner Reise noch eine üble Vorbedeutung. In Giessen war ich noch das obgedachte Kapital von zweihundert Gulden schuldig. Mein Gläubiger war mein Freund. Er hatte die ganze Zeit über, in welcher ich meine Abreise öffentlich veranstaltet hatte, mich nicht gemahnt. Ich hatte Abschied von ihm ge=

nommen, und er hatte kein Wort gesagt. Und so glaubte ich mir die Verlegenheit, ihm um eine noch kurze Frist zu bitten, ersparen zu können. Denn er wußte so gut als ich, daß meine Börse im Stande war, ihn zu befriedigen. Die Ursache, warum ich ihn nicht befriedigte, war blos diese, weil ich gern mit baarem Gelde reichlich versehn in der Schweiz ankommen wolte, um allenfals für Einrichtungen meiner Wohnung, und für meine Unterhaltung im ersten Vierteljahre selbst sorgen zu können, wenn Salis nicht gleich mit Vorauszahlung meiner Besoldung mir entgegen kommen solte. Ich reisete also ruhig von Giessen ab, und zwar am hellen Tage, etwa um drei Uhr des Nachmittags, und sahe mich — da ich in Buzbach ankam, von meinem Gläubiger mit Arrest bedroht.

Ich gestehe sehr gern, daß es mein eigner Fehler war, der dieses Unheil mir zugezogen hatte. Indessen war es doch auch eine sehr unerwartete Schadenfreude, daß der Mann mich, ohne alle Erinnerung, in Giessen entließ, und erst auf der Reise mich in Schrekken zu sezzen trachtete. Viel-

leicht glaubte er, ich würde nicht Rath schaffen, und wieder nach Giessen, zum Hohngelächter meiner Feinde, zurükkehren müssen. Vielleicht daß auch gar Herr Benner noch zu guter lezt diesen Streich veranstaltet hatte.

Aber ich schafte sehr bald Rath. Es kostete mich einen Gang zur verwittweten Metropolitanin Herrnbrod in Buzbach, mit deren vor kurzem verstorbnen würdigen Manne ich in sehr vertrauter Freundschaft gelebt hatte. (Er war ein alter Greis, aber im stillen ein warmer Freund der gesunden Vernunft — wir hatten ihn oft von Giessen aus besucht, — und sie war die wolthätige Pathe zu meinem dritten Kinde. —) Diese wahre Freundin zeigte sich augenbliklich bereit, für mich Bürgschaft zu leisten, daß binnen einem Vierteljahre das Kapital bezahlt werden solte. Und so war der Handel geschlichtet. Ich habe das Geld zu rechter Zeit bezahlt.

Meine Reise hatte nun ihren ungehinderten Fortgang. — Auf einer Halbschäse mit einer Art von Phädon, die ich selbst mit einer wachstuchnen

Tekke über den Rükſiz verſehn hatte, ſaß ich, meine Frau, zwei Kinder, mein Heres, noch ein gewiſſer Schnell, der den Bok einnehmen mußte, und eine franzöſiſche Mamſel, die ſich noch kurz vor meiner Abreiſe bei mir engagirt hatte, und zwar, — wie ich hernach merkte — um als Geliebte dem Herrn Schnell zu folgen, den ich als Lehrer noch mit nahm.

Dies Fuhrwerk zogen meine eignen Pferde, denen ich auf den meiſten Stationen zwei Poſtpferde zu Gehülfen gab. — Ich war, wie immer, Seelenvergnügt auf dieſer Reiſe, von ſo mancherlei Strapazen, und verſtimten Launen meiner Geſelſchaft ſie auch begleitet war. Wir fuhren alle Morgen um vier Uhr aus, und fuhren bis Abends um acht Uhr. Aber Kinder und Gepäkke machten überall Aufenthalt, beim Frühſtük, Mittagsbrod und der Veſper, daß wir doch nie über acht Meilen, oft auch nur ſechſe zurüklegten. Ich war früh ſtäts der erſte, wekte um zwei Uhr den Kutſcher zur Abfütterung, beſorgte den Koffe, half die Kinder füttern und ankleiden, und brachte es durch dieſe Betriebſamkeit dahin, daß wir immer pünktlich um vier Uhr abfahren konten.

Denn Herr v. Salis hatte mir die Marschruthe über Memmingen gemacht, und dort bereits Veranstaltung getroffen, daß ich wol empfangen und nach einer solchen Methode weiter gebracht werden solte, bei welcher sich aller Aufenthalt in Lindau verhüten ließ. Die Ursache davon erfuhr ich erst hernach. Denn in Lindau war sein verabschiedeter Hausmeister Gastwirth. Da er also besorgte, daß ich von dem alles das ihm Nachtheilige erfahren würde, was ich nicht wissen solte, so hatte er den Eheherrn seiner Geliebten, der Madame Baviere, welche des Superintendenten von Memmingen Tochter war, diese Einrichtung machen lassen, daß ich von Memmingen aus gerade durch Lindau geschaft werden, und erst in Feldkirch mein Nachtlager erhalten solte.

Ein Zufall vereitelte dies Projekt, und verursachte eben dadurch, daß der Herr v. Salis nun mit desto bittererm Mistrauen gegen mich erfült wurde. Ich hatte von dem berühmten Schubart in Ulm gehört, und war begierig, ihn kennen zu lernen, und wo möglich, mich an seinen seltenen musikalischen Talenten zu vergnügen. Da ich nun

die erhaltene Marschruthe für einen blossen Vorschlag ansahe, und also meiner freien Wahl folgen zu können glaubte; so nahm ich Schubarts wegen meinen Weg über Ulm, und nicht über Memmingen.

Da wars denn auch der lezte angenehme Tag, den ich in dieser neu angetretenen Lebensepoche genossen habe. Wir kamen zufällig in einem elenden Gasthof, wo schon der Anblik einer Dirne uns abschrekte, welche uns eine Art von Bordel argwohnen hieß. Aber ich machte bald den Schaden wieder gut. Ich schikte zu Herrn Schubart, und ließ ihm meine Ankunft melden. Dieser war so gütig, gleich selbst mich zu besuchen, und mir den besten Gasthof anzuzeigen. Alsbald stelte ich mich, als wenn wir blos gekommen wären, die Pferde zu füttern, ließ nach einer Stunde wieder anspannen, fuhr zu einem Thor hinaus und zum andern wieder herein, und gelangte so zu einem bessern Quartiere. Hier blieb ich den ganzen folgenden Tag noch, und genoß im Gasthofe nicht nur Schubarts Geselschaft, sondern machte auch mit vielen andern Personen von Geschmak, und Kent-

nissen die angenehmsten Bekantschaften. Und Schubart that mir, was er den vornehmsten Fremden abzuschlagen pflegte, wenn er nicht besonders auf Laune war, und ließ sich auf der großen Orgel im Dome so hören, daß ich ganz von der Almacht seiner Kunst bezaubert wurde.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung des Fegefeuers.

Auf der ganzen Reise hatten wir die schönste Witterung gehabt, die wir uns wünschen konten. Als wir aber des Abends nach Lindau am Bodensee kamen, und gleichsam die Gränze Deutschlands betraten, ward der Himmel auf einmal trübe, und es fing an zu regnen, wie es bei der Sündflut mosaischen Andenkens geregnet haben mag. — Das ist ein böses Omen, sagte meine Frau. — Und meine Gesellschaft ward kleinlaut.

Aber bald kam etwas schlimmers, als die Sündflut. Denn diese verdarb uns doch nur den Weg, und machte eine Tagereise uns traurig: aber was nun erfolgte, kündigte uns allen ein Leben an, welches die Seelen im Fegefeuer nicht elender führen können.

Herr Rader, der Gastwirth in der Gans, bekomplimentirte mich, fragte nach der Absicht meiner Reise, und da ich ihm erzählte, daß ich gesonnen sey, als Direktor des neuen Philanthropins nach Marschlinz zu gehen, und unter des Herrn v. Salis hohen Protektion pädagogische Thaten zu thun — krazte er sich hinter den Ohren, wandte sich betrübt weg, und sagte weiter nichts als — ich bedaure Sie, lieber Herr Doktor.

Meine Frau hörte das: denn sie hieng immer an meinem Arme, und wimmerte schon seit einer Viertelstunde über das schrekliche Wetter, und über die Kleider, die ruinirt werden würden, und über den bösen Weg, und über die armen Kinder, die in Kälte und Nässe verklummen müßten. — Um Gottes willen, mein Kind, was ist das? —

Mein Heres mochte auch einen Laut vernommen haben, und ertönte mir so nach ebenfals ein stürmisches „Gott Sapperment, was ist das?" in die Ohren, daß mir selbst angst und bange hätte werden mögen.

Wir aßen zu Abend, und so bald dies geschehen war, zog ich Radern auf die Seite, und bat ihn inständig, mir weitern Aufschluß zu geben. Man vernehme, was ich erfuhr, und urtheile über meine Aussichten, die ich bekam.

Zwei Professoren in Chur (der Hauptstadt in Graubünden) Nesemann und Planta, beide Männer von Talenten, hatten auf ihre eigenen Kosten ein Erziehungsinstitut errichtet, und dasselbe auf das Schloß Hallenstein verlegt. Die Sache war für viele erwünscht. Denn im Lande giebts keine Schulen, wo Leute von Stande ihre Kinder erziehen lassen könten. Also war es besonders für den starken Adel in Bünden ein sehr wilkomnes Unternehmen, welches ihm Gelegenheit verschafte, seine männliche Jugend im Lande selbst mit Unterricht, und moralischer Bildung zu versorgen.

In

In kurzer Zeit kam das Erziehungshaus zu Hallenstein in den größten Flor, und die beiden Direktoren ärndeten Ehre und Reichthum. Sein Ruf erschol durch die Schweiz nach Frankreich, und man sahe in kurzem neunzig junge Leute aus den besten Häusern in dieser Schule beisammen. Jeder Pensionist zahlte funfzig Karolins. In zwölf bis dreizehn Jahren hatte jeder Unternehmer seine zwanzigtausend Gulden gewonnen, und — den Dank vieler Eltern sich erworben.

Der Herr v. Salis von Marschlinz, ein immerdar spekulativer Kopf, hatte schon Jahrelang die Goldgrube der Churischen Professoren beobachtet, und endlich — ausgerechnet, daß er noch weit mehr gewinnen würde, wenn er ihr Institut an sich ziehen, und in sein Schloß verpflanzen könte. Da er nun das Geld bis zur Anbetung liebte, so sann er auf Mittel, dieses erhabene Ziel zu erreichen.

Er hatte ansehnliche Güter in Bünden so wol als in Veltelin, welche auf 200000 Gulden geschäzt wurden. Aber sie wucherten ihm schlecht,

weil im ganzen Lande kein Handel ist. Etwas Butter und Vieh wird ausgeführt, und dagegen Salz und Korn eingebracht. Das ist fast das ganze Kommerz. Von Gartengemüsen, Obst und selbst vom Weine ist wenig zu ziehn, weil jeder für sich das nöthige erbaut. Daher war es augenscheinlicher Gewinn, wenn er seine weitläuftigen Ländereien für ein solches Institut anpflanzen, und eine so starke Konsumtion auf seinem Schlosse erzeugen konte. Da konten ihm seine Güter wenigstens drei Procent mehr tragen, als sie bisher abgeworfen hatten.

Die Rechnung war richtig, und das Projekt gelang. Salis erschien den Professoren Nesemann und Planta, wie mir, in der Engelsgestalt, sprach von Menschenliebe, und wahrem Patriotismus — erzählte von Basedows Thaten, und Philantropischen Herrlichkeiten — zeigte goldene Berge, die zu erwerben wären, wenn sie, vom wahrem Eifer für die Menschheit sich leiten, und aus dem Institut zu Hallenstein ein Marschlinzer Philanthropin machen wolten. Er liebkosete. Er versprach. Er moralisirte. Die Leute wolten anfäng-

lich nicht hören. Sie dachten, hab' ich, sey besser, als hätt' ich. Aber Salis war standhaft. Kein Baum fält auf den ersten Hieb. Er wiederholte seine Vorstellungen, von unendlich größerm Nuzzen, den sie stiften, von zwiefacher Vergrösserung des Instituts, die sie erleben, von dreifach größern Summen, die sie gewinnen würden. Alles, was Sie wünschten, war schon so gut als erfült. Alle Bedingungen, die sie sich ausbehielten, wurden eingegangen. Mit einem Worte — die Herren liessen sich vom bösen Feinde verblenden und transportirten ihre Lehrer und Zöglinge von Hallenstein nach Marschlinz.

O wie schnel kam ihnen die zu späte Reue. So wie Herr Salis den Vogel in seinem Kefig hatte, legte er die Engelsmaske ab, und nahm gleich einen ganz andern Ton an, wie er einem regierenden Herrn zukomt. Unfähig, einen Menschen neben sich zu dulden, welcher mit ihm gemeinschaftlich befehlen wil, handelte er nun im Institut, als wenn er allein Herr wäre. Das, was in Absicht auf Anbau der neuen Wohnungen für Lehrer und Schüler, und tausend andere Din-

ge verheissen worden war, ward nur in so weit in Erfüllung gebracht, als der Herr vom Schlosse es für heilsam erkante. — Die Herren von Chur murrten, sprachen laut, zankten endlich gar. Aber es war ohnmächtiger Widerstand. Im ganzen Lande war kein Richterstuhl, vor welchen ein Salis gefodert werden konte. Und wer wolte auch in einer Sache Richter seyn, wo alles auf wilkührliche Auslegung der vorhergegangenen Verabredungen ankam.

Einer von den beiden Herren that dem Herrn von Salis es zu gefallen, und ärgerte sich todt. Und der andere ward des Streitens, und Chikanirens müde, und retirirte sich nach Chur. Und so bekam Herr Salis, nach dem Wunsche seines Herzens, das ganze Institut in seine Gewalt und — war Hahn in Korbe. — Es erfolgte eine Reformation.

Das Philanthropin wurde nun, nach Maasgabe des Namens eine Schule der Menschenliebe. — In Chur war vordem ein Kaufmann Baviere, der die obgedachte schöne Superintenden-

ten Tochter zur Gemahlin hatte. Dieser ward Bankrut. Der Menschenfreund Salis unterstüzte ihn. Er nahm ihn mit der schönen Frau ins Haus. Einfältige Leute, welche die Sache nicht verstehen, schnikerten darüber. Aber die Menschenliebe blieb standhaft, und achtete das Geflüster der Thoren nicht. Nachdem Herr Salis des Erziehungsinstituts Alleinherr worden war, mußte Rader, welcher bisher die Oekonomie desselben so verwaltet hatte, daß Eltern, Lehrer und Kinder, in Absicht auf Kost, Reinlichkeit, und Pünktlichkeit, im höchsten Grade zufrieden gewesen waren, seinen Abschied nehmen, und Herr Baviere nebst Madam an dessen Stelle treten. Und so ward das Philanthropin — eine Affaire des Herzens.

Was bedurft es weiter? Nahrung des Geistes und Herzens ist wichtiger als alles Körperliche. Es war also von geringer Bedeutung, daß unter der Direktion der schönen Baviere das Körperliche etwas lit, daß das Essen schlechter wurde, daß die Ordnung in Konfusion übergieng, daß die alte Reinlichkeit nicht mehr herschte, daß Lehrer und Kinder misvergnügt wurden, daß alles auf

die Dame schmälte, die Zöglinge laut sich über ihren Einfluß skandalisirten ꝛc.

Im Ernste zu sprechen, das Philanthropin fieng an einzugehen. Die besten Lehrer und Versorger desselben, Nesemann und Planta waren dahin. Die so wichtige Hausmeisterei hatte ihren Rader verloren, welcher Redlichkeit, Fleiß und Akkuratesse vereinigte, und befand sich in den Händen eines jungen Weibes, das weder Einsicht noch Kräfte zur Arbeit hatte. Einige der besten Unterlehrer gingen auch fort, weil sie die Greuel nicht mit ansehen, und das Tirannysiren nicht ertragen mochten. Und zu dem allen kamen noch drei ausserordentliche Uebel, welche den Untergang des Instituts unvermeidlich machten.

Das eine war die Alarmirung des Publikums über Madam Baviere. Hätte Herr Salis sie als Freundin blos genossen; so würden die Klugen gar nichts gesagt, und sein Recht, frei und nach eigner Einsicht zu handeln, ihm nicht gekränkt haben, und über das Geschwäz der Einfältigen hätte er sich ohne Schaden hinwegsezzen können. Aber da er

diesem Weibe das ganze Institut preisgab, da er ihr die so schöne und mit algemeiner Zufriedenheit geführte Oekonomie aufopferte, da er alle Lehrer und Zöglinge durch sie misvergnügt machte, und sich gefallen ließ, daß alle Schüler die Madame Baviere als seine Charmante ansahen, und darüber ihren Wiz ausliessen: da war es wol kein Wunder, daß auch das klügere Publikum grossentheils von ihm abfiel, daß das Institut seine Reputation verlor, daß die Eltern ihre Kinder theils selbst wegholten, theils von den Kindern darum dringend gebeten wurden.

Ein zweites eben so großes Uebel war die ungesunde Lage des Orts. In Marschlinz und Igis, was gleich dabei liegt, bekommen fast alle Menschen, gewiß aber alle Fremde, welche das Klima nicht gewohnt sind, alle Jahre einmal — das kalte Fieber. — Woher diese Epidemie entstanden war, wußte mir Rader nicht zu sagen. Ich glaube aber nachher die Ursache gefunden zu haben. Marschlinz und Igis lagen an dem Fuß eines ungeheuern Gebürges, welches die Ekke zweier Thäler formirte, in deren einem der Rhein und dem

andern die wilde Langwarth ströhmten, und also an der Ekke, einen zweiseitigen Luftzug hervorbrachten. Dazu kam, daß die Sonne hinter diesem Gebirge aufging, und früh vor zehn Uhr, Marschlinz und Zais nicht beschien. Und des Abends um acht Uhr fiel gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch ein so starker Thau beim helsten Himmel, der einem mäßigen Regen gleich kam, so daß man in wenigen Minuten bis aufs Hemde naß wurde, wenn man ihn aushielt. Auch war dieser Thau, wenn einige Minuten vorher noch die größte Hizze gewesen war, mit einer auffallenden Kälte verbunden, so daß alle Menschen um acht Uhr schon in die Häuser sich begeben mußten, wenn sie nicht in Gefahr seyn wolten, zu erkranken. Diese Dinge, deucht mich, haben das Klima an dieser Bergekke so schaurich gemacht, daß kalte Fieber alle Jahr ihre Rechte behaupteten. — Und nun erwäge man, wie abschrekkend dies für Eltern, Lehrer, und Kinder seyn mußte, daß jeder Mensch alle Jahre wenigstens einen Monat sich mit dem Fieber zu plagen hatte. — Wirklich sahen auch alle Zöglinge, da ich hinkam, wie die Leichen aus: dagegen in Hallenstein von solchen Krankheiten nie etwas zu hören gewesen ist.

Aber zu diesen Uebeln gesellete sich noch ein drittes, die Härte und der Eigennuz des Herrn Salis gegen alle seine Mitarbeiter am Institut. Er behandelte nicht nur Lehrer und Maitres auf eine sehr austere Art, sprach nie anders als ernsthaft, und im respekterregenden Tone mit ihnen, und zeigte beständig eine Mine, die seinen Karakter ausdrükte, d. h. seine Gesichtszüge hatten eine so oberflächliche Grazie, und so innige Tirannengestalt, daß man, bei dem Anblik dieser Farbenmischung immer die Worte zu lesen glaubte: „wilst du nicht in Güte, die meine freundliche „Mine dir zum Spasse mahlt, so sol der Teufel „dich holen:" — sondern er hatte sie auch alle, in Absicht auf den Lohn ihrer Arbeit so situirt, daß keiner, wenn er auch der sparsamste war, etwas vor sich bringen konte. Es war blosser Schein (wie alles am ganzen Manne) wenn man von 150 Gulden Besoldung hörte. In der That kam kein Heller Besoldung so leicht aus seinem Beutel. Denn er war im Schlosse für die menschlichen Bedürfnisse, was eine Universalmedicin für die Gesundheit ist, oder seyn sol. Alles, was ein Mensch brauchte, Tuch, seidne Waren, Leinwand, Band,

Seide, Zwirn, Nadeln, Bürsten, Zukker, Kaffe, Lichter, Butter, Schwefelfaden, Oehl, Kämme, Hüte, mit einem Worte, alles hatte Herr Salis zum Verkauf. Wenn also ein Lehrer ankam, so sagte er ihm mit der oberflächlichen Engelsmine, „Freund, Sie können hier ganz ohne Sorgen le„ben. Alles was Sie wünschen, melden Sie nur „an Herrn Baviere, der wird Ihnen alles geben. „Es ist kein Bedürfniß, was er ihnen nicht be„friedigen wird." Das klang denn so süß, so beruhigend, daß der junge Mann sich selig fühlte. Er lebte nun wirklich ohne Sorgen. Was er brauchte, ließ er holen. Er fragte nicht nach den Preisen, denn er glaubte, daß sie wie gewöhnlich seyn würden. Er kontrollirte auch nicht, denn er ließ sichs nicht träumen, daß im väterlichen Hause (denn Salis nante sich oft den Hausvater) ihm etwas angeschrieben werden würde, was er nicht empfangen hätte. Und so lebte er vielleicht ein paar Jahr. Er foderte zuweilen Rechnung. Ach, hieß es, das ist ja Kleinigkeit. Seyn Sie darüber unbesorgt. Baar Geld foderte er nicht, weil er keins brauchte. Er dachte also, eine schöne Summe zurükgelegt zu haben. Und foderte er ja

Geld, so ward er vertröstet, und oft zu mahnen, ließ die Mine des majestätischen Befehlshabers nicht wagen. Wenn so zwei, drei, vier Jahre verflossen waren, so nahm oder erhielt er seinen Abschied, und nun — erfolgte die Rechnung, laut welcher der Herr v. Salis von dem Abscheidenden noch ein, zwei, drei hundert Gulden herausbekam, statt daß der Lehrer so viel zu erhalten sich Hofnung gemacht hatte.

Unter diesen Umständen also gerieth das schöne Hallensteinische Institut mit jedem Monate mehr in Verfal, so daß es in einer Zeit von drei Jahren von neunzig Zöglingen bis auf etliche vierzig reducirt war.

Und nun erst fing Herr Salis an zu fühlen, daß ausserordentliche Kräfte erfodert wurden, wenn seine Finanzoperationen nicht in kurzem ganz scheitern, und statt des gehoften Gewins, die zwanzigtausend Gulden verloren gehen solten, welche ihm die erste Anlage gekostet hatte.

Und diese Riesenkraft, welche alle üble Gerüchte zerstören, allen Mismuth der Lehrer, und Kinder in Zufriedenheit verwandeln, und selbst die

ewig bleibende Scheu vor dem Fieber aufheben solte, hofte das große Genie, Salis, in dem Namen Basedow und Philanthropin zu finden. Er schrieb in der ganzen Welt umher, daß er nun selbst nach Deutschland reisen, mit dem großen Basedow in Dessau ein Koncilium pädagogikum halten, und ein zweites wahres Philanthropin in Marschlinz errichten würde: alles bisherige sey Kinderspiel gewesen, nun werde man sehen, was Eifer für das Beste der Menschheit ausrichten könne: er sey bereit, sein halbes Vermögen aufzuopfern: nun solle jeder Kinder schikken, dem ihre Glükseligkeit am Herzen liege.

In der Hofnung also, daß sich das liebe Publikum in der deutschen und französischen Schweiz von der großen Posaune rühren lassen würde, welche jezt von Dessau und Marschlinz in allen Zeitungen so wol als in besondern Avisen ertönte, reisete Herr Salis aus — aß und trank mit Basedow — holte mich mit ein paar Studenten, und einer Französin von Giessen, und — that im übrigen, was er vorher schon gethan hatte.

Madame Baviere blieb. In Kost, Wäsche, Wohnung, u. s. w. ward nichts geändert. Einige alten Lehrer wurden auch beibehalten. Der Karakter des Mannes war nicht zu ändern. Also bestund die ganze große Reforme, welche das Publikum entzükken, und ganze Lastwagen vol Zöglinge herbeiziehen solte, in der mit vielem Eklat verbundenen Zusammenkunft der beiden großen Männer Salis und Basedow, oder vielmehr, wie Basedow verlangte — altershalber — Basedow und Salis, und — in der Anstellung meiner werthen Person.

Jezt hatte ich leider völligen Aufschluß. Jezt sahe ich, in was für Hände ich gerathen war. Mein Weib jammerte. Meine jungen Freunde verwünschten ihr Schiksal. Ich — blieb dennoch ruhig, weil ich gewiß glaubte, durch Vorsicht im Betragen, und durch Erschöpfung aller meiner Kraft, für die Aufnahme des Instituts, den harten Mann zu erweichen, und ihn zu zwingen, daß er mich schäzzen und lieben müßte. Und dieses Zutrauen zu meiner Kraft schenkte mir auch hier die frohesten Aussichten, welche meine Heiterkeit erhielten, und meinen Muth befestigten.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Willkommen.

Wer so wie ich das helle klare Fegefeuer vor Augen sehn, und doch nicht umkehrt, sondern mit Entschlossenheit, ohne alle Furcht und Bangigkeit hineinsteigen kan, mit der vollen Zuversicht, daß er den Gevatter Beelzebub zwingen d. h. Vorurtheile, Starrsinn, Hartherzigkeit, Stolz, und entschiedenes Mistrauen besiegen, und bei einem geizzigen, prätensionvollen und unbiegsamen Mann sich Dank und Zuneigung verdienen werde, — den wil ich loben.

Diesen Muth hatte und — hab' ich! — — Meine ganze Seele entglühte jezt von guten Vorsäzzen. Ich freute mich, durch einen glüklichen Zufal, über Ulm nach Lindau gekommen zu seyn, und von Radern eine solche Kentniß meines ganzen Terrains erhalten zu haben. Ich danke Gott für diese Fügung. Ich beschloß, mich ganz in meine Lage zu schikken.

Ich nahm mir fest vor, nun das gerade Gegentheil von Herrschsucht zu zeigen, und alle meine besten und überlegtesten Schritte dennoch vorher dem Herrn v. Salis mitzutheilen, ihn über alles zu fragen, und allen eignen Willen und Dünkel zu verleugnen. Ich nahm mir vor, ihm einen Grad von Eifer, Fleiß und Arbeitsamkeit zu erproben, der ihm gewiß noch nicht vorgekommen war. Ich nahm mir vor, allen vertrauten Umgang mit andern Menschen zu vermeiden, und dem Herrn Salis allein Offenheit und Zutrauen zu erweisen, und dabei stil eingezögen, und in beständiger Aufmerksamkeit auf meine Pflichten zu leben. Und Gott weiß es, daß ich redlich diese Vorsäzze erfült habe.

Durch diese Vorsäzze muthvol und getrost, sezte ich von Lindau meine Reise fort, und ertrug ohne Ungeduld die Beschwerlichkeiten, welche das fortdauernde fürchterliche Wetter, und das Genörgel meiner Reisegesellschaft mir verursachte.

Nie hab' ich abscheulichere Wege gesehen. In Feldkirch veränderte sich auf einmal die Spur. Wir waren ohne Anstand eingefahren, und beim

Ausfahren, blieben meine Räder zwischen den Felsengleisen hängen. Ich muste also beständig in Regen neben hergehen, und die kleinen Vorderräder lüpfen, wie es der Schwager nente, d. h. von einer Seite heben. Aber der Weg ward immer ärger. Wie in der Mark der Sand, so zahllos liegen da Steine, halbe und ganze Centner schwer, auf einander gethürmt, zwischen denen, oder über die die Räder sich fortschlagen müssen, so daß jeder Schritt einen Stoß giebt, daß man alle Augenblik glaubt, der ganze Wagen werde zusammen brechen.

Wir dankten Gott, daß wir die nächste Station erreicht hatten. Da mußten wir einen Wagen nehmen, welcher einem Schlittenkasten änlich sahe, und eine drei Schuh breite Spur hatte. Auf diesen pakte ich mein Volk, und ließ meinen Wagen leer hinterdrein fahren, damit die entsezlichen Stöße, welche ihn oft ellenhoch in die Höhe schnelten, nur nicht durch die Last verstärkt werden möchten. Und so kamen wir endlich, nachdem wir seit früh um vier Uhr sechs Meilen zurükgelegt hatten, des Nachts um eilf Uhr verhungert, und erstart in Marschlinz an.

Wir

Wir stiegen in dem Wirthshause ab, welches der Herr v. Salis ausser dem Schlosse erbaut hatte, und welches nun der philanthropinische Gasthof hieß. Nachdem wir eine halbe Stunde gepocht hatten, ward uns endlich aufgemacht. Wir fanden einige kleine, mit Papiertapeten versehene Zimmer, und ziemlich gute Betten. Nach einer Weile erschien Herr Baviere, und sorgte für ein Abendessen, welches ganz erträglich war. Der Mann sprach kalt und thät gar nicht, als wenn er den Direktor des Philanthropins vor sich sähe. Nach den großen Ideen, die ich von Philanthropinischer Feierlichkeit hatte, mußte ich von allen Seiten einen wenigstens scheinbar ehrvollen Empfang erwarten. Indeß legten wir uns schlafen, und genossen die so nöthige Ruhe.

Um acht Uhr des Morgens kam der Herr v. Salis, mit völlig abgelegter Engelsgestalt, und blos noch mit der obgedachten oberflächlichen und leicht aufgetragenen Farbe der Grazie, durch welche, für mein Auge wenigstens, der gebietende Herr ziemlich kral durchschimmerte. „Guten „Morgen, mein Herr Doktor. Ich beklage sehr,

„daß Sie in so übler Witterung und bei Nacht hier „ankommen müssen. Ich habe Sie erst heute er„wartet. Man muß in Memmingen meine Ordre „schlecht befolgt haben." — Ich nahm meine ganze Freundlichkeit zusammen, versezte sie mit dem höchsten Grade von Ehrerbietigkeit, und erwiederte hierauf, daß wir nicht über Memmingen gekommen wären, daß übrigens alle Unbequemlichkeiten mir der Gedanke versüßt hätte, einer Laufbahn entgegen zu gehn, welche mir unter der Leitung eines so großen Mannes die angenehmste, und ruhmvolste meines Lebens seyn solte.

Aber in Salis Gesicht schos schnel, doch nur auf einen Moment, eine Art von Schrekken. Augenbliklich verschob er den Zug (denn er hatte seine Pantomime troz des besten Schauspielers in der Gewalt,) und ließ statt Schrekken Kälte und Sorglosigkeit eintreten. Ich aber begrif leicht, daß in dieser Stunde ein böser Geist mehr in ihn fuhr. Denn er dachte jezt auf einmal alles, was Rader mir gesagt hatte, und stelte sich die Eindrükke weit schlimmer vor, die auf mein Herz waren gemacht worden.

Sein schneller Abschied zeigte, daß er Erholung bedurfte. Er sagte meiner Frau und Kindern einige kalte Höflichkeiten, und that dann, als wenn er beim Frühstük uns nicht hinderlich fallen wolte. Er versprach nach einigen Stunden wieder zu kommen.

Mein Heres, der wie seine Seele mich liebte, und zur Schwermuth und Grillenfängerei so geneigt war, hatte keine Ruhe. Er ging sogleich aus, um Kundschaft einzuziehn. Im Schlosse begegneten ihm Schüler, welche er freundlich anredete, die ihn aber, da er als künftiger Lehrer sich meldete, kaltsinnig entliessen. Bald fand er einen Lehrer, ließ sich in Gespräch ein, und vernahm ohne Umschweif, daß der neue Direktor eine Null im Schlosse wäre, daß der Herr v. Salis in öffentlicher Versamlung allen Lehrern, Maitern, und Bedienten mit ernster und schrekkender Mine erklärt hätte, wie der D. Bahrdt blos dazu vocirt sey, daß er die Einrichtung der Lektionen besorgen, die Methoden erklären und selbst mit Unterricht geben solle: übrigens hätten sich alle und jede weiter nicht an ihn zu halten, und auf keine Weise

Befehle von ihm anzunehmen, sondern solche von seiner Hoheit allein zu erwarten.

Mit diesen tröstlichen Nachrichten kam mein Heres zurük. Ich ermahnte ihn, und Herrn Schnell, sich darein zu ergeben, durch Fleiß und Unverdrossenheit ihr Schiksal zu erleichtern, und durch vorsichtige und bescheidene Sitten sich so viel möglich alles zu Freunden zu machen. Bald erschien der Herr Minister. Er kam, mich ins Schlos zu führen.

Ich erwartete wenigstens etwas von Feierlichkeit, und hatte mir einige Hauptideen zu rechte gelegt, wenn kleine Reden aus dem Stegreif erforderlich seyn solten. Aber alles ging so still, als ob ein unbedeutender Fremder von dem Herrn Minister gewürdiget würde, das Philanthropin zu besehn. Keine Vorstellung, keine Einführung, keine Uebergabe der Schüler, keine Instruktion — nichts von dem allen! Wer uns begegnete, dem ward ich ganz kurz präsentirt, „unser neuer Herr „Direktor!" und damit ging er durch Hof und Treppen und Zimmer und Säle hindurch, bis wir

zu meiner Wohnung kamen. Das war eine Stube und zwei Kammern, und — damit Punktum!

Hier konte ich meinen Kummer nicht bergen. Nettigkeit und wo möglich noch etwas mehr, als Nettigkeit der Wohnung, war mir von jeher ein fast leidenschaftliches Bedürfniß gewesen. Ich wagte es also mit der Quintessenz von Demuth, und Bescheidenheit dem Herrn Minister vorzustellen, daß ich ganz ohnmöglich so mich behelfen könte. Meine Gründe waren triftig. Der Herr Minister konte nicht ausweichen. Sie haben recht, sagte er, ich wil ihnen noch eine Stube geben. Und damit schloß er auf demselben Gange ein Stübchen auf, das eigentlich eine Schülerwohnung war, drei Ellen breit, und fünf Ellen lang, aber niedlich tapezirt, nur ohne Ofen, und auch ohne Möglichkeit einen Ofen anzubringen. „Sehen Sie, „sagte er, nun können Sie hier für sich studiren," und jene Wohnung bleibt für Ihre Familie.

Ich hatte nicht Muth zu widersprechen, ohngeachtet es erschreklich war, für eine Frau, die noch Kinder bekam, und für zwei schon vorhande-

nen Kinder nebst einer Französin nur eine Stube mit ein paar kleinen Kammern zu bestimmen, wo ich selbst noch mit schlafen muste. Aber doch unterwand ich mich, um eine Küche zu bitten. Der Minister zukte die Achseln. „Eine Küche ist da, „sagte er, aber Sie würden einige Tage warten „müssen, weil sie erst in den Stand gesezt zu wer„den bedarf. Ueberdem, dächte ich, Sie könten „weit angenehmer leben, wenn Sie meiner Haus„haltung sich bedienten. Sie sparen eine Magd, „Holz, Geschir, und vielfältige Mühe, und Zeit„verlust, wenn sie sich alles bringen lassen. Und „ich versichere Sie, daß Sie alles volkommen „nach Ihrem Geschmakke finden werden. Sie „können drei, vier, fünf Schüsseln befehlen. Sie „können selbst vorschreiben, was Sie essen wollen. „Ich dächte, das wäre das schiklichste für einen „Mann, der sich aller andern Sorgen entschlagen, „und ganz für sein Amt leben wil."

Das war also gerade darauf angelegt, daß im ersten halben Jahre meine Besoldung aufgezehrt werden solte, damit er nicht nöthig hätte, mir baares Geld zu geben, und ich dabei seiner Gnade

keben müste. — Ich bat mir Bedenkzeit aus, schikte hernach meine Frau über ihn, die ihm die Ohren so vol pinselte, daß er sich entschloß, die Küche machen zu lassen.

Dieser Sache wegen, und weil selbst die Wohnzimmer noch nicht einmal gescheuert, und die Fenster reparirt waren, musten wir zwei Tage im Wirthshause bleiben, und dann noch einen Tag in Schülerstuben uns behelfen. Und hätt' ich nicht mit einer fast unleidlichen Betriebsamkeit auf Beschleunigung gedrungen, der Herr v. Salis hätte uns ein paar Monat in dieser Lebensart erhalten, bei welcher er alles erdenkliche zu liefern hatte. Denn da ich, von Radern belehrt, schon den dritten Tag die Rechnung foderte, und den vierten sie erhielt; so erfuhr ich zu meinem Schrekken, daß meine 2000 Gulden auch kein halbes Jahr gereicht haben würden, wenn es so fortgegangen wäre. Denn sie betrug bei funfzig Gulden. Der Hafer für meine Pferde war enorm theuer angesezt. Und dabei war auch noch die besondere Rubrik: Azung, a 1 Gulden, welche anzeigte, daß für Stallung, Hexel, und Heu, jedes Pferd täglich

einen halben Gulden kostete — in dem philanthropinischen Gasthofe! — Manche Mahlzeit kostete vier bis fünf Gulden. Denn man hatte uns alles ganz geschikt, z. E. ein ganzes Huhn in die Suppe, eine ganze gefülte Kalbesbrust u. s. w. und ob wir gleich weit mehr als die Hälfte von allem zurükgaben, so war doch das Huhn, die Kalbesbrust u. s. w. als ganz genossen in Rechnung gebracht. Koffe, Wein, Bier, Licht, Pfeiffen, Kuchen, Heizzung, Bedienung, alles war nach Proportion verrechnet. Kurz, der neue Herr Direktor, der sich anfangs einbildete, daß der Herr Minister, welcher schuldig gewesen wäre, ihn gleich in eine ordentlich eingerichtete Wohnung einzuführen, und also Ursache war, daß er im Wirthshause bleiben mußte, ihn auf diese Zeit traktiren, und mit Generosität behandeln würde, sahe sich, mit banger Ahndung der Zukunft — um funfzig schöne Gulden geschneuzt, welche von seiner Besoldung ihm abgezogen wurden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Meine häusliche Lage in Marschlinz.

Ich eilte was ich konte, meine eigne kleine Oekonomie in Ordnung zu bringen, und möglichst einzuschränken, um mit 2000 Gulden Gehalt nicht bankrut zu werden. Denn ich fand mich in den Beschreibungen, die mir der Minister in Giessen von der Bündner Lebensart gemacht hatte, von allen Seiten her getäuscht. Es war fast nichts zu haben, und alles, alles war so theuer, daß ich mit meiner Marschlinzer Besoldung nicht weiter, und kaum so weit, kommen konte, als mit der Giesser.

Das Pfund Fleisch muste ich dem Herrn Baviere mit drei Bazzen abkaufen, und nach dieser Proportion ihm Brod, Lichter, Kaffe, Zukker und alles bezahlen, was in einer Haushaltung nöthig ist. Nach und nach erst lernte ich einige Bedürfnisse in Chur auffinden, und mit Landleuten Bekantschaft machen, die zuweilen etwas von Viktualien für leidlichere Preise mir lieferten. Mein

Glük war die Nachbarschaft einer Schwester des Herrn v. Salis, der Fräulein Hortensia, welche mit mir auf einem Flügel wohnte. Diese vortrefliche Person, welche nicht nur nichts von des Ministers Denkungsart an sich hatte, sondern sie auch gegen meine Frau verabscheute, würdigte uns ihrer Freundschaft, und meine Frau einer ganz besondern Vertraulichkeit. Und durch diese, so wie durch ihre Schwester, die Frau Kommissariese, lernten wir unsere Oekonomie leichter einrichten, und erhielten Bekantschaft mit Personen und Sachen, die dazu nöthig waren.

Meine Pferde wurden mir zur größten Last. Hier hatte mich Salis ganz hintergangen. Er hatte meine Equipage für schiklich erklärt, und sie war im höchsten Grade unschiklich. Denn ich war im ganzen Lande der einige Mensch, der Wagen und Pferde zum Vergnügen hielt. Da gieng alles spaziren, und wer weite Wege zurükzulegen hatte, es mochte Herr oder Dame seyn, der ritt. Er hatte mich versichert, daß die Wege fahrbar wären, und es konten nur kleine Lastwagen durchs Land kommen, welche eine Spur von drei Schuh

hatten. Denn die Wege waren alle felsigt oder steinigt, so daß nur mit ungeheuern Schienen belegte Räder im schmalen Geleisse die Stösse aushalten, und durchkommen konten. Und wenn der Weg über Wiesen ging, da machten ihn die kleinen Dämme fürchterlich, welche zur Wässerung der Wiesen angelegt waren, und fast alle hundert bis zwei hundert Schritt sie durchschnitten. Denn da muste der Wagen erst den Damm hinauf, und alsdann auf der Höhe mit den Vorderrädern in den kleinen Kanal stürzen, der auf den Rükken des Dammes hinrieselte. Wenn alsdann die Vorderräder sich herausgehoben hatten, und den Damm auf der andern Seite hinab wolten, kamen erst die Hinterräder herauf, und stürzten erst nieder im Kanal, stiegen wieder heraus, und schossen nun den Damm hinab. Da mußte man also alle hundert Schritt zweimal den Sturz der Vorder und Hinterräder, durch mühsames Anhalten der Pferde, mildern, um nicht den Wagen zu zerbrechen.

Es war sonach mit der Equipage kein Vergnügen zu geniessen, welches nicht durch Beschwerlichkeit, und Gefahr verbittert wurde. Und doch

hatte ich die Thiere einmal, die mir im Lande kein Mensch abkaufen wolte. Ich mußte sie behalten, und doppelt so viel auf ihre Unterhaltung wenden, als sie mich in Giessen gekostet hatten. Und dazu kamen die Kosten des Wagens, den ich ganz umändern, und auf die drei Schuh breite Spur einrichten lassen muste, das erfoderte neue Achsen, einen neuen Kasten, und ein neues Vordergestell. Das neue Wesen kam mich auf neunzig Gulden. Ich ließ alles in Hallenstein selbst machen, und mußte fast vom Anfange bis zu Ende dabei seyn, weil Wagner und Schmidt von solcher Arbeit kaum einen Begrif hatten. —

Auf der Reise hatte ich auch schon hundert Gulden verloren. Denn wir reiseten fast vierzehn Tage, und hatten folglich vierzehn Tage Zehrung zu bezahlen. Hätte mir der Herr Minister die Warheit gesagt, so hätte ich meine Pferde und Wagen in Giessen verkauft, hätte in vier bis fünf Tagen mit Extrapost die Reise vollendet, hätte folglich (da ich ohnehin zwei Pferde Vorspann nahm) mit der Hälfte Kosten alles bestreiten können. — So brachte mich der Mann ums Geld,

und machte noch überdies, daß die Bündner mich für einen Phantasten hielten, wenn sie mich spaziren fahren sahen, was sie von keinem vernünftigen Menschen gewohnt waren.

Es begreift sich nun sehr leicht, daß ich in Marschlinz von meinen 2000 Gulden nur mit Mühe und Noth leben konte. Ich mußte mich, um es zu bewerkstelligen, äusserst einschränken. Und ich habe nicht die Hälfte von dem genossen, was im menschlichen Leben zur Hervorbringung, und Erhaltung des frölichen Herzens genießbar ist, und was ich in Giessen genossen hatte.

Die baaren Gelder bekam ich auch wenig zu sehen. Ich mußte fast alles gegen Waren und Viktualien verrechnen lassen. Und wenn ich auch zuweilen in einem Billet den Herrn Minister um etwas baare Münze ersuchte, so wurde ich entweder vertröstet, oder ich erhielt nur ein weniges. Ja ich erinnere mich sehr genau, daß er mir einmal auf die Bitte, mir einen Theil meiner Besoldung auszuzahlen, zwei Laubthaler schikte.

Genuß des gesellschaftlichen Lebens, welchen ich für den angenehmsten und aufheiterndsten halte, war mir sehr dürftig beschieden. Der Herr Minister bat nur sehr selten mich einmal zur Tafel, wenn er etwa einmal Fremde hatte, welche etwas ungestüm nach mir gefragt haben mochten. Und da wars kein Genuß, weil ich den Subaltern machen muste, und — dabei nicht fröhlich seyn konte. Zeichen der Achtung gegen meine Talente, und Arbeitsamkeit, welche dem Mann von Ehrgefühl für seine Zufriedenheit so unentbehrlich sind, genoß ich weder in seiner Geselschaft noch im ganzen Schlosse, weil ers sich zum Princip gemacht hatte, mich in der Demuth zu erhalten.

Im Schlosse war gar kein traulicher Zirkel für mich möglich. Alle Lehrer und Maitres hatte Herr Salis schon darnach instruirt, daß sie sich mir nie mit Zutrauen nähern dürften. Und es waren auch Leute, in deren Umgang ich weder für meinen Geist noch für mein Herz einige Nahrung hätte finden können: den einzigen Am Stein ausgenommen, von dem ich hernach etwas sagen werde.

Ich blieb also ein wahrer Einsiedler, und mußte mich einzig, mit meinem lieben Weibe, das, bei seiner guten so wenig, als bei der häufigern übeln Laune mich aufzuheitern vermochte, und, — mit meinem braven aber äuserst hypochondrischen, und alle Augenblik verstimten Heres behelfen. — Wie viele Menschen in der Welt werden mirs in solcher Lage wol nachthun, und ein frohes Herz bei vollem Feuer der Thätigkeit behaupten?

Ausser dem Schlosse hatte ich viele Freunde, das ist wahr, aber — erstlich keinen eigentlichen Geselschafter von der Art, wie man ihn braucht, um die gesunkene Kraft zu beleben, und die verstimte Laune einmal zur Freude hinauf zu stimmen — es waren lauter Männer von hohem Stande, und ernstem Humor, welche mich ausserordentlich schäzten, aber nie auf traulichen Fuß zu gebrauchen waren, — und zweitens hatte ich so selten Gelegenheit, zu ihnen zu kommen, daß selbst dadurch ihr Umgang kalt, und ungenießbar blieb. Denn Herr Salis sahe es allemal mit merklichem Misfallen, wenn ich auf meinen Wagen stieg, und einige Stunden meiner Erholung widmete.

Er war auf die Zeit seiner Dienstleute so geizig wie auf sein Geld. Er glaubte, mit seiner Besoldung Leibes und Seelenkräfte als Leibeigenthum erkauft zu haben. Und es verdroß ihn, daß die Natur sie zum Schlafen und Essen zwang, und durch Raubung der dazu nöthigen Stunden, ihm sein Eigenthum verkürzte, dafür er jede Stunde ihres Lebens ansahe.

Einer meiner würdigsten Freunde in Chur war der Herr v. Svarz, dessen Sohn unter meinen Zöglingen sich befand, und bei welchem ich zuweilen eine vergnügte Mahlzeit einnahm. Dieser gab mir sehr zeitig seine Bedaurung zu erkennen, daß ich in den Händen eines Mannes wär, der mich tirannisiren konte, wie er wolte, ohne daß ich im ganzen Lande Hülfe gegen ihn fand. Er bestätigte vieles von dem, was Rader mir gesagt hatte.

Mit noch gerührterm Herzen denke ich auch noch an den alten würdigen Fürsten, und Bischof von Pfefers, welcher mir selbst seine Bekantschaft anbieten ließ. — Es giebt in Bünden, wo ich michs noch recht erinnere, sieben solcher kleinen Für-

Fürsten, die diesen Titel führen. — Dieser war ein höchst liebenswürdiger Greis. Er hatte mittelmäßige Kentnisse, aber einen recht gesunden schlichten Verstand, vortrefliche Grundsäzze und ein ganz von Menschenliebe belebtes Herz. — Ich fuhr — auf die erste Nachricht, die ich erhielt, daß er mich gern sehen würde, über seine Wolken hinauf, und ward mit ganz ausnehmender Güte und ich möchte sagen, Zärtlichkeit empfangen. Ich war mehrere Stunden bei ihm im Kabinet, und er schüttete sein ganzes Herz gegen mich aus, welches von dem Herrn v. Salis so vol war, daß er nicht wußte, wo er zuerst anfangen solte. Da hörte ich Anekdoten von seinem Geizze, von seiner Tirannei, von seinen Intrigen, daß mir die Haare zu Berge stunden. Insonderheit erzählte er mir eine Menge Beispiele von seiner Methode, seine Lehrer und Dienstleute zu behandeln, um ihnen kein baar Geld zu zahlen, und sie am Ende zu seinen eignen Schuldnern zu machen, gerade wie mir sie Raden beschrieben hatte, und wie ich sie nachmals selbst erfuhr. —

Noch hatte ich einen dritten Ort, den ich zuweilen besuchte, um die Freuden der schönen Natur

zu geniessen. Das war ein Eisenhammer, welcher einem gewissen Herrn Schulthes in Zürich gehörte, dessen Sohn, ein liebenswürdiger Knabe, ausserordentlich an mir hieng, und mich ein paarmal zu seinem Begleiter erbat, wenn er in den Ferien Erlaubniß erhielt, einige Tage an diesem romantischen Orte zuzubringen.

Aber in meinem ehelichen Leben hatte die Hofnung mich getäuscht. Zwar lebte mein gutes Weib ein wenig auf, da der Umgang der eben so weisen als tugendhaften Hortensia sie aufheiterte. Aber doch war selbst die wahre Beredsamkeit dieser Dame nicht vermögend, ihre Hypochondrie ganz zu vertreiben, und ihre Grillen ihr aus dem Kopfe zu bringen.

Sie war gleich anfangs durch Raders Erzählungen zu sehr von dem Bilde der schönen Baviere erschüttert worden. Dies war und blieb ihr Gespenst, das sie verfolgte. Denn schon der übertriebne Abscheu, den sie vor einer Maitresse hatte, sezte sie in Unruhe. Und meine fortdauernde Lebhaftigkeit machte sie immerdar besorgt, daß diese

Baviere ihr meine freundlichste Mine rauben, und vielleicht gar — etwas geniessen würde, was sie, so bald sie es nur dachte, mit Schauer und Entsezzen erfülte. Ich bekam auch jedesmal meine Pillen zu verschlukken, wenn ich, was nicht verhütet werden konte, zuweilen in Geschäften oder zur Visite bei ihr gewesen war. Und es half nichts, wenn ich sie heilig versicherte, daß Madame Baviere nie allein sey, sondern in den Nachmittagsstunden, wo ich dergleichen Besuche ablegen konte, allemal und ohne Ausnahme den Herrn Minister bei sich habe. Sie fand allemal in diesem Besuche einen Grund zum Misvergnügen, welches ihre Thränen oft genug mir merklich machten.

Uebrigens brachte ich meine Zeit bei unermüdetem Fleiße zu. Ich gab selbst täglich sechs bis acht Lektionen, und übernahm immer die schwersten, welche die Kräfte meiner Unterlehrer überstiegen. Wo entweder gereifte Sprachkentniß, oder sokratische Lehrart erfodert wurde, da docirte ich selbst. Ausserdem besuchte ich die Lektionen der übrigen Lehrer, beobachtete ihre Mängel in der

Methode, und suchte ihnen nachzuhelfen. Und wenn ich damit fertig war, saß ich auf meiner Studierstube, und arbeitete für die Lehrer. So habe ich z. B. meist allein den ganzen Thesaurus des Stephanus in zwei dikken Foliobänden durchgearbeitet, um für die verschiedenen Klassen, die Vokabelkarten zu verfertigen, welche den ganzen Wortreichthum der lateinischen Sprache enthielten, und die ich in meinem Marschlinzer Erziehungsplane beschrieben habe.

So verfertigte ich ein eignes Lehrbuch der Religion in deutscher und französischer Sprache (lezteres mit Beihülfe des Herrn Schnell,) nach welchem in den Klassen gelehrt wurde. Es wurde in kurzen Aphorismen den Schülern diktirt, und ich sokratisirte darüber.

Tag und Nacht war ich so, blos und allein für das Institut thätig. Und ich kan heilig betheuern, daß ich in Marschlinz keinen andern Gedanken gehabt, kein anderes Buch gelesen, kein anderes Studium getrieben habe, als was meine Pädagogik anging. Meine Theologie, meine Prü-

fungen der Dogmatik, meine Kritik, meine orientalischen Sprachen, alles blieb liegen. Ich lebte, allein, und mit Erschöpfung aller meiner Kräfte, für meine Zöglinge, und den Herrn v. Salis — von dem ich mich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts nicht eines Dankes, nicht einer einzigen Bezeugung seiner Zufriedenheit, nicht einmal eines traulichen Achselklopfens — rühmen kan. Er sah alles für Schuldigkeit an, die noch oben drein, nach dem Maasstabe seiner Prätensionen — nur nothdürftig gethan hieß.

Dreißigstes Kapitel.

Etwas von dem Lande selbst, in dem ich jezt lebte.

Es ist freilich meiner Lebensgeschichte nicht wesentlich, eine Beschreibung des Landes zu machen, in welchem ich wirksam war. Indessen wird es doch gewiß meinen Lesern nicht unangenehm, und selbst für den Zwek dieser Biographie nicht ganz

überflüßig seyn, wenn ich ihnen sage, wie **mir** dies Land erschienen ist. Ich werde auch nur **wenig** und gerade nur das erzählen, was gerade **mir** aufgefallen ist, damit die Leser auch nur **meine** Empfindungen, und **meine** Grundsäzze und **Urtheile** daraus abnehmen können.

Ueber die Schönheit des Landes selbst möchte ich gern am meisten mich ausbreiten, wenn ich der Fülle meines Herzens folgen dürfte. Aber das würde mich zu weit führen, und auch die Leser zu wenig interessiren. Das Thal, in welchem ich lebte, glich einem Paradiese. Es war drei Stunden breit, und ward, wie gesagt, vom Rheine durchrieselt, der da breit, aber äuserst flach, durch Kies und Felsstükke, vom Mittage her, sich durchsprudelt, und, oberhalb, die Langwarth aufnimt, welche aus einem andern Thale von Morgen her hinausstürzt. Das Auge sahe nichts als Felder, Wiesen, Städte und Dörfer, und hatte nun auf allen Seiten, in gehöriger Entfernung, die mannigfaltigsten Aussichten in die höchsten Gebürge, unter denen nakte Felsen, und fruchtbare Alpen mit farbenreichen Waldungen abwechselten. Man

denke sich hier den möglichen Genuß. Ach daß ich hier ein erträglicheres Schiksal gefunden hätte! Die blosse Natur hätte mich selig gemacht.

Aber so himlisch schön das Land ist, so wenig haben mir seine Einwohner gefallen. Die Bünder sind ein rohes Naturvolk, und ihr Karakter schien mir, Troz, Freiheitsdünkel und Faulheit zu seyn. Der gemeine Haufe sind Bettler im Grunde, die nichts haben und haben wollen. Sie arbeiten im Sommer gerade nur so viel als sie brauchen, um nicht Hungers zu sterben. Und den Winter über sizzet die werthe Familie auf ihren großen breiten Oefen, welche aus einer steinernen Platte bestehen, wärmt sich den Popo, und erzählet sich von der Geschichte der Landtage, und den Abschlüssen, die da gemacht worden sind, und von den Streitigkeiten, die es da gegeben hat, und von den alten Rechten und Gerechtsamen, kurz von alle dem, was die Jungen von Jugend auf mit den Verfassungen des Landes, mit den Gesezzen und Rechten, Befugnissen und Obliegenheiten, bekant machen kan: um den Mangel eines geschrie-

benen und gedrukten Kodex, und einer Vaterlands-geschichte zu ersezzen.

Dieses müssige Leben im Winter hat die merkwürdige Folge, daß der Bündner Bauer mehr von seinem Vaterlande, von seinen Gerechtsamen und Gesezzen weis, als mancher Advokat in Deutschland, und der auch mehr davon zu reden im Stande ist. Man würde erstaunen, wenn man auf den Landtagen oft die zerlumptesten Bauern auftreten sieht, und sie sprechen hört. So ein Mensch ist im Stande eine halbe Stunde lang seine Meinung oder Vorschlag, oder Widerspruch zu entwikkeln, Punkt für Punkt mit der schönsten Ordnung aus einander zu sezzen, alle Beziehungen auf alle Landtagsabschlüsse zu bemerken, und so darüber zu peroriren, daß kein Advokat in Paris besser zu plädiren vermögend ist.

Das ist der Geist der Freiheit und des wahren Patriotismus. — Die Bünder sind wirklich ein eigentlich freies Volk. Jedes mänliche Individuum hat mit allen übrigen ganz gleichen Antheil an der Staatsverwaltung. Der schlechteste

Bauer kan so gut Potestat im Veltelin werden, wie der vornehmste Edelmann, und wird es auch zuweilen. Er kan auf Landtagen völlig so sprechen, wie der Graf und der Fürst. Der reichste Edelmann hat nicht mehr Stimme und Gewalt, wie der ärmste Bauer. Jeder kan Vorträge machen. Jeder kan seine Meinung darüber sagen.

Der Herr Minister ist mehr als einmal vom Widerspruch der Bauern geängstet, und einmal so erschrekt worden, daß er ausreissen, und beim Sprunge über einen Zaun, seinen Haarbeutel in der Hand des Nacheilenden lassen mußte. Doch Salis wußte sich grossentheils wol zu helfen. Er war reich und verlehnte an den größten Theil der Bauern seiner Gemeine kleine Posten, von fünf bis höchstens funfzehn Gulden. Wenn denn ein Landtag kam, wo er etwas durchzusezzen wünschte, so gieng er herum und bat um die Stimme, und wer sie ihm abschlug, dem kündigte er das Kapital auf, welches der Bettelbube zu bezahlen nicht im Stande war. So bekam er gewöhnlich plurima vota auf seine Seite.

Aber ich sahe unter diesem Volke, daß Freiheit wirklich kein Gut ist, welches der Schöpfer für den großen Haufen bestimt haben kan. Nur in der Hand des Weisen kan es glüklich machen. Die Bündner waren, eben durch ihre Freiheit, ein rohes und träges Volk, weil sie keine Dienste, keine Abgaben, mit einem Worte keine von den Lasten zu tragen hatten, welche in minder freien Staaten, das Volk tragen muß. So war auch Industrie, Handel, Wissenschaften, Künste mit aller Kultur gleichsam ausgestorben. Kein Bauer arbeitete mehr, als er für seine Lebsucht brauchte, und das war, weil er nichts abgeben durfte, sehr wenig. Kein Handwerker reisete, und beeiferte sich seine Kunst zu vervolkomnen. Alle Dinge wurden gemacht und verarbeitet, wie man sie vor hundert Jahren auch gemacht hatte. Alles neue und moderne war eben so unbekant, als widrig. — Salis versuchte nur z. B. eine leichtere Pflugart ihnen bekant zu machen, aber sie fuhren fort, mit ihrem Centnerschweren Geschir, und vier Pferden zu akkern.

Nur reiche Edelleute schikken ihre Söhne zuweilen ausser Landes, und lassen sie mit fremden

Sprachen und Sitten vertraut werden, um ihren Karakter abzuschleifen, und sie als Officiers in Frankreich versorgen zu können. Sonst geht des Studirens wegen selten ein Bündner ausser Landes. Wenigstens war es bis zu meiner Zeit wenig oder gar nicht geschehen.

Wenn ein Bauer seinen Jungen zum Pfarrer bestimt, (ein Edelmann thut das schon nicht) so läßt er ihn anstekken. Das wil so viel sagen. Er thut ihn im sechzehnten Jahre, wo er noch keinen Buchstaben aus dem deutschen Alphabethe kennt, zu einem Pfarrer in die Kost. Da lernt er deutsch und lateinisch lesen, und wenn er das kan, so fängt der Bube an Burgs Kompendium der Theologie zu memoriren, und lebt bei dieser Arbeit sieben, acht Jahre bei seinem Pfarrer, und wird durch diese Koexistenz — selbst Pfarrer. Er hört den Pfarrer predigen, und katechisiren, das ist alles. Der Bauer glaubt, das stekke an. Genug der Junge muß, wenn er seinen Burg auswendig kan, nach Chur und sich darüber examiniren lassen, und wird damit — Pfarrer.

Ich bekam selbst einen jungen Menschen von ein und zwanzig Jahren Namens Marx, unter meine Zöglinge, welcher von der Natur Trieb zum Lernen hatte, und daher meinen Unterricht sich wünschte, weil er von mir gehört hatte. Dieser erzählte mir selbst, daß er schon sechsmal den Burg habe durchmemoriren müssen, und daß es in Bünden keine andere Methode gebe, Pfarrer zuzubereiten. — Die Leute waren auch darnach. Die meisten waren Schwärmer, und saalbaderten vom Lamme.

So sahe es unten im Thale aus. Man kan leicht urtheilen, wie roh die Menschen oben in den Alpen seyn mußten, wo sie oft fünf, sechs, sieben Stunden Weges weit herunter hatten, wenn sie in eine Kirche wolten: wo sie Käse statt Brod aßen, und von alle dem nichts wüsten, was den menschlichen Körper verfeinert, und den Geist über das thierische erhebt. —

Sehr wenig Vieh war unten im Thal zu sehn. Denn selbst die Thalbewohner haben ihre Heerden Sommerszeit oben in den Alpen, wo die Butter

in grosser Quantität gesamlet, und von Zeit zu Zeit ausgeführt wurde. Daher ist frische Butter in Städten und Dörfern eine Seltenheit, — was mir anfangs ganz sonderbar vorkam, da ich gerade da mich in der delikatesten frischen Butter recht sättigen zu können gehoft hatte.

Noch muß ich einer Merkwürdigkeit in der Staatsverfassung gedenken, die ich aus dem Munde mehrerer Grossen habe. In Bünden sind zwei Partheien. Die eine ist dem französischen, die andere dem kaiserlichen Hofe ergeben. Beide sind in beständiger Machination gegen einander. Der französische Hof wirkt gegen den kaiserlichen und umgekehrt. Beide Höfe besolden auch ihre Partheigänger mit 300 — bis zu 1000 Gulden. Zu meiner Zeit waren die Salisse auf französischer Seite, und die Sprecher, ein zahlreiches und mächtiges Haus, sutenirten die kaiserliche. Was die beiden Höfe für Absicht haben, unter den Grossen des Landes sich Parthei zu machen, weis ich nicht, und — brauche ich auch nicht zu wissen, — wird man sagen. Ganz wol! — Ich vermuthe aber, der kaiserliche Hof gieng oder geht damit

um, die Bündner zu bewegen, daß sie die Anlegung einer Heerstrasse durch ihr Land, nach den Italienischen Staaten erlauben, und das — sucht Frankreich zu kontraminiren.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Das Marschlinzer Philantropin.

Wie schwer es mir ward, mit Muth und Freudigkeit hier zu arbeiten, werden meine Leser alsdann erst ganz einsehen, wenn ich ihnen die damalige Lage des Instituts werde gezeichnet haben.

Den Herrn Minister, als den Fürsorger, wie er sich nach Basedows Vorschrift nannte, kennen sie nun schon. Es war ein Mann von großem Genie, und ausgebreiteten Kentnissen, und dabei der feinste Staatsmann. Von dieser Seite verdiente er ohne allen Streit Ehrfurcht, und Bewunderung. Ich habe selbst einmal zugehört, wie er der

Madame Baviere Ramlers Horaz vorlas, und eine Ode ihr kommentirte, und bin ganz von ihm bezaubert worden. Mit so vielem Geschmak, und dabei tiefen Scharfblik habe ich noch nie einen Kenner der Kunst, ein Meisterwerk analysiren hören. — Aber freilich sein Geiz, sein Egoismus, seine Hartherzigkeit milderten gar zu sehr den Glanz seiner Tugenden, und erpreßten den meisten Menschen Seufzer, welche unter seiner Gewalt stunden. — am meisten seiner vortreflichen Gattin.

Nach ihm war im Schlosse der einzige Mann von vorzüglichem Werthe, ein gewisser Doktor Am Stein, welcher der Arzt des Philanthropins war, und über Naturgeschichte einige Lektionen gab. Er vereinigte gründliche Kentnisse, und reifes Urtheil mit einem sehr edlen, und dabei festem Karakter. — Ich hätte mir ihn zum vertrauten Freunde gewünscht. Aber er durfte, um des Ministers willen, sich keine alzugroße Zuneigung gegen mich merken lassen. Denn er kannte die Wirkungen des heimlichen Grols dieses Mannes zu sehr, als daß er sie nicht hätte scheuen sollen. Er war zudem der Liebhaber der Hortensia, und verließ mit ihr, noch

zu meiner Zeit, dieses Fegefeuer, und eilte mit frohem Herzen nach Zürich, um — hier nicht mehr zittern zu dürfen.

Alle übrige Personen des Instituts waren so beschaffen, daß kein Philanthropin mit ihnen zu stiften möglich war, und wenn der Engel Gabriel mit 4000 Gulden Besoldung als Direktor wäre angestellt worden.

Mein Heres war der beste unter allen. Und selbst dieser hatte nur Genie und Eifer. Aber es fehlte ihm an den Materialien. Er hatte Theologie studirt, und war in Schulwissenschaften vernachläßiget worden. In Sprachen, Geschichte, Mathematik u. s. w. war er nicht bewandert. In Jahr und Tag würde er sich eingearbeitet haben, und ein vortreflicher Schulmann geworden seyn.

Schnell konte zu nichts gebraucht werden, als zu den mathematischen Lektionen, und zu einigen französischen. Er machte mir manche Unannehmlichkeiten, durch die hinterher erst von mir entdekte Verbindung mit meiner Französin. Er heirathete

sie

sie am Ende noch, und mußte, von Salis kurzgehaltenen Zügeln geführt, diese Thorheit büssen.

Und solte man wol glauben, daß ausser diesen genanten Personen nur noch ein einziger Mensch vorhanden war, welcher einige Zeit nach mir ankam, — und daß ich mit diesen wenigen Personen alle die mannigfaltigen Klassen, in allen Fachen, besezzen, und alle Arten des Unterrichts bestreiten mußte? — Alle übrige Personen des Philanthropins bestunden in dem Inspektor, und einigen Maitres, welche alle in ihrer Kunst keine Meister waren.

Und dieser einzige Mensch war noch oben drein in allem Betracht unbrauchbar. — Möchte ich im Stande seyn, ihn meinen Lesern zu beschreiben! Aber er war so originell, daß ich gar keinen Ausdruk zu finden weis, seine Eigenheiten kentlich zu machen. Ich wil nur ein paar Züge versuchen.

Herr Thiele, (so hieß er) machte keine einzige Bewegung seiner Gliedmassen und Muskeln, wie andere Menschen. Wenn er z. B. ein Kompliment anbringen wolte, so machte er erst ein blizschnelles, Halt: dann schoß er auf einmal mit der

grösten Geschwindigkeit, und mit ganz steifgeraden Körper auf den zu, dem es galt: machte wieder ganz preß an ihm, halt, so daß er beinahe mit seiner Brust des andern Brust berührte: schob den Kopf nach ihm hin, und nahm die allerschalkhafteste Mine an: und ließ dann geschwind den Kopf niederfallen, wie wenn er an des andern Armen hinabsehen wolte: und nun blieb er stehen, und sprach mit ihm. So sonderbar war der Mann in allen Stellungen, Bewegungen und selbst im Ausdruk.

Aber noch origineller zeigte er sich in seinen Vorstellungen, und nach denselben eingerichteten Handlungen. Er hatte z. B. die Idee gefaßt, daß Philanthropisten zur Unerschrokkenheit gewöhnt werden müßten. Auf einmal fiels ihm ein, eine Heerde Zöglinge in den Spielstunden aus dem Schlosse zu führen, mit ihnen gerade auf die Langwarth zuzugehen und zu rufen: Nun, Kinder, wollen wir durch! Sein Gedanke war, daß die großen Felsstükken, mit denen das Bette des Strohms wie übersäet war, und zwischen denen er durchstürzte, überall so nahe an einander lägen,

wie am Ufer, und daß er mit den Kindern, von einem Steine zum andern schreiten, und so über den breiten Strohm hinüberkommen würde. Daß ein Kind bei diesem Schreiten fehltreten, und in den Strohm stürzen könte, fiel ihm nicht ein. Und hätten nicht Bauern ihm mit Aengstlichkeit zugerufen, und vor der Gefahr, die gegen die Mitte des Strohms immer grösser wurde, gewarnt, er hätte ein paar Kinder glüklich ersaufen lassen.

Es war Schade um den jungen Mann. Er hatte ausserordentlich viel gelesen, und eine ungeheure Masse von nuzbaren, aber leider nur isolirten, nirgends zusammenhängenden Ideen sich gesammelt, und er besaß dabei einen ganz erstaunenden Grad von Wiz, diese Ideen auf die unerwarteste Art zu vergleichen, und zu kombiniren. Aber seine Lektionen fruchteten nie, theils, weil er zu konfus war, theils weil die Zöglinge zu sehr über seine Originalität sich belustigten, und also gar kein Respekt hervorzubringen war.

So sahe es im Marschlinz um die Lehrer aus. Die Wohnungen der Zöglinge waren nicht besser.

Der Minister hatte einen Flügel anbauen lassen, der einer Laterne glich. Ich glaube, daß das Holz zu den äussern Wänden höchstens sieben Zol stark war. Das innere hielt vielleicht nicht vier. Und die Zimmer selbst waren aus blossen breternen Wänden geformt, welche mit allerlei buntem Papire unregelmäßig überklebt waren. Jedes Zimmer hielt ohngefähr drittehalb Ellen in die Breite, und eine in die Länge. Aus einem Bettchen und einem Schemmel, nebst einem kleinen Tischchen — bestund das Meublement. Sie waren der höchsten Kälte und Hizze ausgesezt, und daher zum Studiren wie zum Schlafen unbequem. Solcher wohnbaren Schränke gabs neunzig.

Die Kost war der ersten Einrichtung nach hinreichend gut. Aber unter dem Gouvernement der Madam Baviere war sie herzlich schlecht geworden. Eine Suppe und zwei Schüsseln warmes Essen wurden zwar geliefert, aber oft ganz ungenießbar. Das Fleisch war bald schlecht an sich, bald hart, bald riechend. Die grünen Gemüse waren oft mit dem elendesten Talge geschmolzen. Und das gebakne war oft ganz grün auf dem

Boden, von der kupfernen Pfanne, in der es gelegen hatte. Auch war gegen alle diese Fehler der Oekonomie keine Remedur möglich. Denn der Minister protegirte seine Dame, und es gehörte schon wegen der Furcht, die er allen eingeflößt hatte, viel Muth dazu, wenn man eine Klage bei ihm anbringen wolte. Mein Heres wagte es einmal, ward aber versichert, daß ers nicht verstehe. Selbst Am Stein, der noch eine gewisse Autorität hatte, trug einmal eine Schüssel Gemüse zum Herrn Fürsorger, welches wie pures Unschlit roch. Aber der Philosoph lehrte ihn Philosophie. Er kam und sezte sich selbst mitten unter seine Schüler, und fing an, in die Gemüse Schüssel einzuhauen, als ob er in zwei Tagen nichts gegessen hätte. Daß ers also selbst aß (er war wirklich der Mann, dem alle Kost gleichgültig war, und der zwischen frischer Butter, und Unschlit keinen Unterschied fand) mußte ein Beweis seyn, daß alle Lehrer und Schüler Unrecht hätten, und Madam Baviere für ein so delikates Gemüse noch Dank verdiene.

Für physikalische Erziehung war wenig gesorgt. An Bäder und ähnliche Mittel für die Lei-

besstärkung war gar nicht zu denken: wenn nur sonst Ordnung und Reinlichkeit überall geherrscht hätte. Ein einziger Mann, den man den Inspektor nente, solte für alles allein sorgen, und das war unmöglich, zumal da die Anstalten gar nicht darnach waren. Der damalige hieß v. Rosenthal, und war ein abgedankter französischer Officier, von etliche sechzig Jahren. Der Minister hatte ihn beredet, seine kleine Pension, die er in Basel angelegt hatte, aufzugeben, seine schönen Mobilien zu verkaufen, und ihm nach Marschlinz mit Weib und Kind zu folgen. Dieser arme alte Mann war das unglüklichste Geschöpf im ganzen Schlosse. Früh um vier Uhr mußte er, ganz angezogen, schon im Schlosse herum patrulliren, und die Bedienten wekken, und für alles sorgen, was zum Waschen, Ankleiden, Frühstük u. s. w. für die Zöglinge erforderlich war. Und so mußte er sich den ganzen Tag bei allen Theilen der Inspektion, die ihm aufgehalset war, herum preschen lassen, bis des Nachts um eilf Uhr, wo er noch, wenn alles zu Bette war, dafür stehen mußte, daß alle Thüren verschlossen, und alle Lichter ausgelöscht waren. Er kam in dieser Zeit auf keinen Stuhl

zu sizzen. Oft schnauzte ihn der Minister schon an, wenn er ein paar Minuten zu lange bei seiner Mahlzeit geruht hatte. Und alle Kleinigkeiten, die im Schlosse von einem Durchgehenden getadelt werden konten, wurden ihm zur Last gelegt, und gaben dem Minister Gelegenheit, ihm bittern Vorwurf zu machen. Ich habe nie einen Mann unter der Last seines Schiksals so viel weinen sehn. Und bei diesen Strapazen und Mishandlungen hatte der Mann kaum satt zu essen. Es war ihm, wie er mir sagte, weit mehr versprochen, als er erhielt. Er lebte so genau, wie der ärmste Mann. Und da er kurz vor meinem Abschiede fort mußte, machte ihm der Herr v. Salis seine Rechnung so, daß er ihm zwischen zwei und drei hundert Gulden schuldig blieb. — Ich werde zeit meines Lebens an diese Scene gedenken, wie der alte Mann jammerte, und seine Hände rang, da er diese Rechnung erhielt, und vom Minister gezwungen wurde, seine kleine Pension, die er vom Könige hatte, ihm zu assigniren, so weit sie zu Tilgung der Schuld nöthig war. Mir selbst erpreßte dies Schiksal eine Thräne. Aber ich zitterte viel zu sehr vor dem Tirannen, als daß ich mich des Un=

glüklichen hätte annehmen sollen. Auch bin ich gewiß, daß alle meine Vorstellungen vergeblich gewesen wären. Denn der Herr v. Rosenthal hatte ihm schon gesagt, was ich ihm hätte sagen müssen: daß es grausam sey, einen Mann erst bis auf den Tod zu peinigen, und Galeerenarbeit aufzulegen, und dann noch dasjenige als Schuld von ihm zu fodern, was er blos auf die nothdürftigste Sätigung, und Leibesbedekkung verwendet hätte: ja daß es unmenschlich sey, einen alten Mann erst aus seinem Brode herauszureissen, in ein fremdes Land zu schleppen, und dann nicht nur nakkend fortzuschikken, sondern auch zu zwingen, ihm die kleine Summe zu verschreiben, von welcher er künftig seinen Hunger stillen, und seinen Kindern Brod geben müßte: und daß das alles um so abscheulicher sey, da diese Härte ein reicher Mann gegen einen — edeln und rechtschafnen — Armen verübte.

Der philanthropinische Gottesdienst fehlte ganz. Es war nichts von alle dem veranstaltet, was durch Feierlichkeit und sinliche Darstellung irgend einen großen Gedanken in der Seele des

Zöglings aufwekken, irgend ein wirksames Gefühl für Gott, und Tugend erregen oder erwärmen konte. Wir gingen alle Sonntage einmal, des Morgens, in unsere Kirche oder Kapelle, und hatten da Gesang und Predigt, wie man sie überall findet, d. h. den simbolischen Büchern gemäß, und dem homiletischen Leisten angepaßt.

Um die Spiele und Vergnügungen der Kinder sahe es eben so traurig aus. Als ich kam, war noch gar nichts da. Denn es solte nun erst alles philanthropinisch werden. Aber der Herr v. Salis schlug überall selbst vor, und ich sagte zu allem Ja: weil ich schon wußte, daß er seine Einfälle für unverbesserlich hielt, und sie schon mit seiner Sparsamkeit in Harmonie gebracht hatte, so daß ich es nicht wagen durfte, hier Disharmonie wollen zu scheinen. Es waren um das Schloß herum die anmuthigsten und schattenreichsten Orte, die gewählt werden konten. Aber der Minister wolte keinen nuzbaren Flek missen, sondern bestimte den ihm ohnehin unnüzzen Schloßgraben dazu, unter dem Vorwande, daß da die Kinder bei ein-

ander gehalten, und übersehn werden könten. Das war denn ein Graben bei vierzig Ellen breit, und zwanzig Ellen tief, mit dikker Mauer umgeben, der gerade seiner Länge nach von der heissen Mittagssonne beschienen wurde. Hier lag also die Sonne unaufhörlich, und verursachte, der Tiefe halber, eine unerträgliche Hizze. — Herr Salis bauete, weil nicht ein einziger Baum darinnen war, einen Schuppen am Ende des Grabens, dessen Dach der einzige Schatten war, den man geniessen konte. Hier waren Kegel zum Spiel, und Grabscheite und Rechen, zur Gartenarbeit, für welche auf der andern Seite ein Streifchen Erdreich angewiesen war. Das war der Zeitvertreib alle. Das war die ganze Philanthropinische Gymnastik.

Ich — konte für die Erziehung nichts thun. Der Minister hatte mir alle Einmischung ins Oekonomische gänzlich untersagt. Meine Arbeit war, Schule halten, Lehrmethoden vorarbeiten, und die Lektionen und Schüler in ihre Klassen vertheilen. Ich konte keinem Bedienten befehlen, ein Glas Wasser zu holen. Ich konte keinen Lehrer

zu seiner Schuldigkeit anhalten. Ich mußte alles dem Minister anzeigen, und es darauf ankommen lassen, ob ers vergessen oder besorgen, ob ers so oder anders einrichten, ob er meinen Tadel behaupten oder die Verantwortung gegen mich geltend machen wolte.

Man sage, ob es für einen Mann, der wirklich vor Begierde brante, Gutes zu stiften, und der mit solchem Feuer zu arbeiten gewohnt war, ein elenderes Leben geben konte? — War dieser elende Zustand des Instituts, der so sehr den prahlerischen Ankündigungen im Publikum widersprach, meinem Eifer, den ich anwandte, um meine Pflicht zu erfüllen, nicht ein tägliches Leiden? — War diese Zurüksezzung, diese Ausschliessung von aller Theilnahme an der Sorge für das unzertrenbare Ganze nicht tägliche Kränkung? War mein unermüdeter Fleiß bei der spröden Begegnung des Fürsorgers, der nie eine freundliche Mine mir gab, mit sichtbarem Mistrauen nur auf Spuren meiner geträumtem Herschsucht lauerte, mir für meine Arbeitsamkeit und Eifer nie die geringste Zufriedenheit bezeigte, jede Stunde, die ich zu meiner Er-

holung anwendete, mit schelen Augen als ein Raub seines Eigenthums betrachtete, und selbst meinen Lohn mir so zuzeddelte, daß ich nie über eine Summe von hundert Thalern gebieten konte, — nicht eine immerwährende Peinigung?

Und nun denke man sich zu dem allen noch die beständige Furcht, in der ich leben mußte, diesem hartherzigen Mann durch einen Fehltrit zu misfallen, oder durch eine Verleumdung gehässig zu werden, und dann seine bisherige Kälte, und Sprödigkeit in eigentliche Bedrükkungen übergehen zu sehen, und — bei dieser Furcht noch den bangen Gedanken, daß gegen einen so mächtigen Mann, in diesem Lande, keine rechtliche und entscheidende Hülfe war — daß dieser bei seiner Macht so hartherzige Mann mich schlechthin in seinen Händen hatte, und mich allenfals so lange quälen, und martern konte, bis ich aus Desperation davon lief, ohne irgend einen Regreß an ihm zu behalten. War dieser Zustand weniger als Fegefeuer?

Aber noch das allererschreklichste! Ich hatte in Deutschland alle meine Konnexionen aufgegeben. Ich hatte in Bünden alle meine Schriftstellerarbeiten unterbrochen, und mein ganzes theologisches Studium auf die Seite gelegt. Ich war noch überdies mit dem bösen Namen aus Deutschland gegangen, daß ich ein Irlehrer sey, und wenn ich nicht selbst ging, in Giessen würde seyn abgesezt worden. Ich hatte also nicht die geringste Hofnung, jemals aus Deutschland wieder einen Ruf zu erhalten. Man denke sich diese Hofnunglosigkeit, bei jener Furcht vor einer möglichen Verschlimmerung meines schon an sich höchst traurigen Schiksals, und sage dann, ob dies Leben nicht — fast eine Hölle war?

Ich habe in Stunden des einsamen Nachdenkens auch wirklich Höllenqual ausgestanden, und bin der Muthlosigkeit mehr als einmal nahe gewesen: besonders nach Beendigung des Michaelis-Examens, bei welchem der Undank des Ministers gegen die ganz unsäglichen Arbeiten die ich geleistet hatte, und die äuserste Herabwürdigung meiner Person, mich vollends ganz zu Boden

schlug, und mich so weit brachte, daß ich mit den Verlust meiner Gesundheit in stäter Arbeit mich gleichsam betäuben mußte, um nur nicht meines Zustandes mir bewußt, und zur Verzweiflung hingerissen zu werden. —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Philanthropinische Prüfungsfeierlichkeiten.

Ich hatte den Sommer über gearbeitet wie ein Gauel, und geduldet wie ein Lamm. Am Ende desselben verlautete äuserlich, (denn der Minister theilte mir nie sein Vorhaben mit) daß zu Michael das Philanthropin dem ganzen Publikum in seinem vollen Glanze zur Schau gegeben werden solte.

Schrekken und Angst überfiel mich. Denn ich war der Mann, auf den das Publikum sein

Auge geheftet hatte. Ich hieß Direktor des Philanthropins. Von mir war es bekant, daß ich mit Basedow vier Wochen lang gelebt hatte, um ein Meisterstük auszubrüten. Von meinen Talenten so wie von meiner Thätigkeit hatte man die größten Erwartungen. Also war es augenscheinlich, daß man den Menschenfreund Salis blos wegen der 50000 Gulden bewundern würde, die er aufgewendet zu haben versicherte, und daß ich, für die Erndte dieser reichen Aussaat, würde in Anspruch genommen werden. Salis, mußte es heissen, hat sich so patriotisch aufgeopfert, hat alles angewandt um ein volkomnes Institut zu begründen, was hat nun Bahrdt geleistet? Wie stehts nun um die Disciplin, um die Sitten der Zöglinge, um ihre Kentnisse, um die Methoden, um physikalische und moralische Erziehung? Wie sehr wird mans nun den Lehrern und Kindern ansehen, daß sie bereits ein ganzes halbes Jahr in den Händen eines solchen Direktors gewesen sind? — Was konte ich nun wol mir, nach der gegebnen Beschreibung von meiner Lage, und der wirklichen Beschaffenheit des Instituts, für einen Ausgang versprechen! Mußte ich nicht fürchten,

daß alle Welt über mich die Köpfe schütteln, und — daß Herr Salis selbst, bei auffallenden Blösen des Instituts, über mich die Achseln zukken, und lieber meine als seine Ehre opfern würde?

In dieser Angst sprach ich den Minister, und fragte ihn, ob dem so sey, daß das Institut einer öffentlichen Prüfung ausgesezt werden solle? Er bejahte die Frage frostig, und glaubte mir schon alles gesagt zu haben, was ich zu wissen nöthig hätte. Ich wolte mehr wissen. Ich verlangte Unterricht, wie er diese Prüfungen einrichten würde. Aber er fertigte mich damit ab, daß er zu seiner Zeit die Sache selbst gehörig veranstalten würde. — Man höre, wie mirs gieng.

Der Minister verreisete, ohne mir ein Wort zu sagen, ohne die geringsten Verhaltungsbefehle zurükzulassen. Dem Herrn Baviere, und dem Inspektor hatte er gesagt, daß bei seiner Zurükkunft viele Fremde aus der Schweiz sich einfinden würden, um einer feierlichen Prüfung beizuwohnen. Man solle sorgen, daß alles in guter Ordnung gefunden werde. Das war alles.

Jezt stekten wir alle ängstlich die Köpfe zusammen, und berathschlagten, was jeder zu thun habe. Denn alle zitterten vor dem Minister, und vor dem Drohen seines Bliks. Keiner hatte einen Begrif von solchen Prüfungsfeierlichkeiten. Keiner wußte, was der Minister darunter verstund, daß alles in guter Ordnung seyn solte. Und doch wolte keiner das Unglük erleben, daß der Minister bei seiner Zurükkunft ihm einen Vorwurf machen konte.

Was solte ich, bei dieser algemeinen Verwirrung, anders thun, als mich der Sache ohne alle Instruktion unterziehn, und nach eignem Gutdünken einen Plan entwerfen, nach welchem die Feierlichkeiten vor sich gehen solten. Ich sezte voraus, der Minister wolte das Publikum befriedigt wissen. Ich sahe die Unmöglichkeit, es mit lauter Warheit zu befriedigen. Also beschloß ich, durch Täuschung zu ersezzen, was an Warheit abgieng. Ich machte meinen Plan so, daß wir drei Tage Feierlichkeiten hätten, und alle Tage für die neugierigen Zuschauer etwas neues zu sehen war, was sie für unser Institut einnehmen konte. Mit einem Worte, ich machte es wie Basedow. Ich

gab den Augen, und der Phantasie des Publikums so viel ich geben konte.

Ich hatte zur Vorbereitung ohngefähr eilf Tage Zeit. In dieser Zeit vergaß ich Mahlzeit und Schlaf. Ich sezte mirs in den Kopf, dem Minister ein herkulisches Stük Arbeit zu liefern, und durch den Grad meines Eifers für die Erhaltung seiner Zufriedenheit, wenigstens einmal eine freundliche Mine, oder gar einen dankenden Händedruk mir zu erringen. Und Am Stein selbst, welcher Zeuge meines übermenschlichen Fleißes war, weissagte mir jezt, daß der Minister Freude über mich haben, und bezeugen würde.

Und nun wil ich nur kürzlich meine Arbeiten zusammen rechnen. Ich präparirte erstlich meine Lehrer täglich auf diejenigen Lektionen, welche dem Publikum zur Schau gegeben werden solten. Ich arbeitete das ganze philanthropinische Gesezbuch aus, an welches noch gar nicht gedacht worden war, und welches alle Pflichten und Funktionen des Fürsorgers, Direktors, Inspektors und aller Lehrer enthielt nebst allen Vorschriften, welche die

physikalische und moralische Erziehung der Kinder erzielten. Es war über vier Bogen stark, und stelte ein Ideal dar, davon wir nie den zehnten Theil in Ausübung gebracht haben und bringen konten. Ich verfertigte eine Rede, die eine Stunde lang dauerte, mit welcher ich am ersten Tage die Solennitäten eröfnen wolte: dann eine etwas kürzere Rede für den Nachmittag, welche vor der feierlichen Publikation des Gesezbuchs vorhergehen solte, nebst einer Schlußrede. Ich machte drei Reden, mit welchen die drei philanthropinischen Tempel im schattenreichen Haine feierlich eingeweiht werden solten, — der Tempel der Weisheit, der Tempel der Tugend, und der Tempel der Wolthätigkeit. Ich präparirte eine Komödie, welche die Zöglinge aufführen solten. Ich machte Gesänge, welche bei den drei Processionen zu den drei Tempeln, auf dem Wege ertönen solten. Ich entwarf für den Druk einen halben Bogen, welcher die Beschreibung aller Feierlichkeiten enthielt, die auf jeden Tag zu sehen waren, und welcher unter die Fremden vertheilt werden solte. Ich bereitete mich selbst auf alle meine Probelektionen, die alle in sokratischer Lehrart gehalten werden solten.

Dieses alles leistete ich durch täglichen und nächtlichen Fleiß, und bearbeitete gewiß alles so, besonders meine Reden, daß selbst der denkende Zuhörer Vergnügen, und Rührung empfinden mußte. In jeder Rede neue und intressante Gegenstände. In jeder Rede eine eigne Manier. In jeder eine angemessene Art des Ausdruks, und der Deklamation. Kurz ich that, bis zur äussersten Abspannung meiner Kräfte, mein möglichstes, um das Publikum zu befriedigen, und meines Befehlshabers Beifall, und Zufriedenheit zu erlangen. Und Gott weis es, daß ich bei der Arbeit, wenn der Schweiß meine Kleider durchnezte, mit innigster Heiterkeit und Freude es dachte, und mich durch und durch dabei erquikt fühlte, daß Salis jezt zu Zeichen der Güte gezwungen werden würde.

Salis kam — und mit ihm ein Schwarm lauter kompetent seyn wollender Richter. Der heilige Lavater unter ihnen! — Ich neigte mich ehrerbietig, und überreichte dem Minister den halben Bogen. „Sie haben mich nicht vorher in„struirt. Ich habe es also wagen müssen, die „Prüfungsfeierlichkeiten vorläufig zu veranstalten.

„Ich schmeichle mir, durch unermüdeten Fleiß „mich Ihres Beifals würdig gemacht zu haben.“ — Er sahe das Blatt an, stekt's im Augenblik ein, und sagte kalt: es ist gut, Herr Direktor. — Sein Auge glühte, und ich merkte, daß er schon mit Papiere und dem Inspektor gezankt, und über Dinge getobt hatte, die seiner Erwartung recht gemäß gewesen waren.

Die Fremden wurden einquartirt und bewirthet, und ich — blieb auf meiner Stube, ohne daß Salis nach mir fragte, und seinen Direktor irgend einem Fremden vorstelte. Darin suchte Salis Größe, daß er einen Mann von meinem Range in dem Haufen der Lehrer und Schüler sich verlieren ließ. Er fürchtete, selbst minder groß zu erscheinen, wenn er mich auszeichnete.

Sein erstes Geschäft war, alle Zöglinge zu versammeln (aber ohne mich) und sie dem großen Seher von Zürich vorzustellen. Mein Heres war als Zuschauer dabei. Und der hat mir erzählt, was folget. — Lavater steht mit Salis, und hat das Philanthropin als halben Mond um sich her.

Salis bittet ihn laut, in einem Tone, wie wenn ein Heil'ger mit einem Seraph spricht, daß er doch, durch die Zaubermacht seiner Physiognomik, die drei besten Köpfe ihm heraussheben möchte. Lavater wils. Er geht durch den halben Mond, nimt jeden ins Fas und Profil, und zieht endlich drei hervor, unter denen einer wirklich *unser* bester Kopf, aber zwei die dümsten Jungen von der Welt waren. Salis erschrikt vor der Blösse des Seraphs, und zupft ihn schnel bei dem Flügel seines Gewandes. Lavater fühlts. Schnel wendet er sich. Halt, ich wil sie erst ins Profil nehmen. Und nun versichert er, daß sie im Profil sich ganz anders zeigten, und sprach die beiden dummen Jungen von der Ehre der Geniehaftigkeit los. — — —

Den andern Morgen began nun das dreitägige Fest. Der Minister ließ mir sagen, daß man sich um neun Uhr versammeln würde. Ich machte mich gefaßt. Ich wandelte auf dem Gange vor meinem Zimmer auf und ab, und erwartete meinen gebietenden Herrn. Gegen halb neun Uhr erschien er, und foderte das neue Gesezbuch. Er eilte davon, und kam nach einigen Minuten mit

einem Tigergesicht zurük, daß bei seinem Anblik das Herz mir erbebte, und alle meine Hofnungen sanken, die ich von seinem Beifal geträumt hatte.

Seine Augen funkelten. Seine Hände zitterten. Sein Mund schäumte. Er biß die Zähne zusammen. Er gieng ein paarmal auf und ab, wie wenn er nachdächte. Auf einmal fuhr er heraus: Was haben Sie gedacht, Herr Direktor? Wollen wir uns vor aller Welt prostituiren?

Ich — schlechterdings überzeugt, daß ich nun nicht erst zum pecus campi geworden seyn könte — fragte erschrokken, aber doch mit mänlichem Ton: wie so? Herr Minister. Ich habe, als ehrlicher Mann, mit Anwendung aller meiner Kraft gearbeitet. Und ich halte es für unmöglich, daß meine Arbeit mir oder Ihnen Schande machen solte. Ich bin begierig zu erfahren, was ich versehen habe.

Nichts versehn? erwiederte er. Konten Sie wol, bei sorgfältiger Bearbeitung dieses Gesezbuches, auf den übereilten Gedanken gerathen,

mir selbst Gesezze vorzuschreiben? Müßten die Leute nicht lachen, wenn sie den Herrn und Befehlshaber des Ganzen von seinem angestelten Direktor instruirt sähen? Ist es nicht seltsam, dem Gesezze zu geben, der selbst alleiniger Gesezgeber ist? — Dies sagte mir der Mann in einem Jast, der den höchsten Grad von leidenschaftlicher Bewegung anzeigte.

Und nun hatte ich alles bei ihm verscherzt, was noch zu gewinnen gewesen war. Ich hatte seinen Stolz beleidiget. Und dieser Stolz hatte ihn dermaßen verblendet, daß er alles vergaß, was zu meiner Rechtfertigung diente. Er bedachte nicht, daß ich ja mit der Entwerfung des Gesezbuchs nicht Gesezze gemacht, sondern nur vorgeschlagen hätte: daß der Name Gesez hier gar keine eigentliche Bedeutung hatte, indem lauter moralische Obliegenheiten in dem Gesezbuche enthalten, und dem Fürsorger wie allen andern vorgezeichnet waren: daß es ja in seiner Gewalt stund zu ändern, und wegzulassen, was er wolte: daß es ja kein Verbrechen der beleidigten Majestät war, in dem Gesezbuche des Philanthropins die Pflichten

des Fürsorgers so gut aufzusuchen, wie die Pflichten des Direktors, und der übrigen Mitglieder. — Aber man sieht, wie unbändig der Herscherstolz dieses Mannes seyn mußte, da er sich durch ein wahres Nichts so beleidigt finden, und darüber in Wuth gerathen konte, daß ich im Gesezbuche einen Abschnit für den Fürsorger gemacht hatte.

Der klärste Beweis, daß es blosser Stolz war, ergab sich daraus, daß der Minister hernach in meinem ganzen Aufsazze kein Wort änderte, sondern blos im ersten Abschnitte den ersten Paragraph umschmolz, und statt der Worte: der Fürsorger ist die erste Person im Philanthropin und sol ꝛc. ohngefähr diese sezte: der Fürsorger ist der Hausvater im Philanthropin, und folglich der alleinige Gesezgeber, und wird daher ꝛc.

Nachdem dieser Sturm vorüber war, nahmen die Prüfungsfeierlichkeiten ihren Anfang, und es gieng drei Tage lang alles den Gang, den ich in meinem Plane vorgezeichnet hatte. Man sahe es überall, daß Lavater und noch etwa zwei Personen das hohe Gericht ausmachten. Nach mei=

nem Urtheile gieng alles so ziemlich erträglich, und wer tolerant urtheilen wolte, muste sagen, daß ich für die erste Zeit genug geleistet hatte.

Am dritten Tage spielte Salis die größte Komödie, die noch je gespielt worden ist. Des Nachmittags weihete er selbst die drei philanthropinischen Tempel ein. Denn mich ließ er nirgends einen Aktus verrichten, den sich der Oberherr nur mit einigem Rechte zueignen konte. Ich mußte also blos den Redner machen. — Das ganze Institut, mit allen Fremden, zog in Procession den Berg hinauf, und der Herr Minister ließ drei Scheite Holz, an dem einen Ende zugespizt, sich nachtragen. — Er ersahe sich unten drei Plätze, und führte von einem zum andern. Auf jedem mußte ich meine Rede ablegen, und er sprach dann, indem er ein Scheit Holz mit der Hand faßte, und es zum Einschlage hinstelte, die Worte: „so weihe „ich denn den Tempel der Weisheit!" und darauf keilte der Bediente das Scheit fest. — Das war die Einweihung! — Und von der Zeit an haben die Scheite Holz gestanden, so lange ich in Marschlinz war, und kein Mensch hat je daran

gedacht, die Tempel zu errichten, geschweige sie zu besuchen, und Gebrauch davon zu machen. — Das hieß doch wol das Publikum äffen?

Am zweiten Tage erzeigte mir endlich Herr Lavater die Ehre, mich mit dem Minister auf meinem Zimmer zu besuchen. Ich war wirklich begierig — nicht, den Mann zu sehn — sondern zu erforschen, ob, bei seinen sonderbaren Meinungen, Gründlichkeit, und philosophischer Geist sich fände. Denn gelesen hatte, und hab ich wenig von ihm. Er kam, und ich leitete gleich das Gespräch dahin, wohin es meine Neugierde haben wolte. Ich bat ihn, im Tone des Lernbegierigen, mir doch zu sagen, was für exegetische Gründe er habe, eine übernatürliche Kraft des Glaubens, und des Gebets zu behaupten. — Besser hätte ich ihn freilich gefragt: ob er mir von einer übernatürlichen Kraft einen deutlichen Begrif mittheilen könne? — Aber ich muß es aufrichtig bekennen, daß der Mann, in seinem Zürcher Dialekt, mir eine so jämmerliche Bibeldolmetschung daher worgte, der ich in meinem neunzehnten Jahre schon mich geschämt haben würde, da ich eben an-

gefangen hatte, durch Fischern auf den Weg der grammatischen Interpretation geführt zu werden. Von der Zeit an hat alles, was ich von Lavatern hernach neues hörte, alles Intresse für mich verloren: weil ich hier so gar nichts von gesunden Sprachkentnissen, und noch vielweniger von philosophischer Gründlichkeit finden konte. Alles, was er sagte, hatte die Phantasie aus den Ausdrükken der Apostel herausgeklaubt, und nur seine Energie des Ausdruks konte den Nichtkenner täuschen, diese wilkührlichen Deutungen schön, und wahr zu finden.

Die hochposaunte Prüfungsfeierlichkeit des Marschlinzer Philanthropins war nun vorüber, und ich — hatte für meinen ungeheuren Fleiß statt Dank und Beifall, Vorwürfe und frostige Begegnungen geerndet. Am ersten Tage sogar war ich gar nicht eigentlich zum Mittagsessen eingeladen, sondern ich mußte, in blosser Voraussezzung, daß ich dazu gehöre, mich eindrängen und — froh seyn, daß ich aus meinem eignen Zimmer einen Stuhl schnell genug herbeischaffen, und an der Ekke der Tafel mich noch anbringen konte, weil

für die Menge der Menschen, die da mitessen wollten, die erbärmlichste Veranstaltung getroffen war. Die übrigen Tage blieb ich für mich, und Salis zog mich weiter zu keiner Gesellschaft. Und so bald die Fremden abgereiset waren, mußte ich in meinem Pflug mich wieder einspannen, und die Winterlektionen eröffnen.

Ausser meinen ordentlichen Arbeiten wurde mir nun die Ausarbeitung des Marschlinzer Erziehungsplans übertragen, welchen Herr Hofrath Deiner, zu drukken bekam. Dieses mit vielem Fleiße gefertigte Werk kostete mich fast alle meine Erholungsstunden, und ich kan, auch dafür, mich keines Lautes von dem Minister rühmen, der einem Danke ähnlich gewesen wäre. Uebrigens bekenne ich öffentlich, daß ich auf hohen Befehl meines Herrn Fürsorgers in diesem Buche so viel gelogen habe, als noch kein Schriftsteller gelogen hat. Nicht ein Drittel von der schönen Lehrmethode, gymnastischen Uebungen u. d. ist je in Ausübung gekommen, ja nicht einmal dazu bestimt gewesen. Das Publikum solte blos ein Ideal von philanthropinischer Erziehung erblikken, und —

sich einbilden, daß das diejenige sey, die in Marschlinz realisirt wurde.

Während dieser Arbeit — man denke sich diese Anhäufung meiner Leiden mit der Verfinsterung meiner Aussichten in die Zukunft — erhielt ich, wenig vorbereitet, die Nachricht von meines Vaters Tode. Ich war eben im Begrif, in die erste Frühlektion zu läuten, da der Minister den Brief mit dem schwarzen Siegel mir brachte. Ich kante meines Bruders Hand und Siegel, und wußte also, beim ersten Anblik des Briefes, — seinen schreklichen Inhalt. Und doch läutete ich fort, hielt den ganzen Vormittag meine Lektionen, mit aller der Lebhaftigkeit, mit der ich sie sonst zu halten gewohnt war, und dachte — erst um eilf Uhr, da ich in meine Wohnung zurükkehrte, wieder an den Trauerbrief — erzählte die Unglükspost meinem Weibe, die in Thränen zerfliessen wolte, — aß bei gutem Appetit mein Mittagsbrod — antwortete gleich nach Tische meinem Bruder, der mich gebeten hatte, dem Erbtheile zu entsagen, und alles meiner lieben Mutter zu lassen, damit sie ohne Bekümmerniß leben könte:

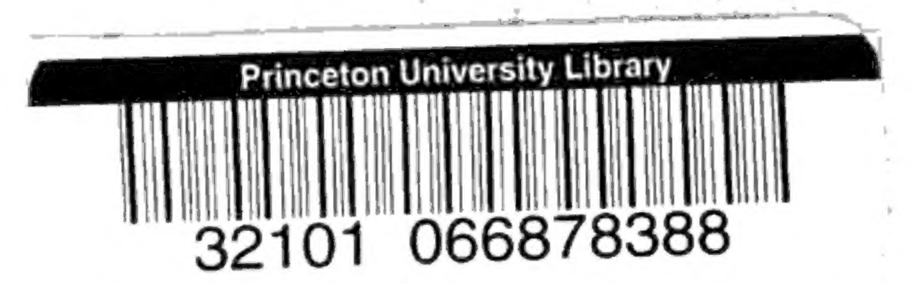
„daß ich von ganzem Herzen dazu bereit sey,
„und — nichts verlange;" ließ dann die mich ängstenden Trauerbilder bei der Mittagsruhe mit mir entschlummern, und — that, nach wie vor, meine Arbeit, mit Heiterkeit und Kraft, — nur selten durch den quälenden Gedanken gestört, was doch Gott noch aus mir machen werde?

Ende des zweiten Bandes.

Halle,
gedrukt bei F. D. Francke.

Digitized by Google

Digitized by Google


Princeton University Library
32101 066878388

ANNEX A

Digitized by Google

Digitized by Google